Biogr. 1214.

Vt. iii 29

1237

FRANZ MARIA AROUET
VON VOLTAIRE
geb. zu Paris d. 22 November 1694

Leben Voltairs

von dem

Marquis von Condorcet.

Mit den

Autobiographiſchen Nachrichten

Voltairs;

nebſt

Rechtfertigungsſtücken

und andern Beylagen.

Aus dem Franzöſiſchen

mit

Anmerkungen und Zuſätzen

des Ueberſetzers.

Mit Churfürſtlich Sächſiſchem Privilegium.

Berlin.

Bey Johann Friedrich Unger.

1791.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sr. Hochwohlgebohrnen

dem

Herrn

Etatsrathe von Schirach

in Altona;

und

Sr. Wohlgebohrnen

dem

Herrn Hofrath Wieland

in Weimar

gewidmet

von dem Ueberſetzer.

Warum ich Ihnen, verehrte Männer, die Ueberſetzung nachſtehender Biographie widme, brauche ich nicht erſt beſonders zu ſagen. Jeder Leſer, dem es nicht ganz an Kenntniß der Deutſchen Geſchichte und ſchönen Wiſſenſchaften fehlt, wird die natürliche Veranlaſſung dazu von ſelbſt leicht einſehen. Der geſchmackvolle Kenner und Erklärer der Alten, der philoſophiſche Biograph großer Deutſchen, der Geſchichtſchreiber der Zeit — und der Nachwelt; und der originelle Sänger des Oberons, neuen Amadis, Idris, der Verfaſ-

ſer des Agathons und ſo vieler andern reizenden Gemälde, der faſt in allen Fächern des Schönen ein ſo hohes Muſter geworden — ſind von der Seite des Genies, Geſchmacks und ſeiner Wiſſenſchaft zu verwandt mit dem großen Manne, der der Aufklärer des Jahrhunderts, der Vater der Grazie in den Wiſſenſchaften, und der Liebling der beyden erſten Genies auf den Europäiſchen Thronen war, als daß Ihnen nicht das Teſtament ſeiner Werke und Handlungen vermacht werden müßte. Ich würde hier Parallelen ziehen, die die Kritik nicht minder treffend und

richtig finden würde, als die dem vaterländiſchen Publiko ſo glücklich dargeſtellten Parallelen des Plutarchs, wenn ich die Einſicht und das allgemeine Urtheil des Publikums weniger zu kennen glaubte. Im Tempel des Geſchmacks ſtehen die Genies neben einander; im Tempel der Moral die Deutſchen weit über den Sänger Heinrichs des Großen. Die ſatyriſche, boshafte Muſe deſſelben, deren Geſang keinem biedern Deutſchen gefiel, iſt mit ihm verſtummt; ſein ſchöner Geiſt lebt in der Geſchichte und Dichtkunſt der Deutſchen fort.

Wandeln Sie, verehrte Männer, noch lange auf dem Wege der Unſterblichkeit! Sie ſind des Ziels lange gewiß. Allein es bedarf erfahrner Wegweiſer, deren Schritte die Gefilde der Wiſſenſchaften bahnen und verſchönern.

Mit den Empfindungen der größten Hochachtung empfehle ich mich Ihrem freundſchaftlichen Andenken.

Der Ueberſetzer.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Nachſtehendes iſt eine Ueberſetzung des vor kurzem zu Paris erſchienenen Werks: Vie de Voltaire par Mr. le Marquis de Condorcet. Kein Schriftſteller dieſes Jahrhunderts hat ſich durch den ausgebreiteten Einfluß, den er gehabt, durch die Revolution, die er in den Wiſſenſchaften und noch mehr in den Köpfen hervorgebracht hat, ſo merkwürdig gemacht, als Voltaire. Ueber keinen Gelehrten ſind die Urtheile ſo verſchieden geweſen, als über ihn. Die uneingenommene Gerechtigkeit hat ihn als den Coloß der Litteratur, als das erſte Genie an Witz, an Erfindungs-

und Urtheilskraft betrachtet, und die Bosheit des Neides ihn verſchrien, und die Dummheit oder der Fanatismus ihn herabzuwürdigen und zu verläſtern geſucht.

Qu'on m'en nomme un dans *Rome* et dans *Paris*,
Depuis *Céſar* jusqu'au *jeune Louis*,
De *Richelieu* jusqu'à *l'Ami d'Auguſte*
Dont un Pasquin n'ait barbouillé le buſte.

Man hat ihn als Menſchen entſchuldigt; und ihn andrer Seits auf das ſtrengſte verdammt. Dieſe widerſprechenden Urtheile wird man hier geprüft und am richtigſten beſtimmt finden.

Unter allen Schriften, biographiſchen Aufſätzen und Nachrichten, die aus ſo vielen Geſichtspunkten und Veranlaſſungen über Voltaire verfaßt worden, verdient unſtreitig das gegenwärtige Werk als das würdigſte angeſehen zu werden, was über

den großen Mann erſchienen iſt. Es enthält die Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner ſonderbaren, abwechſelnden Schickſale mit Präciſion und pragmatiſcher Auswahl, und die Geſchichte ſeines Geiſtes, der Produkte und Verdienſte deſſelben, mit einer kritiſchen Darſtellung und Beurtheilung geſchrieben, wie ſie nur ein Mann geben konnte, der ſelbſt Voltairſchen Geiſt beſaß, und mit den unſterblichen Werken ſeines Freundes lange vertraut war. Die litterariſchen Merkwürdigkeiten ſind hier mit den biographiſchen verbunden; und das mit Recht. Was eine Weltgeſchichte ohne die Geſchichte der Wiſſenſchaften ſeyn würde, — eine ſchöne Statüe, der man den Kopf abgehauen hätte — das, und noch mehr würde eine Biographie Voltairs ohne die Darſtellung ſeines Genies und ſeiner Werke ſeyn, die ihn eben ſo merkwürdig, ſo unſterblich machten.

So wenig der Meißel oder Pinſel eines Künſtlers einen erhabnen Gegenſtand ſchön und würdig darſtellen wird, wenn nicht der Reiz und die Idee deſſelben ſeine Seele und Vorſtellungskraft hinreißt und begeiſtert, eben ſo wenig wird auch das Lebensgemälde eines großen Mannes gut und intereſſant entworfen werden, wenn nicht der Biograph die Größe des Genies, der Unternehmungen und Verdienſte deſſelben lebhaft und mit Enthuſiasmus empfindet. Der philoſophiſche Hiſtoriker wird dabey nicht am Gängelbande der Phantaſie gehen, nicht idealiſche Züge an die Stelle der natürlichen und wirklichen ſetzen. Es kann dieſer Enthuſiasmus mit der Wahrheit beſtehen. Er iſt nicht die Folge einer blinden Anſtaunung; er iſt die Wirkung der Ueberlegung, des Beurtheilens und Vergleichens. So wird man es in der nachſtehenden Lebensbeſchreibung finden. Voltaire wird darin

als Menſch, als Weltbürger, als ſchöner Geiſt, als Philoſoph, mit mehr oder minder glänzenden Farben, mit dem Kolorite gemahlt, das für die jedesmalige Scene oder Stellung das paſſendſte iſt. So freymüthig er dachte, ſo freymüthig wird er geſchildert. Doch genug über das biographiſche Werk eines franzöſiſchen Großen, der ſich als Schriftſteller ſchon längſt einen zu ausgezeichneten Ruhm erworben hat, als daß er einer Apologie oder Lobrede bedürfte.

Einige litterariſche und anderweitige Sätze und Anführungen deſſelben, die gewagte Hypotheſen und Paradoxa ſcheinen können, würden kommentirt worden ſeyn, wenn man es nicht für beſſer gehalten hätte, dieſelben der eignen Einſicht und Beurtheilung der Leſer zu überlaſſen.

Dahingegen hat der Ueberſetzer dem Texte des Originals biographiſche Anmerkungen und Anekdoten beygefügt.

Ihr Inhalt iſt erläuternd und charakteri=ſtiſch und betrift bemerkenswerthe und in=tereſſante Gegenſtände. Man hoft da=her, daß ſie den Leſern angenehm ſeyn werden.

Zu der Biographie des Marquis von Condorcet iſt auch noch die Ueberſetzung der derſelben angehängten eignen biogra=phiſchen Nachrichten Voltairs — Me-moires pour ſervir à la vie de M. de Voltaire — hinzugefügt. Es erſtrecken ſich dieſe Memoires beſonders über den glänzendſten und merkwürdigſten Zeitpunkt des Voltairſchen Lebens, und enthalten ſo viele intereſſante eigne Geſtändniſſe und authentiſche Anführungen, daß ſie zur Vollſtändigkeit der Darſtellung nicht über=gangen werden konnten. Der naive, lau=nigt = bittre, und beſondre Ton, der in denſelben herrſcht, wurde bekanntlich durch beſondre Umſtände veranlaßt. Voltaire

ſchrieb dieſe Skizze kurz nach ſeinem Arreſte zu Frankfurt. Das frohe Gefühl, den goldnen Ketten und Verfolgungen des Hofes, wie er ſich ausdrückte, entkommen, und wieder im Schooße der Freyheit zu ſeyn, und noch mehr die Empfindung des Unwillens gaben ihm die Feder in die Hand. Daher die ſcharfen Züge gegen Friederich. Allein die baldige neue Freundſchaft dieſes großen Monarchen beſchäftigte auch bald die gereizte ſatyriſche Muſe wieder. Voltaire verurtheilte die aufgeſetzten Nachrichten zur Vergeſſenheit, und ſie blieben auch während ſeines Lebens unbekannt. Allein nach ſeinem Tode fand man unter ſeinen Papieren ein Exemplar derſelben, und ſie erſchienen gedruckt. Friedrich der Große bekam ſie zu Geſicht, dachte aber zu groß, als daß er ſich unwillig darüber hätte äuſſern oder den Manen eines Mannes nicht gerne vergeben ſollen, den er ſo leiden-

ſchaftlich geliebt und geſchätzt, dem er auch im Grabe noch Verehrung und Gerechtigkeit hatte wiederfahren laſſen. Die erhabenen Schilderungen ſeines Genies, ſeiner Regierungsgröße und Verdienſte in dieſen Memoiren, waren ihm ein überwiegender, ſchmeichelhafter Erſatz für die Epiſoden, die die Satyre darin verwebt hatte.

Einige ungalante Epitheta und cyniſch-epikuräiſche Raritäten in dieſen Memoires ſind von dem Ueberſetzer übergangen worden. Man wird ihm dieß aus verſchiedner Rückſicht gerne verzeihen. Die Ueberſetzung würde wahrſcheinlich durch ein paar kleine Zeilen großer Schmutzigkeiten nicht verſchönert worden ſeyn. — Die eingeſtreueten Verſe ſind, wenn ihr kurzer Inhalt es erlaubte, oder es das Eigenthümliche derſelben nothwendig machte, franzöſiſch und in proſaiſcher Verdeutſchung mitgetheilt.

Unter den dem Original beygefügten Beylagen und Rechtfertigungsſtücken hat der Ueberſetzer einige, die kein Intereſſe und beſondre Merkwürdigkeit hatten, ganz weggelaſſen, oder den Inhalt andrer auf das weſentlich Bemerkenswerthe concentrirt. Dahingegen ſind von ihm verſchiedne biographiſche Zuſätze, und die anderweitigen Merkwürdigkeiten und Partikularien über Voltaire aus den Björnſtåhlſchen Reiſenachrichten geſammlet und mitgetheilt worden.

In Anſehung der Reichhaltigkeit und speciellen Darſtellung der karakteriſtiſchen Eigenheiten und Merkwürdigkeiten des großen Mannes darf ſich demnach die gegenwärtige Ueberſetzung wohl mit Recht den Vorzug vor dem Originale zuſchreiben. — Was die allenfalls in dieſelbe eingeſchlichnen Druckfehler betrift (deren möglichſte Vermeidung indeß die vortrefliche Officin

des Herrn Verlegers hoffen läßt) ſo rechnet der Ueberſetzer auf gütige Nachſicht, da er die Correctur nicht ſelbſt hat beſorgen können.

Geſchrieben, nach der Michaelismeſſe 1790.

Der Ueberſetzer.

Die Lebensgeſchichte **Voltairs** muß die Geſchichte der Fortſchritte ſeyn, die die Wiſſenſchaften ſeinem Genie verdanken; die Geſchichte der Herrſchaft, die er über die Meynungen unſers Jahrhunderts behauptete, endlich die Geſchichte jenes langen Krieges gegen die Vorurtheile, den er ſchon als Jüngling erklärte und bis zu ſeinen letzten Augenblicken fortführte.

Aber wenn ſich der Einfluß eines Philoſophen bis aufs Volk erſtreckt, wenn er ſchnell wirkend und jederzeit ſichtbar iſt, ſo verdankt er ihn ſeinem Karakter, ſeinem Betragen, ſeiner Art zu ſehen, eben ſo ſehr, als ſeinen Werken. Eine genaue Darſtellung jener Eigenheiten iſt zum Studium des menſchlichen Geiſtes nicht wenig nützlich. Hat man je Hoffnung, denſelben kennen zu lernen, wenn man ihn nicht bey denen beobachtet, in welchen die Natur alle ihre Gaben und ihre Kraft entwickelt hat; wenn man nicht wenigſtens das bey denſelben aufſucht, was ſie mit andern Menſchen gemein,

oder von denſelben ausgezeichnetes haben? Der gewöhnliche Menſch empfängt ſeine Meynungen, ſeine Leidenſchaften, ſeinen Karakter von andern. Wie die Pflanze, die alles von dem Boden erhält, der ſie ernährt und von der Luft, die ſie umgiebt; ſo bildet er ſich in allem nach den Geſetzen, nach den Vorurtheilen und Gebräuchen ſeines Landes. Wenn man den gewöhnlichen Menſchen beobachtet, ſo lernt man die Herrſchaft kennen, der uns die Natur unterworfen hat; — aber nicht das Geheimniß unſrer Kräfte und die Geſetze unſers Verſtandes.

Franz Marie Arouet, der den Namen Voltairs ſo berühmt gemacht hat, wurde am 20ſten Februar 1694 zu Chatenay gebohren und am 22ſten November deſſelben Jahrs zu Paris in der Kirche St. Andre' des Arcs getauft. Seine außerordentliche **Schwächlichkeit** war die Urſache dieſer Taufverzögerung, die nachmals ſo viele Zweifel über die Zeit und den Ort ſeiner Geburt erregt hat. Eben ſo war man genöthigt geweſen, Fontenelle im väterlichen Hauſe zu taufen, da man an der Erhaltung eines ſo ſchwächlichen Kindes verzweifelte. Sonderbar genug, daß die beyden berühmteſten Männer dieſes Jahrhunderts, deren Laufbahn die längſte war, deren Geiſt ſich am läng=

ſten ganz erhalten hat, beyde in einem ſchwächlichen kraftloſen Zuſtande gebohren wurden.

Der Vater des Herrn von Voltaire war Schatzmeiſter bey der Rechnungskammer. Seine Mutter, **Margaretha d'Aumart** ſtammte aus einer adlichen Familie in Poitu. Man hat ihrem Sohne vorgeworfen, warum er den Namen **von Voltaire** angenommen, warum er dem damals bey der reichen Bürgerſchaft allgemeinem Gebrauche gefolgt ſey, nach welchem die jüngern Söhne ihrem älteſten Bruder den Familiennamen ließen, und ihre Namen von einem Lehn oder einem Landgute führten. In einer Menge von Schmähſchriften hat man die Geburt Voltairs zu verringern geſucht. Die Gelehrten, die ſeine Feinde waren, ſchienen zu beſorgen, daß die Perſonen von höhern Ständen ihre Vorurtheile zu leicht der Annehmlichkeit ſeiner Geſellſchaft, ihrer Bewunderung gegen ſeine Talente aufopfern, und einen bloßen Gelehrten mit zu vieler Gleichheit behandeln möchten. Dieſe Vorwürfe enthalten im Grunde Lob. Die Satyre greift nicht die Geburt eines Gelehrten an, wenn nicht ein Reſt von Bewußtſeyn, das ſie nicht unterdrücken kann, ſie lehrte, daß ſie den perſönlichen Ruhm deſſelben zu ſchmählern nicht werde vermögend ſeyn.

Das Vermögen, welches Herr Arouet beſaß, verſchaffte ſeinem Sohne zwey große Vortheile; zuerſt den einer ſorgfältigen Erziehung, ohne welche das Genie niemals die Höhe erreicht, zu der es würde haben gelangen können. Durchgeht man die neuere Geſchichte, ſo wird man finden, daß alle Männer der erſten Größe, alle die, deren Werke der Vollkommenheit nahe gekommen ſind, nicht die Mängel ihrer erſten Erziehung zu erſetzen hatten.

Nicht weniger ſchätzbar iſt der Vortheil, in einem unabhängigen Glückszuſtande geboren zu ſeyn. Nie hatte Voltaire das Unglück, weder zur Sicherung ſeines Unterhalts zur Entſagung ſeiner Freyheit genöthigt zu ſeyn, noch ſein Genie einer Arbeit zu unterwerfen, wozu der Mangel ihn zwang, noch ſich nach den Vorurtheilen oder Leidenſchaften eines Protekteurs zu richten. So war denn ſein Geiſt nicht von jenen Eindrücken von Furcht gefeſſelt, die nicht allein verhindert, gelehrte Werke hervorzubringen, ſondern ihnen auch den Karakter von Unzuverläßigkeit und Mattigkeit aufdrückt. Sicher vor den beunruhigenden Gedanken der Armuth, veranlaßte ihn auch ſeine Jugend nicht, jene ſklaviſche Blödigkeit anzunehmen, die bey ſchwachen Seelen das gewohnte Bedürfniß andrer Menſchen erzeugt, oder jene

Rauhigkeit, jene unruhige und argwöhniſche Reizbarkeit — bey ſtarken Seelen eine unfehlbare Folge der Widerſetzung zwiſchen der Abhängigkeit, unter die ſie die Noth ſchmiegt, und der Freyheit, die die großen Gedanken erfordern, welche ſie beſchäftigen.

Der junge **Arouet** wurde ins Jeſuiterkollegium geſchickt, wo damals die Söhne vom erſten Adel, die der Janſeniſten ausgenommen, erzogen wurden. Die Janſeniſten, beym Hofe verhaßt, waren ſelten unter Menſchen, welche damals durch die Gewohnheit genöthigt, eine Religion zu wählen, ohne ſie zu kennen, natürlich diejenige Religion annahmen, die ihren zeitlichen Vortheilen am angemeſſenſten war. Zu Lehrern der Rednerkunſt hatte er den Pater **Porée**, einen Mann von Einſicht und gutem Karakter, der in dem jungen Arouet den Keim zum **großen Mann** erblickte — und den Pater Jay. Dieſer, dem die Kühnheit ſeiner Gedanken und die Freyheit ſeiner Meynungen auffiel, ſagte ihm vorher, daß er **der Anführer der Deiſten in Frankreich ſeyn würde** — Prophezeihungen, die der Erfolg beyde beſtätigt hat!

Wie Voltaire das Kollegium verließ, fand er im väterlichen Hauſe ſeinen Pathen und den alten Freund ſeiner Mutter, den Abbé von

Chateauneuf, wieder vor. Dieß war einer von den Perſonen, die ſich entweder aus Gefälligkeit oder durch eine augenblickliche Regung von Ehrgeiz, den ihre Seele nicht kennt, ſich dem geiſtlichen Stande widmen und nachmals das Glück und die Auszeichnung der prieſterlichen Würden, der Neigung eines freyen Lebens aufopfern, indem ſie ſich nicht entſchließen können, die Maske der Scheinheiligkeit immer auf ihrem Geſichte zu tragen.

Der Abbe' von **Chateauneuf** ſtand mit der Mamſell **Ninon** in Verbindung. Sein Verſtand, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine freye Denkungsart hatten ihm längſt bey ihr Verzeihung der etwas zu geräuſchvollen Vorgänge ſeiner Jugend bewirkt. Die gute Geſellſchaft wußte es ihm Dank, daß er ſeine alte Freundinn, die Madame von **Maintenon**, hintangeſetzt hatte, die ihm verſprach, ihn an den Hof zu rufen, falls ſie zur Devotion ſich wendete. Der Abbe' von Chateauneuf hatte Voltaire der Ninon vorgeſtellt. Er war noch ein Kind, aber ſchon Poet, der in kleinen Epigrammen ſeinen Janſeniſten von **Bruder** durchzog und die Moiſade des **Rouſſeau** mit Annehmlichkeit recitirte.

Ninon hatte an dem Eleven ihres Freundes Gefallen gefunden und ihm in ihrem Teſtamente 2000 **Franken** zum Ankaufe von Büchern

vermacht. So lehrten ihn alſo, ſelbſt ehe ſeine Vernunft gebildet war, glückliche Umſtände, das Studiren und die Arbeiten des Geiſtes als eine angenehme und ehrenvolle Beſchäftignng anſehen, uud eben dieſe glücklichen Umſtände, die ihn Perſonen näherten, welche über Volksmeynungen erhoben waren, zeigten ihm, daß der Geiſt des Menſchen frey geboren iſt und daß er das Recht hat, alles zu beurtheilen, was er einſehen kann, indeß durch eine niedrige Ergebenheit gegen Vorurtheile, die gewöhnlichen Erziehungen den Kindern nur die verächtlichen Beweiſe ſeiner Sklaverey zeigen.

Scheinheiligkeit und Intoleranz herrſchten damals am Hofe **Ludwigs des** XIV. Man beſchäftigte ſich an demſelben mehr den Janſenismus auszurotten, als die Uebel des Volks zu erleichtern. Die Verbreitung der Ungläubigkeit hatte Catinat das Zutrauen entzogen, das ſeine Tugenden und ſeine Kriegstalente verdienten. Dem Düc de **Vendome** machte man den Vorwurf, daß er bisweilen bey der Meſſe fehle. Seiner Unfrömmigkeit ſchrieb man die Siegesthaten des ketzeriſchen **Marlborough** und des ungläubigen **Eugens** zu. Dieſe Hofandächteley hatte die Perſonen empört, die ſie nicht hatte anſtecken können. Aus Abſcheu gegen die Glaubensſtrenge von Ver-

ſailles gaben ſich die glänzenden Geſellſchaften von Paris den Schein, die Freyheit und die Vergnügungen bis zur Ausſchweifung zu treiben.

Der Abbe' von Chateauneuf führte den jungen Voltaire in dieſe Geſellſchaften, und beſonders in die des Herzogs von Sully, des Marquis von la Fare, der Abbe's Servien, Courtin und von Chaulieu. Der Prinz von Conti und der Oberprior von Vendome nahmen öfters Theil an demſelben.

Hr. Arouet hielt ſeinen Sohn für verloren, als er erfuhr, daß er Verſe mache und dieſe Geſellſchaften beſuche. Er wollte eine Magiſtratsperſon aus ihm machen — — und ſah ihn mit einem Trauerſpiele beſchäftigt. *) Die

*) Sein Vater hatte ſchon öfters in ihn gedrungen, daß er ſich zu einem gewiſſen Stande beſtimmen ſollte. Auf die erſte Anfrage, was er werden ſollte, antwortete der junge Voltaire: „Ich „will ein Gelehrter werden.“ Das iſt, erwiederte ihm voller Unwillen der Vater, der Stand eines Menſchen, der für die Geſellſchaft unnütz, ſeinen Eltern zur Laſt, und in Gefahr iſt, dereinſt vor Hunger zu ſterben. — Sein Vater wollte ihm, wie er ausſtudirt hatte, die Stelle eines Raths beym Parlamente kaufen, und ließ ſie ihm durch einen Freund antragen, der ihm beſonders das Anſehen vorſtellte, das mit einer ſolchen Würde verbunden wäre. „Sagen Sie meinem

Familienzänkerey, die darüber entſtand, endigte ſich damit, daß der junge Voltaire zu dem Marquis von **Chateauneuf**, franzöſiſchem Ambaſſadeur im Haag, geſchickt wurde.

Sein Exil dauerte nicht lange. Madame **du Noyer**, die ſich mit ihren beyden Töchtern dahin geflüchtet hatte, mehr um ſich von ihrem Manne zu trennen, als aus Eifer für die proteſtantiſche Religion, lebte damals im Haag von Intriguen und von Schandſchriften. Sie bewies durch ihr Betragen, daß es nicht Gewiſſensfreyheit war, zu deren Erlangung ſie dahin gegangen war.

Herr von **Voltaire** verliebte ſich in eine ihrer Töchter. Da die Mutter ſah, daß ſie keine angemeßnere Parthey bey dieſer Zuneigung nehmen konnte, als Geräuſch damit zu machen, ſo beklagte ſie ſich bey dem Ambaſſadeur. Dieſer verbot darauf ſeinem Pagen, weitere Verbindungen mit der Mamſell du Noyer zu unterhalten, und ſchickte ihn, weil er ſeinen

Vater, verſetzte Voltaire, daß ich kein Anſehen haben will, das man kaufen kann; ich will mir ſelbſt ein Anſehn erwerben, das mir nichts koſten ſoll. — — Wie ſehr der Prinz von Conti den jungen Voltaire ſchätzte, zeigt unter andern das Gedicht, das er auf ihn verfertigte. S. die Beylagen.

Befehlen zuwider gehandelt, zu ſeinem Vater nach Frankreich zurück.

Madame du Noyer unterließ nicht, dieſe Begebenheit mit den Briefen des jungen Arouets an ihre Tochter drucken zu laſſen. Sie hofte, daß dieſer Name, der ſchon ſehr bekannt war, der Schrift einen beſſern Abſatz verſchaffen würde. Und in eben dieſer Broſchüre, worin ſie ihre Tochter entehrte, rühmte ſie beſtens ihre mütterliche Strenge und Sorgfalt.

In dieſen Briefen erkennt man nicht die feine Empfindung des Verfaſſers der **Zaire** oder des **Tancreds**. Ein junger Verliebter empfindet lebhaft; aber er unterſcheidet nichs die Abſtuffungen der Empfindungen, die er hat. Er weiß nicht die kurzen und reißenden Züge zu wählen, die ſeine Leidenſchaft bezeichnen, noch Ausdrücke zu finden, die der Einbildungskraft andrer die Empfindung mahlen, und in ihre Seele bringen, die er erfährt. Uebertrieben oder gewöhnlich, ſcheint er kalt, wenn er von der wahrſten und brennendſten Liebe entflammt iſt. Die Gabe, Leidenſchaften auf dem Theater zu mahlen, iſt eine der letzten, die ſich bey Dichtern entwickelt. **Racine** hatte ſelbſt nicht einmahl die Anlage dazu in den feindlichen Brüdern (les Frères Ennemis) und im Alexander gezeigt; und Brutus ging vor der Zaire

her. Die Urſache davon iſt, weil man, um Leidenſchaften zu mahlen, ſie nicht allein ſelbſt muß erfahren, ſondern ſie auch ſelbſt beobachtet, und ihre Bewegungen und Wirkungen zu einer Zeit beurtheilt haben, wo ſie aufhören, unſre Seele zu beherrſchen, und nur noch in der Erinnerung exiſtiren. Sie zu empfinden, iſt es genug, ein Herz zu beſitzen; ſie mit Nachdruck und Richtigkeit darzuſtellen, bedarf es einer Seele, die lange durch ſie geübt und durch Nachdenken gebildet iſt.

Nach ſeiner Rückkunft zu Paris vergaß der junge Voltaire bald ſeine Liebe. Aber er vergaß nicht, alle Kräfte aufzubieten, um ein liebenswürdiges, zur Tugend geſchaffnes Mädchen, einer ränkiſchen, ſchlechten Mutter zu entziehen. Er brauchte den Eifer des Proſelytismus. Verſchiedene Biſchöfe und ſelbſt Jeſuiten verbanden ſich mit ihm. Das Projekt ſcheiterte. Aber Voltaire hatte in der Folge das Glück, der Mamſell du Noyer, die an den Baron von **Winterfeld** verheyrathet wurde, nützlich zu werden.

Indeß hatte ihn ſein Vater, wie er ihn hartnäckig fortfahren ſah, Verſe zu machen, und in der großen Welt zu leben, von ſeinem Hauſe aus-

geſchloſſen. *) Die demüthigſten Briefe rühr- ten ihn nicht. Voltaire bat ihn ſelbſt um Er- laubniß, nach Amerika zu gehen, wenn er nur noch vor ſeiner Abreiſe ſeine Knie umfaſſen dürfte. Er mußte ſich nun entſchließen, — nicht nach Amerika zu reiſen, ſondern — ſich bey einem Prokurator in die Lehre zu begeben.

Bey demſelben blieb er nicht lange. Herr von **Caumartin**, ein Freund des Hrn. Arouet, wurde über das Schickſal ſeines Sohnes ge- rührt, und bat um die Erlaubniß, ihn mit ſich nach St. Ange zu nehmen, wo er, fern von den Geſellſchaften, die die väterliche Zärtlich- keit beſorgt machten, die Wahl ſeines Stan- des überlegen ſollte. Er fand daſelbſt den al- ten **Caumartin**, einen ehrwürdigen Greis, der von **Heinrich** dem IVten und **Sully**, die damals von der Nation zu ſehr vergeſſen wa- ren, mit Leidenſchaft ſprach. Er hatte mit den einſichtsvollſten Männern der Regierung Lud- wigs des XIVten in Verbindung geſtanden,

*) Der Vater war auf ſeine beyden Söhne äußerſt unwillig; auf den älteſten, weil er ſich in die jan- ſeniſtiſche Streitigkeiten eingelaſſen hatte. „Ich habe zwey Narren zu Söhnen, ſagte er einſt im Ausbruche ſeines Unwillens, der eine iſt ein Narr in Proſa, der andre in Verſen.“

wußte die geheimſten Anekdoten, wußte ſie ſo, wie ſie vorgefallen waren, und machte ſich ein Vergnügen, ſie zu erzählen. Voltaire kehrte von St. **Ange** voller Eifer für das Studium der franzöſiſchen Geſchichte, und mit dem Gedanken zurück, ein epiſches Gedicht zu verfertigen, wovon Heinrich der Held ſeyn ſollte. Dieſer Reiſe verdanken wir die **Henriade** und das **Jahrhundert Ludwigs des** XIVten. (Siècle de Louis.)

Dieſer Monarch war eben geſtorben. Das Volk, deſſen Abgott er ſo lange geweſen, eben das Volk, das ihm ſeine Verſchwendungen, ſeine Kriege und ſeinen Deſpotismus verziehen, das ſeine Verfolgungen gegen die Proteſtanten applaudirt hatte, beſchimpfte nun ſein Andenken durch eine zügelloſe Freude. Eine Bulle, um die zu Rom gegen ein Andachtsbuch angeſucht war, hatte bey den Pariſern den Glanz des Ruhms in Vergeſſenheit gebracht, von dem ſie ſo lange bezaubert geweſen waren. Man verſchwendete jetzt Satyren auf Ludwig den Großen, wie man ihm Lobreden während ſeines Lebens verſchwendet hatte. Voltaire wurde beſchuldigt, eine dieſer Satyren verfertigt zu haben — und in die **Baſtille geſetzt.** Sie endigte ſich mit dem Verſe: *)

*) S. den wörtlichen Inhalt derſelben in den **Beylagen.**

J'ai vu ces maux, et je n'ai pas vingt ans.
Ich habe dieſe Uebel geſehen und bin nicht zwanzig Jahre alt.

Er war etwas über 22 Jahre alt. Die Polizey ſah dieſe ungefähre Gleichheit des Alters für einen hinlänglichen Beweis an, ihn ſeiner Freyheit berauben zu müſſen.

In der Baſtille entwarf der junge Poet das Heldengedicht über die Ligue, verbeſſerte die Tragödie Oedip, die er ſchon lange vorher angefangen hatte, und machte ein ſehr luſtiges Gedicht über das Unglück ſeines Arreſts. Der Regent, Herzog von **Orleans** erfuhr indeß ſeine Unſchuld, *) gab ihm ſeine Freyheit wieder, und machte ihm eine Gratifikation.

„Monſeigneur, ſagte Voltaire zu ihm, ich danke Ew. Königlichen Hoheit, daß Sie für meinen fernern **Unterhalt ſorgen wollen, aber ich bitte Sie, nicht ferner für mein Logis zu ſorgen.**„

Das Trauerſpiel **Oedip** wurde im Jahre 1718 aufgeführt. Der Verfaſſer derſelben war nur erſt durch einige flüchtige Poeſien, durch einige Zuſchriften, in denen man die Philoſo-

*) Voltaire hatte jene Satyre nicht verfertigt. Der wahre Verfaſſer derſelben gab ſich von freyen Stücken an. Der Arreſt Voltairs dauerte gegen anderthalb Jahre.

phie des **Chaulieu** geiſtreicher und verbeſſerter findet, und durch eine Ode bekannt, die den Preis der franzöſiſchen Akademie vergebens ſtreitig gemacht hatte. Man hatte derſelben ein lächerliches Gedicht vom Abbe' du Jarri vorgezogen. Es betraf die Dekoration des Altars in der Kirche de Notre=Dame. Ludwig der XIV. hatte ſich nach einer 70jährigen Regierung an die Erfüllung dieſer Gelobung Ludwigs des XIIIten erinnert. Das erſte Werk in ernſthaften Verſen, das Voltaire herausgab, war demnach ein Werk der Andacht.

Mit einem richtigen und freyen Geſchmacke begabt, wollte er in ſeinem Oedip die Liebe nicht mit dem Schauder des Tragiſchen verbinden. Er übergab ſein Stück den Akteurs, ohne der Theatergewohnheit dieſen Tribut entrichtet zu haben. Allein Oedip wurde nicht angenommen. Die Geſellſchaft nahm es übel, daß der Verfaſſer ſich unterſtünde, etwas gegen ihren Geſchmack einzuwenden. „Der junge Menſch verdiente wohl, ſagte **Dûfresne**, daß man zur Demüthigung ſeines Stolzes, ſein Stück mit der großen, niedrigen, aus dem Sophokles überſetzten Scene aufführte.„

Voltaire mußte nachgeben, und eine episodiſche, matte Liebe erdichten. Nun fand das Stück Beyfall; aber nicht wegen der Liebe. Die Sce=

ne des Sophokles erregte das Applaudiren. La Motte, damals der erſte Mann in der franzöſiſchen Litteratur, ſagte bey ſeiner Cenſur, daß dieſe Tragödie einen würdigen Nachfolger von Corneille und Racine verſpäche. Dieſes Lob von einem Nebenbuhler, der ſchon lange in Ruhm ſtand, und der beſorgen konnte, ſich übertroffen zu ſehen, macht auf immer dem Karakter des la Motte Ehre.

Indeß erregte Voltaire, als ein Mann von Genie und als Philoſoph, den neidiſchen Haß der Menge mittelmäßiger Scribenten und der Fanatiker aller Art. Er zog ſich von der Zeit an die Feinde zu, deren erneuerte Generationen während 60 Jahren ſeine lange und glorreiche Laufbahn beläſtigt, und nur zu oft beunruhigt haben. Jene berühmten Verſe:

Nos Prêtres ne ſont pas ce, qu'un vain peuple penſe;
Notre credulité fait toute leur ſcience.
Unſre Prieſter ſind nicht das, wofür ein dummes Volk ſie hält;
Unſre Leichtgläubigkeit macht alle ihre Wiſſenſchaft aus.

waren das erſte Signal zu einem Kriege, den der Tod Voltairs ſelbſt nicht hat endigen können.

Bey einer Vorſtellung des **Oedips** erſchien er auf dem Theater, indem er die Schleppe des Oberprieſters trug. Die Marſchallin von **Villars** fragte, wer der junge Menſch ſey, der das Stück ſo verderben wollte. Man ſagte ihr, es ſey der Verfaſſer deſſelben. Jenes auffallende Schleppentragen, das einen Mann verrieth, der ſich über die Kleinigkeiten der Eigenliebe ſo ſehr hinwegſetzte, erregte bey ihr das Verlangen, ihn zu ſehen. Voltaire kam in ihre Geſellſchaft, und fühlte eine ſo ſtarke und wahre Zuneigung gegen ſie, wie er ſie noch nie empfunden hatte. Aber ſeine Liebe war nicht glücklich. Sie entzog ihn längre Zeit dem Studiren, das ſchon ſein erſtes Bedürfniß geworden war. Er ſprach nachmals nie von derſelben als mit Bedauern und Unzufriedenheit.

Von ſeiner Liebe befreyt, ſetzte er ſeine Henriade fort, und ſchrieb das Trauerſpiel Artemire.*) Eine Aktrice, die von ihm gebildet, und zugleich ſeine Maitreſſe und ſeine Elevin war, ſpielte darin die Hauptrolle. Das Publikum, das gegen den Oedip billig geweſen war, war wenigſtens ſtrenge gegen Artemire; die gewöhnliche Folge jedes erſten Beyfalls. Ein geheimer Widerwille gegen eine anerkannte Auszeichnung iſt nicht allein die Urſache da-

*) Im Jahre 1719.

von; ſondern auch jene natürliche Empfindung, die uns um ſo weniger nachſichtig macht, je mehr wir glauben, hoffen zu müſſen.

Das einzige, was Voltaire durch dieſe Tragödie erhielt, war die Erlaubniß, nach Paris zurückkommen zu dürfen. Eine neue Verläumdung und ſeine Verbindungen mit den Feinden des Regenten, unter andern mit dem Herzog von **Richelieu** und dem bekannten Baron von **Goertz**, hatten ihn abermals daraus vertrieben. *) Dieſer ehrgeizige Miniſter, deſſen ungeheure Entwürfe Europa umfaßten, und es umzuſtürzen droheten, hatte alſo zu ſeinem Freunde, faſt zu ſeinem Vertrauten, einen jungen Dichter gewählt; — ein neues Beyſpiel, daß ausgezeichnete Genies ſich errathen und ſich ſuchen, daß ſie eine gemeinſchaftliche Sprache haben, die nur ſie allein reden und verſtehen können.

*) Es waren nämlich die Philippiques erſchienen; ein äußerſt heftiges Gedicht wider den Regenten. Ein unbekannter Gelehrter war der Verfaſſer deſſelben. Der Ruhm ſchadete Voltaire. Man glaubte, daß nur er es verfaßt haben könne. Er hatte von dem Regenten ſchon eine Penſion erhalten, und dieſer war bey ſeiner unberichtigten Ueberzeugung ſo großmüthig, ihn bloß von Paris zu entfernen.

Im Jahre 1722 begleitete Voltaire die Frau von Rupelmonde nach Holland. Er wollte zu Brüſſel J. J. Rouſſeau beſuchen, deſſen Unfälle er bedauerte, und deſſen poetiſches Genie er ſchätzte. Die Liebe zu ſeiner Kunſt überwog die gerechte Verachtung, die der Karakter Rouſſeaus bey ihm erregen mußte. Voltaire fragte ihn über ſein Heldengedicht um Rath, las ihm ſeine Zuſchrift an Uranie vor, die er für die Frau von Rupelmonde gemacht hatte, und die das erſte Denkmahl ſeiner Denkfreyheit und ſeines Talents war, Gegenſtände der Metaphyſik und der Moral in Verſen und populär vorzutragen. Rouſſeau recitirte ihm dagegen eine Ode an die Nachwelt (Ode à la poſterité), die, wie Voltaire, nach einer Behauptung, damals zu ihm ſagte, **nicht an ihre Addreſſe gelangen würde**, — und das Gericht Pluto's, eine ſatyriſche Allegorie, die eben ſo bald als die Ode vergeſſen worden. Die beyden Dichter gingen als unverſöhnliche Feinde von einander. Rouſſeau zog auf Voltaire los, der erſt nach einer 14jährigen Geduld ihm antwortete. Sehr auffallend iſt es, daß der Verfaſſer ſo vieler zügelloſen Epigrammen, in welchen die Diener der Religion beſtändig dem Spott und Hohngelächter Preis gegeben werden, zur Urſache ſeines

Haſſes gegen Voltaire, deſſen Ungeduld bey Anhörung einer Meſſe und ſeine Zuſchrift an Uranie angiebt. Allein Rouſſeau hatte die Maske der Andacht angelegt, und dieſe war damals eine anſtändige Freyſtätte für diejenigen, die die weltliche Meynung entſtellt hatte, — eine ſichere und bequeme Freyſtatt, die aber ſeitdem die Philoſophie, die Urheberin ſo vieler andrer Beeinträchtigungen, ihnen unwiederbringlich verſchloſſen hat.

Im Jahre 1724 gab Voltaire die **Mariamne.** Es war das Sujet der Artemire unter einem neuen Namen, mit einer verwickelten und romanhaften Intrigue; allein das vorzügliche war der darin herrſchende Styl des Racine. Das Stück wurde vierzig mal gegeben. Der Verfaſſer beſtritt in der Vorrede eine Meynung des la **Motte.** Mit vielem Verſtande und Einſicht, aber mit wenigem Gefühl für Harmonie begabt, fand dieſer bey den Verſen kein andres Verdienſt, als die überwundne Schwierigkeit. Er ſah in der Poeſie nur eine angepaßte Form, die zur Erleichterung des Gedächtniſſes erfunden, und durch die Gewöhnung daran allein reizend wäre. In ſeinen dem Oedip angehängten Briefen hatte er ſchon ebendenſelben Dichter beſtritten, der

die Regeln der drey Einheiten gleichfalls als ein Vorurtheil betrachtete.

Man muß es den Männern Dank wiſſen, die wie la Motte es unternehmen, Paradoxa in den ſchönen Wiſſenſchaften aufzuſtellen, die den angenommenen Meynungen zuwider lauſen. Um die Regeln der Alten zu vertheidigen, muß man ſie unterſuchen. Wird der angenommene Satz wahr befunden, ſo hat man den Vortheil, das aus Ueberzeugung zu glauben, was man vorher aus Gewohnheit glaubte. Wird er falſch befunden, ſo hört man auf, einen Irrthum zu haben.

Indeß zeigt man nicht ſelten Unwillen gegen die, die uns nöthigen, das zu unterſuchen was wir ohne Unterſuchung angenommen haben. Männer, die wie **Montagne** auf dem Küſſen des Zweifels ruhig einſchlummern, ſind nicht gewöhnlich; und noch ſeltner ſind die, die das Verlangen beſeelt, zur Wahrheit zu gelangen. Der gemeine Hauſe glaubt gerne, ſelbſt ohne Beweiſe. Er liebt die Sicherheit bey ſeinem blinden Glauben als einen Theil ſeiner Ruhe.

Um eben die Zeit erſchien die **Henriade**, unter dem Namen der Ligue. *) Eine unvoll-

*) Voltaire hatte an der Vervollkommnung der Henriade bis dahin noch immer gearbeitet. Er un-

ſtändige Abſchrift, die man Voltairen geraubt hatte, wurde heimlich gedruckt. Es waren nicht bloß Lücken darin geblieben; man hatte ſelbſt einige derſelben ausgefüllt.

Frankreich beſaß alſo endlich eine Epopée. Ohne Zweifel kann man bedauern, daß Voltaire, der ſo viele Handlung in ſeine Tragödien gebracht, der die Leidenſchaften eine ſo natürliche, wahre Sprache darin hat reden laſſen, der ſie eben ſo ſehr durch die Entwickelung der Empfindungen, die ſie erzeugen, als durch die Züge, die ihnen entwiſchen, zu mahlen gewußt hat — daß er nicht dieſe Talente, die noch kein Menſch in dem Grade in ſich verei-

terwarf ſie den Urtheilen des berühmten Präſidenten Hainault und andrer Freunde, las die Geſänge vor, notirte ihre Bemerkungen und Kritiken. Dieſer Kritiken und mikrologiſchen Cenſuren wurden aber ſo viele, daß Voltaire einſtens unwillig zum Kamin eilte, um — wie Virgil es mit ſeiner Aeneide befahl, — die Henriade zu verbrennen. Der Präſident Hainault ſtand geſchwind auf, und entriß ſie dem Feuer, wobey er ſeine Manſchetten verbrannte. „Ihr Gedicht, ſagte er zu Voltairen, gleicht dem Helden (Heinrich IV.) den ſie darin preiſen. Ohngeachtet ſeiner Fehler war er ein großer König, und der beſte der Menſchen. —— Der Räuber jener Abſchrift und Beſorger der verſtümmelten Ausgabe war der Abbé Desfontaines. S. von demſelben die Beylagen.

nigte, in der Henriade gezeigt hat. Allein ein ſo bekannter, ſo nahe gelegner Stoff, ließ der Einbildungskraft des Dichters wenige Freyheit. Die finſtre, grauſame Leidenſchaft des Fanatismus, der ſich über die niedern Perſonen erſtreckte, konnte nichts als Schauder erregen. Der brave, menſchenfreundliche und galante Held, der aber bloß die Unfälle des Schickſals, und zwar allein erfuhr, konnte nur durch ſeine Tapferkeit und ſeine Güte intereſſiren. Endlich war es unmöglich, daß die etwas erzwungene Bekehrung Heinrichs des IV. je eine ſehr heroiſche Entwicklung abgab.

Aber wenn die Henriade in Rückſicht des Intereſſe der Begebenheiten und der Mannichfaltigkeit andern epiſchen Gedichten nachſteht, die damals im Beſitz einer allgemeinen Bewunderung waren; durch wie viele neue Schönheiten wird nicht dieſer Mangel erſetzt? Iſt je eine ſo tiefe, ſo wahre Philoſophie durch erhabnere, durch rührendere Verse verſchönert worden? Welch ein andres Gedicht ſtellt Karaktere auf, die mit ſo vieler Kraft und Würde gezeichnet ſind, ohne dabey etwas von ihrer hiſtoriſchen Wahrheit zu verlieren! Welch andres enthält eine Moral, die reiner; eine

Menſchenliebe, die aufgeklärter und von Vorurtheilen und gemeinen Leidenſchaften freyer iſt! Der Dichter mag ſeine Perſonen handeln oder reden laſſen, er mag die Schrecklichkeiten des Fanatismus, oder die Reize und die Gefahren der Liebe ſchildern, er mag ſeine Leſer auf ein Schlachtfeld, oder in den Himmel verſetzen, den ſeine Einbildungskraft erſchaft, — allenthalben iſt er Philoſoph, allenthalben ſcheint er beſonders mit dem wahren Glücke des Menſchengeſchlechts beſchäftigt. Selbſt aus den Fiktionen ſieht man unter einem ſtets glänzenden, ſtets reinen Pinſel, große Wahrheiten hervorglänzen.

Unter allen epiſchen Gedichten hat die Henriade allein einen **moraliſchen** Zweck. Freylich kann man nicht ſagen, daß ſie die Darſtellung einer einzigen Wahrheit ſey; — eine pedantiſche Idee, der ein epiſcher Dichter ſich nicht unterwerfen kann, — ſondern weil ſie allenthalben Haß gegen Bürgerkrieg und Fanatismus, Duldung und Menſchenliebe athmet. Jedes Gedicht erhält natürlich einen Anſtrich von dem Jahrhunderte, in welchem es gemacht worden; — und die Henriade iſt im dem Jahrhunderte der **Vernunft** gebohren. Je mehr die Vernunft unter den Menſchen Fortſchritte

machen wird, deſto mehrere Bewunderer wird auch dieſes Gedicht haben.

Man kann die **Henriade** mit der Aeneide vergleichen. Beyde tragen das Gepräge des Genies in allem, was von dem Dichter abgehangen hat. Sie haben nur die Mängel des Stoffs, deſſen Wahl auf gleiche Weiſe vom Nationalgeiſte beſtimmt worden. Allein Virgil wollte nur dem Stolze der Römer ſchmeicheln. Voltaire hatte den edlen Beweggrund, die Franzoſen vor dem Fanatismus zu bewahren, indem er ihnen die Schrecklichkeiten ſchilderte, zu denen er ihre Voreltern verleitet hatte.

Die **Henriade**, **Oedip** und **Mariamne** hatten Voltaire ſehr über die Schriftſteller ſeiner Zeitgenoſſen erhoben, und ſchienen ihm eine glänzende Laufbahn zu ſichern, als plötzlich ein widriger Vorfall das Glück ſeiner Ruhe unterbrach. Er hatte in beißenden Worten auf die Verachtung geantwortet, die ihm ein Höfling bezeigt hatte *) Dieſer rächte ſich

*) Es war dieß der Chevalier von **Rohan-Chabot**. Sie ſpeiſeten bey dem Herzoge von Sully. Voltaire widerſprach ihm in einigen Sachen. „**Wer** „**iſt der junge Menſch**," fragte der Chevalier, „**der da ſo laut redet?**" „Hr. Chevalier," verſetzte Voltaire, „es iſt ein Mann, **der keinen** „**langen Namen nachſchleppt, der aber denje**„**nigen in Ehren zu halten weiß, den er führt.**"

darüber dadurch, daß er ihn, ohne Ausſetzung ſeiner perſönlichen Sicherheit, durch ſeine Leute mishandeln — **abprügeln** ließ. Dieſe Beſchimpfung erlitt er vor dem Hotel des Herzogs von Sully, bey dem er ſpeiſete. Sully bezeigte darüber keinen Unwillen der Ahndung. Ohne Zweifel hielt er ſich überzeugt, daß die Abkömmlinge der Franken das Recht über Leben und Tod über die der Gallier behalten haben. Die Geſetze ſchwiegen. Das Parlement zu Paris, das die geringſten Beleidigungen, wenn ſie einen ſeiner Untergebenen betrafen, geſtraft hat, oder hat ſtrafen laſſen, glaubte einem bloßen Bürger nichts ſchuldig zu ſeyn, der nichts weiter als der erſte Gelehrte der Nation war — und ſchwieg demnach.

Voltaire wollte die Mittel ergreifen, ſeine beleidigte Ehre zu rächen, die durch die Gewohnheit der neuern Nationen beſtätigt, aber durch ihre Geſetze verboten ſind. Allein die Baſtille *) und ein halb Jahr darauf der Be-

*) Voltaire foderte den Chevalier im Schauſpielhauſe heraus; dieſer nahm auch das Cartel auf den folgenden Tag an; allein ein beißendes Epigramm, das erſterer auf die Maitreſſe des Herzogs von Sully gemacht hatte, beugt dem Kampfe vor. Voltaire wurde am folgenden Tage arretirt und in die Baſtille geſetzt — im Jahre 1725. Indeß genoß er diesmal mehr Freyheit.

fehl, Paris zu verlaſſen, waren die Strafe ſeiner Herausforderung. Der Kardinal von Fleury hatte nicht einmal die kleine Billigkeit, dem Beleidiger einen kleinen Beweis ſeines Mißvergnügens zu geben. Wenn alſo die Geſetze die Bürger des Staats verließen, ſo ſtrafte ſie die willkührliche Macht dafür, daß ſie eine Rache geſucht hatten, die durch eben dieſes Stillſchweigen der Geſetze rechtmäßig, und von den Grundſätzen der Ehre als nothwendig vorgeſchrieben wurde. Wir dürfen glauben, daß zu unſerer Zeit die Würde eines Menſchen geachteter, daß das Geſetz bey dem lächerlichen Vorurtheile der Geburt nicht ſtumm bleiben, und daß bey einem Streite zwiſchen zwey Perſonen es nicht der Beleidigte ſeyn würde, den man ſeiner Freyheit und ſeines Aufenthalts im Vaterlande beraubte.

Voltaire machte noch eine heimliche und unnütze Reiſe nach Paris. Er ſah zu ſehr, daß ein Gegner, der über die Miniſterautorität und Gerichtsgewalt nach Belieben disponirte, ihn zugleich vermeiden und unglücklich machen könne. Er zog ſich zurück und hielt es für unwürdig, ſich länger mit ſeiner Rache zu beſchäftigen, oder er wollte ſich lieber dadurch

Er hatte täglich einen Freund zum Speiſegeſellſchafter, erhielt Bücher ꝛc.

rächen, daß er ſeinen Feind mit dem Gewichte ſeines Ruhms unterdrückte, indem er ihn zwang, unter dem Geräuſche des Beyfalls von Europa, den Namen wiederholen zu hören, den er hatte verächtlich machen wollen.

England wurde ſeine Freyſtatt.*) **Newton** war nicht mehr; aber ſein Geiſt herrſchte über ſeine Landsleute, die er angewieſen hatte, beym Studium der Natur keine andre Führer zu erkennen, als die Erfahrung und Berechnung. **Locke**, der erſt kurz vorher geſtorben war, hatte zuerſt eine Theorie der menſchlichen Seele, die ſich auf die Erfahrung gründete, gegeben, und den Weg gezeigt, dem man in der Metaphyſik folgen muß, wenn man ſich nicht verirren will. Die Philoſophie des **Shaftesbury**, die vom **Bolingbroke** erläuterte und durch die Verſe **Pope's** verſchönert war, hatte in England einen Deismus erzeugt, der eine Moral predigte, die ſich auf Gründe ſtützte, fähig, erhabne Seelen zu bewegen, ohne dabey die Vernunft zu beleidigen.

Indeß ſuchten noch in Frankreich die beſten Köpfe die Hypotheſen des **Descartes** an die Stelle der Ungereimtheiten der ſcholaſtiſchen Phyſik in den Schulen zu ſetzen. Ein Satz, in

*) Er blieb gegen 3 Jahre in England — von 1726 — 1728.

welchem man das Syſtem des **Copernikus**, oder den Geſtirnwirbel behauptete, war ein Sieg über die Vorurtheile. Die angebohrnen Begriffe waren beynahe ein Glaubensartikel in den Augen der Andächtler geworden, die ſie zuerſt für eine Ketzerey gehalten hatten. **Malebranche**, den man zu verſtehn glaubte, war der Modephiloſoph. Man wurde für einen Freygeiſt gehalten, wenn man die Exiſtenz der fünf **Propoſitionen** in dem unlesbaren Werke des Janſenius für eine zum Glück der Menſchen gleichgültige Sache hielt, oder ſich unterſtand, **Bayle** ohne die Erlaubniß eines theologiſchen Doktors zu leſen.

Dieſer Kontraſt mußte den Enthuſiasmus eines Mannes erregen, der wie Voltaire, von Kindheit auf alle Vorurtheile abgeſchüttelt hatte. Das Beyſpiel Englands zeigte ihm, daß die Wahrheit nicht beſtimmt iſt, das Geheimniß einiger Philoſophen und eines kleinen Theils gebildeter, oder vielmehr von den Philoſophen angeleiteter Weltperſonen zu bleiben; Perſonen, die mit ihnen über die Irrthümer lachen, deren Opfer das Volk iſt, die ſich aber ſelbſt zu Vertheidigern derſelben aufwerfen, wenn ihr Stand, oder ihre Bedienungen, ihnen einen ſchimäriſchen oder würklichen Vortheil dabey zeigen, und die bereit ſind, ihre

Lehrer verbannen zu laſſen, oder ſelbſt zu verfolgen, wenn ſie ſich unterſtehen, das öffentlich zu ſagen, was ſie ſelbſt insgeheim denken.

Von dieſem Augenblicke an fühlte ſich Voltaire berufen, die Vorurtheile aller Art zu vertilgen, deren Sklave ſein Vaterland war. Er empfand die Möglichkeit, dieß zu bewirken, indem er Kühnheit glücklich mit Biegſamkeit verband, indem er bald den Zeitumſtänden nachzugeben, bald ſie zu benutzen oder ſie hervorzubringen wußte, indem er abwechſelnd mit Geſchicklichkeit Raiſonnement, Scherz, Reize der Verſe oder die Wirkungen des Schauſpiels anwandte, und endlich, indem er die Vernunft ſimpel genug machte, um populär zu werden, liebenswürdig genug, um nicht den ausſchweifenden Leichtſinn abzuſchrecken, und auffallend und reizend genug, um nach der Mode zu ſeyn. Dieſer große Entwurf, ſich durch die alleinigen Kräfte ſeines Genies zum Wohlthäter eines ganzen Volks durch Vertreibung ſeiner Irrthümer zu machen, entflammte ganz die Seele Voltairs und feuerte ſeinen Muth an. Er ſchwur, ſein Leben demſelben zu widmen, und er hat Wort gehalten.

Das Trauerſpiel Brutus war die erſte Frucht ſeines Aufenthalts in England.

Seit dem **Cinna** hatte unſer Theater nicht von den kühnen Ausrufungen der Freyheit ertönt, und im Cinna waren ſie von denen der Rache unterdrückt. Im Brutus fand man den Nachdruck des **Corneille** mit mehrerm Pomp und Aufſehen, in einer Natürlichkeit, die Corneille nicht hatte, und mit der Eleganz des Racine. Nie waren die Rechte eines unterdrückten Volks mit mehrerm Nachdrucke, Beredtſamkeit und Beſtimmtheit dargeſtellt, als in der zweyten Scene des Brutus. Der fünfte Akt iſt ein Meiſterſtück des Pathetiſchen.

Man hat dem Dichter es zum Vorwurf gemacht, daß er in dieſes ſo eindringliche und ſchreckhafte Stück Liebe eingewebt habe, zumal eine Liebe ohne großes Intereſſe. Allein Titus wäre erniedrigt worden, wenn ihn ein andrer Beweggrund als Liebe hingeriſſen hätte. Die Strenge des Brutus hätte nicht mehr das Herz der Zuſchauer empört; und intereſſirte dieſe Liebe zu ſehr, ſo war zu beſorgen, daß ihr Herz die Sache Roms aufgab. Nach Aufführung dieſes Stücks ſagte Fontenelle zu Voltaire: „**er halte ihn nicht für geſchickt** „**zum Trauerſpiele; ſein Ausdruck ſey zu** „**ſtark, zu prachtvoll, zu glänzend.**“ — „**Ich will dann Ihre Paſtorales leſen,**“ antwortete ihm Voltaire.

Er glaubte nunmehr auf eine Stelle bey der franzöſiſchen **Akademie** Anſpruch machen zu können. Man konnte ihn für beſcheiden halten, daß er ſo lange gewartet hatte. Allein er hatte nicht einmal die Ehre, die Stimmen zweifelhaft zu machen. **De Boze** that mit einem Doktortone den Ausſpruch, daß Voltaire nie ein akademiſches Mitglied werden könne.

Dieſer **de Boze**, der jetzt längſt vergeſſen iſt, war einer von denen Menſchen, die mit wenigem Verſtande und mittelmäßiger Wiſſenſchaft ſich in die Häuſer der Großen und der Staatsperſonen einſchleichen und darin ihr Glück machen, da ſie grade die Eigenſchaften beſitzen, die Eitelkeit zu befriedigen und ihr Kopf weder Furcht einflößen, noch die Eigenliebe demüthigen kann. De Boze war übrigens eine wichtige Perſon. Er beſaß damals die Inſpektion über den Buchhandel, die ſeitdem der Magiſtrat den Gelehrten entriſſen hat, denen die Habſucht reicher und vermögender Perſonen nur die Stellen läßt, deren perſönliche Verwaltung Einſichten und Talente erfordern.

Nach dem Brutus verfertigte Voltaire den **Tod Cäſars**; ein Stoff, der ſchon von **Shakeſpeare** behandelt worden, von dem er

auch einige Scenen nachahmte und verſchönerte. Dieſes Trauerſpiel wurde erſt nach einigen Jahren, und zwar in einem Kollegio aufgeführt. Voltaire wagte es nicht, ein Stück aufs Theater zu bringen, das ohne Liebe, ohne Frauenzimmer und eine Tragödie in drey Aufzügen war. Denn geringfügige Neuerungen ſind nicht immer die, welche die Gegner der Neuheit am wenigſten aufbringen. Kleinen Geiſtern müſſen kleine Sachen mehr auffallen. Ein edler, kühner, bildreicher, aber ſtets natürlicher und paſſender Vortrag; eine Sprache des Siegers, und der Befreyer der Welt würdig, die Stärke und Größe der Karaktere, der große Sinn, der in den Reden dieſer letzten Römer herrſcht, beſchäftigen indeß und feſſeln die Zuſchauer, die das Verdienſt empfinden können, die Perſonen, deren Herz und Geiſt einige Aehnlichkeit mit jenen großen Männern hat, ferner die, welche die Geſchichte lieben, und endlich die jungen Leute, die noch voll von den Gegenſtänden ſind, die ihnen ihre Erziehung vor Augen gelegt hat.

Die hiſtoriſchen Tragödien, als Cinna, der Tod des Pompejus, Brutus — das Triumvirat von Voltaire, können nicht das Intereſſe des Cid, der Iphigenia, der Zaire, oder der

Merope haben. Die ſanften und zärtlichen Leidenſchaften des menſchlichen Herzens, können ſich ohne Nachtheil des hiſtoriſchen Gemäldes, das das Sujet davon iſt, nicht gehörig darin entwickeln. Die Begebenheiten können nicht darinn mit gleicher Freyheit geordnet werden, um die theatraliſche Wirkung zu verſtärken. Der Dichter kann darinn weniger über die Karaktere gebieten. Das Intereſſe, welches ein ganzes Volk oder eine große Revolution mehr als eine einzelne Perſon betrifft, iſt dann weit ſchwächer, weil es von weniger perſönlichen, weniger nachdrücklichen Empfindungen abhängt.

Allein, weit entfernt, dieſe Art von Trauerſpielen als matter, als dem dramatiſchen Genie des Dichters weniger günſtig, zu verdammen, ſollte man ſie vielmehr ermuntern, weil ſie dem poetiſchen Genie, das alle Wahrheiten der Politik darinn entwickelt, ein weites Feld öffnet, weil ſie große hiſtoriſche Gemälde darbietet, und weil ſie endlich diejenige Gattung iſt, die man mit dem mehrſten Erfolge anwenden kann, die Seele zu bilden und zu erheben. Ohne Zweifel verdienen die Gedichte mit den erſten Rang, die, wie Mahomet, wie Alzire, zugleich intereſſante oder ſchreckhafte Tragödien und große Gemälde ſind. Aber dieſe Gegen-

ſtände ſind ſehr ſelten, und erfodern Talente, die Voltaire allein bisher in ſich vereinigte.

Man wollte ihm nicht erlauben, den Tod Cäſars drucken zu laſſen. Man machte dem Verfaſſer ein Verbrechen aus den republikaniſchen Geſinnungen, die in dem Stücke herrſchen; ein Vorwurf, der um ſo lächerlicher war, da jeder ſeine Sprache redet, da Brutus nicht mehr der Held davon iſt als Cäſar, da der Dichter in einer blos hiſtoriſchen Gattung unpartheylich blieb, indem er ſeine Gemälde nach der Geſchichte entwarf. Allein unter dem zugleich tyranniſchen und kleinſinnigen Miniſterium des Kardinals **Fleury**, war die Sprache ſklaviſcher Unterwürfigkeit die einzige, die unſchuldig ſcheinen konnte.

Wer ſollte in unſern Zeiten glauben, daß eine Elegie auf den Tod der Mamſell **le Couvreur** für Voltaire die Urſache einer ſtrengen Verfolgung war, die ihn nöthigte, die Hauptſtadt wieder zu verlaſſen, in der, wie er wußte, die Abweſenheit alles, ſelbſt die Verfolgungswuth in Vergeſſenheit bringt!

Schaubühnen ſind eine wirklich nützliche Einrichtung. Durch ſie behält eine flatterhafte, leichtſinnige Jugend noch einigen Trieb zu denken und zu empfinden. Die Grundſätze der Moral werden ihr nicht völlig fremd. Die

Vergnügungen des Geiſtes exiſtiren einmal für ſie. Die Empfindungen, welche durch die Vorſtellung eines Trauerſpiels erregt werden, erheben, verfeinern die Seele, reißen ſie aus jener Fühlloſigkeit, aus jener untheilnehmenden Stimmung — Krankheiten, denen reiche und zerſtreute Perſonen von der Natur unterworfen ſind. Die Schauſpiele knüpfen gewiſſermaßen ein Band zwiſchen der Klaſſe von Menſchen, die denken, und derjenigen, die nicht denken. Sie mildern bey dem einen die Rauhigkeit, und mäßigen bey dem andern die Härte, die der Stolz und Leichtſinn erzeugt. Allein, durch ein ſonderbares Misgeſchick und lächerliches Vorurtheil ſtehen in dem Lande, in welchem die theatraliſche Kunſt bis zur höchſten Stufe der Vollkommenheit gebracht iſt, die Schauſpieler, denen das Publikum ſeine edelſten, wenn gleich von der Orthodoxie verdammten, Vergnügungen verdankte, in Unehre und Verachtung.

Voltaire unternahm es, dies Vorurtheil zu bekämpfen. Unwillig darüber, daß man einer berühmten Schauſpielerinn, die lange der Gegenſtand enthuſiaſtiſcher Bewunderung und durch einen plötzlichen und grauſamen Tod hingeriſſen war, als einer Exkommunicirten ein ehrliches Begräbniß verſagte, erhob ſeine

Stimme gegen die leichtfertige Nation, die feige ihren Nacken unter ein ſchändliches Joch beugte und gegen den Kleinſinn der Staatsperſonen, die ein Frauenzimmer ruhig verunehren ließen, das ſie bewundert hatten. Beſſern ſich Nationen nicht, ſo hören ſie wenigſtens die Lehren mit Geduld. Allein die Prieſter, denen die Parlamente nur noch Hexen und Komödianten in Bann zu thun erlaubten, wurden aufgebracht darüber, daß ein Poet ſich unterſtand, ihnen die Hälfte ihrer Herrſchaft ſtreitig zu machen, und die Staatsperſonen vergabens ihm nicht, daß er ihnen ihre unwürdige Schwachheit vorgeworfen hatte.

Voltaire ſah, daß allein ein großer Beyfall auf dem Theater, der ihm die Zuneigung des Publikums ſicherte, ihn gegen den Fanatismus ſchützen könne. In den Ländern, wo keine Volksgewalt exiſtirt, wird jede Klaſſe von Menſchen, die einen gewiſſen Vereinigungspunkt hat, eine Art von Macht. Ein dramatiſcher Schriftſteller ſteht unter dem Schutze der Geſellſchaften, für die das Schauſpiel ein Vergnügen oder eine Erholung iſt. Dieſes Publikum beleidigt oder ſchmeichelt der Eitelkeit der Staatsperſonen, indem es Anſpielungen applaudirt, demüthigt oder ermuntert die Partheyen gegen ſie, und ſie wagen nicht, es öf-

fentlich anzugreifen. Voltaire gab dann Eryphile. Es erfüllte nicht ſeine Abſicht. Allein ohne durch dieß Mißlingen muthlos zu werden, ergreift er das Sujet der Zaire, entwirft den Plan, verfertigt das Stück binnen achtzehn Tagen, und vier Monate nach Eryphile erſcheint es auf dem Theater.

Der Erfolg übertraf ſeine Hoffnungen. Dieſes Stück war das erſte, in welchem er die Fußſtapfen von **Corneille** und **Racine** verließ, in welchem er eine Kunſt, ein Talent, einen Styl zeigte, wie noch keiner vorher. Nie hatte ein Dichter die Wuth der Eiferſucht in einer ſo zärtlichen, ſo naiven, ſo edlen Seele geſchildert. Man liebt den **Orosmane**, ſelbſt dann, wenn er Schauder erregt. Er opfert die Zaire auf, jene ſo gefallende, ſo tugendhafte Zaire, und man kann ihn nicht haſſen. Und, wenns möglich wäre, ſeine Aufmerkſamkeit von Orosmane und Zaire abzuwenden, welchen Eindruck macht die Gewiſſenhaftigkeit bey dem alten Luſignan! Welche Würde giebt der Fanatiker Nereſtan ſeinen Vorwürfen! Mit welcher Kunſt hat der Dichter verſtanden, jene Chriſten darzuſtellen, die eine ſo zärtliche Verbindung ſtören! Ein gefühlvolles, frommes Weib vergießt Thränen über Zaire, die ihre Liebe und ihr Leben ihrem Gotte aufge-

opfert hat, indeß ein Mann, der das Chriſtenthum nicht kennt, Zaire beweint, deren verirrtes Herz ſich aus Zärtlichkeit für ihren Vater dem abergläubiſchen Vorurtheile aufopfert, das ihr verbietet, einen Menſchen von einer andern Religion zu lieben; und das iſt das Meiſterſtück der Kunſt. Für jeden, der nicht an die jüdiſchen Bücher glaubt, iſt Athalie die Schule des Fanatismus und der Lügen. Zaire iſt für alle Meynungen, ſo wie für alle Länder die Tragödie zärtlicher Herzen und tugendhafter Seelen.

Auf ſie folgte **Adelheit von Quesclin**, deren Sujet ebenfalls Liebe iſt, und in welcher, wie in Zaire, franzöſiſche Helden, Begebenheiten aus unſrer Geſchichte, in ſchönen Verſen vorgetragen, das Intereſſe vermehrten. Aber es war der Patriotismus eines Mitbürgers, der ehrwürdige Namen und große Epochen gern in Rückerinnerung bringt, und nicht der Antichambrepatriotismus, der ſeitdem auf der franzöſiſchen Bühne ſo viel Glück gemacht hat.

Adelheit hatte keinen Beyfall. Ein luſtiger Kopf im Parterre hatte die völlige Aufführung der Mariamne dadurch verhindert, daß er ausrief: **Die Königinn trinkt!** und ein andrer Witzling ſtürzte Adelheit dadurch, daß er auf

die ſo edle, ſo rührende Frage des Vendome: *Es-tu content Couci?* — Biſt du zufrieden, Couci — So! So! — *Couſſi! Couſſi!* — antwortete.

Daſſelbe Stück wurde von neuem unter dem Namen des **Duc de Foix** gegeben. Es war weniger nach dem Plane des Verfaſſers, als nach den Urtheilen der Kritiker verbeſſert; — und es erhielt mehrern Beyfall. Als aber lange Zeit nachher die drey Hammerſchläge des Philoſophen unvermerkt gelehrt hatten, daß man den Kanonenſchuß der Adelheit nicht mehr auspfeifen würde; als ſie wider Willen Voltairs, der ſich weniger der Schönheiten ſeines Stücks, als der Vorwürfe erinnerte, die man demſelben gemacht hatte, da erhielt ſie einſtimmigen Beyfall, da empfand man die ganze Schönheit der Rolle des Vendome, der eben ſo verliebt als Orosmane iſt; der eine eiferſüchtig aus gebieteriſchem Karakter, der andre aus Uebermaaß ſeiner Leidenſchaft; der eine tyranniſch, durch die Heftigkeit, durch den angebohrnen Hoheitsſtolz ſeiner Seele, der andre durch eine unglückliche Neigung, die mit der Gewöhnung an eine unumſchränkte Gewalt verknüpft iſt. Orosmane, zärtlich und uneigennützig in ſeiner Liebe, macht ſich in einem Augenblicke von Raſerey

zum Verbrecher, in die ihn ein verzeihlicher Irrthum ſtürzt, und ſtraft ſich dafür durch Selbſtmord. Vendome, der mehr intereſſirt iſt, mehr ſeiner Leidenſchaft, als ſeiner Gelieb⸗ten anhängt, faßt mit einer ruhigern Wuth den Vorſatz ſeines Verbrechens, verſöhnt ihn aber durch Bereuung und durch die Aufopfe⸗rung ſeiner Liebe. Der eine ſtellt die Aus⸗ſchweifung und das Unglück dar, zu denen die Heftigkeit der Leidenſchaften edle Seelen hin⸗reißen kann; der andre die Kraft, die Reue und Empfindung der Tugend über ſtarke, aber von Leidenſchaften fortgerißne Seelen haben.

Wie man behauptet, war der **Tempel des Geſchmacks** (Temple du Gout) der guten Auf⸗nahme der Adelaide ſehr nachtheilig. In die⸗ſem reizenden Werke beurtheilt Voltaire die Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, und ſelbſt einige ſeiner Zeitgenoſſen. Die Folgezeit hat alle ſeine Urtheile beſtätigt; aber damals ſchienen ſie eben ſo viele Frevelthaten zu ſeyn. Betrachtet man dieſe gelehrte Intoleranz, dieſe Nothwendigkeit, die jedem Schriftſteller, der ſeine Ruhe erhalten will, aufgelegt iſt, die eingeführten Meynungen über das Verdienſt eines Redners oder eines Dichters unangetaſtet zu laſſen; jene Wuth, mit der das Publikum die verfolgt, die über Gegenſtände, ſelbſt über

die gleichgültigſten, nicht ſo wie ſie denken: ſo ſollte man in die Verſuchung gerathen zu glauben, daß der Menſch von Natur intolerant iſt. Verſtand, Genie, Vernunft bürgen nicht immer für dieſe unglückliche Neigung. Es giebt wohl wenige Menſchen, die nicht insgeheim einen Abgott haben, bey dem ſie es nicht mit kaltem Blute anſehen, daß man ſeine Verehrung verringert oder aufhebt.

Bey dem gröſten Haufen iſt Stolz und Neid die Quelle dieſer Empfindung. Man betrachtet als einen Menſchen, der ſich eine für uns widrige Größe anmaßt, den Schriftſteller, der diejenigen tadelt, die wir bewundern, und ſich dadurch das Anſehn giebt, ſich für größer als ſie, und eben dadurch größer als uns ſelbſt zu halten. Man beſorgt, daß, indem er die Standſäule eines Mannes niederſtürzt, der nicht mehr iſt, er an die Stelle deſſelben, die eines noch lebenden Mannes zu errichten ſuche, deſſen Ruhm ſtets ein ärgerlicher Anblick für mittelmäßige Perſonen iſt. Aber wenn gebildetere Köpfe ſich dieſer Art von Intoleranz ergeben, ſo macht dieſe verzeihliche und vorübergehende Schwachheit, die durch Trägheit und Gewohnheit erzeugt worden, bald der Wahrheit Platz, und bringt weder Ungerechtigkeit, noch Verfolgung hervor.

Bey ſeinem entfernten Aufenthalte, hatte Voltaire den glücklichen Vorſatz gefaßt, die Philoſophie, die Litteratur, die Meynungen, die Sekten Englands ſeine Landsleute kennen zu lehren. Er ſchrieb **ſeine Briefe über die Engländer.** *) **Newton**, deſſen philoſophiſche Meynungen man eben ſo wenig in Frankreich kannte, als deſſen Weltſyſtem, und noch weniger ſeine Erfahrungen über das Licht; — **Locke**, deſſen Verſuch über den menſchlichen Verſtand ins Franzöſiſche überſetzt, aber von einer kleinen Anzahl von Philoſophen geleſen worden war; — **Baco**, der nur als Kanzler bekannt war; — **Shakeſpeare**, deſſen Genie und grobe Fehler ein Phänomen in der Litterairgeſchichte ſind; — **Congreve, Wicherley, Addiſon, Pope**, deren Namen unſern Gelehrten faſt unbekannt waren; — jene fanatiſchen Quäker, die ohne Verfolgungsgeiſt, unſinnig in ihrer Andacht, aber die rechtſchaffenſten Chriſten in ihrem Glauben und ihrer Moral und in den Augen der übrigen Menſchen wegen ihrer Uebertreibung zweyer Tugenden, der Friedensliebe und der Gleichheit der Stände lächerlich ſind; —

*) Der Inhalt dieſer Briefe befindet ſich unter andern Titeln in den Voltairſchen Werken, und beſonders in dem Dictionnaire philoſophique.

die andern Sekten, die England theilten; — der Einfluß, den ein allgemeiner Freyheitsgeiſt daſelbſt über die Litteratur, Philoſophie, Künſte, Meynungen und Sitten beſitzt; — die Geſchichte der Blattern-Inokulation, die faſt ohne Schwierigkeit aufgenommen, und ohnerachtet der Eigenheit und Neuheit der Operation ohne Vorurtheil unterſucht worden; — das waren die vornehmſten Gegenſtände, über die in dieſem Werke gehandelt wurde.

Fontenelle hatte zuerſt die Vernunft und Philoſophie eine angenehme und eindringliche Sprache reden laſſen; er hatte über die Wiſſenſchaften ein ſtets reines, oft auffallendes, und bisweilen durchdringendes Licht zu verbreiten gewußt. In den Briefen **Voltairs** findet man das Verdienſt des Fontenelle mit mehrerem Geſchmack, Natürlichkeit, Kühnheit und Anmuth. Eine alte Anhänglichkeit an die Irthümer des **Deſcartes** verbreitet darin über die Wahrheit keine Schatten, die ſie verbergen oder entſtellen. Es iſt die Logik und muntre Laune der Kloſterſuperioren, die ſich aber mit größern Gegenſtänden beſchäftigt, und durch einen Anſtrich von Mönchsandacht entſtellt wird.

Dieſes Werk wurde unter uns die Epoche einer Revolution. Es fing an, den Geſchmack

an engliſche Philoſophie und Litteratur in Frank⸗reich zu erzeugen; unſre Aufmerkſamkeit auf die Sitten, die Staatskunſt, die Handelskennt⸗niſſe jenes Volks zu erregen, und ſeine Sprache unter uns zu verbreiten. Eine kindiſche Wi⸗derſetzung der Eigenliebe iſt ſeitdem an die Stelle der vormaligen Gleichgültigkeit getre⸗ten, und durch eine bemerkenswerthe Sonder⸗barkeit hat Voltaire noch den Ruhm gehabt, ſie zu beſtreiten, und ihren Einfluß zu ver⸗mindern.

Er hatte uns gelehrt, das Verdienſt Sha⸗keſpeare's zu empfinden, und ſeine Schauſpiele als eine Mine zu betrachten, woraus unſre Dichter Schätze ziehen könnten. Und wie ein lächerlicher Enthuſiasmus jenen beredten, aber wilden und bizarren Dichter der Nation Ra⸗cine's und Voltairs als ein Muſter vorſtellte, und uns ſtatt nachdrücklicher und wahrer Na⸗turgemählde, ſeine mit ungereimten Gruppen und ekelhaften und groben Karrikaturen über⸗ladenen Stücke geben wollte, ſo vertheidigte Voltaire die Sache des Geſchmacks und der Vernunft. Er hatte uns die zu große Enthalt⸗ſamkeit unſers Theaters vorgeworfen, und er wurde bewogen, uns den Vorwurf zu machen, daß wir auf demſelben die barbariſche Unge⸗

bundenheit des engliſchen Theaters einführen wollten.

Die Bekanntmachung dieſer Briefe erregte eine Verfolgung, deren Heftigkeit man ſich kaum vorſtellen kann, wenn man ſie jetzt lieſet. Aber er beſtritt darin die **angebohrnen Begriffe**, und die Doktoren glaubten damals, daß wenn ſie keine angebohrnen Begriffe hätten, keine hinlängliche Kennzeichen da wären, um ihre Seele von den Thierſeelen zu unterſcheiden. Uebrigens behauptete er darin mit Locke, daß es nicht ſtrenge bewieſen wäre, daß Gott nicht, wenn er es durchaus wollte, die Gewalt hätte, einem materiellen Grundſtoffe die Denkkraft zu geben; — und das hieß gegen das Privilegium der Theologen handeln, die behaupten, aufs beſtimmteſte, und allein alles zu wiſſen, was Gott gedacht hat, alles, was er ſeit und ſelbſt vor dem Anfange der Welt gethan hat, oder hat thun können.

Endlich unterſuchte er darin einige Stellen der Gedanken Pascals, (Penſées de Paſcal) ein Werk, das ſelbſt die Jeſuiten, ſo wie die Auguſtiner, wider ihren Willen genöthigt waren, hochzuſchätzen. Man ärgerte ſich darüber, daß ſich ein Poet, ein Laie unterſtand, Pascal zu beurtheilen. Es ſchien, daß ein Angriff auf den einzigen Vertheidiger der chriſtlichen Reli-

gion, der bey den gebildeten Perſonen den Ruf eines großen Mannes beſaß, ſo gut wie ein Angriff auf die Religion ſelbſt ſey, und daß ihre Beweiſe geſchwächt werden würden, wenn der geometriſche Paskal, der ſich der Vertheidigung derſelben zu widmen verſprochen hatte, überwieſen wäre, daß er oft falſch geſchloſſen habe.

Die Geiſtlichkeit erſuchte um die Unterdrükkung der Briefe über die Engländer, — und erhielt ſie durch ein Decret des Staatsraths. Dieſe Dekrete werden ohne vorgängige Unterſuchung als eine Art von Entſchädigung für die Subſidien gegeben, die die Regierung von den Verſammlungen der Geiſtlichkeit erhält, und als eine Belohnung für ihre Bereitwilligkeit im Bewilligen derſelben. Die Miniſter vergeſſen dabey, daß es nicht das Intereſſe der weltlichen Macht iſt, die Herrſchaft, die die Prieſter ſo lange mit ſo vieler Barbarey gemisbraucht haben, aufrecht zu erhalten, — ſondern ſie vielmehr durch die Fortſchritte der Vernunft zu verſtöhren; und daß es keine gute Politik iſt, den Frieden ſeiner Feinde durch Aufopferung ſeiner Vertheidiger zu erkaufen.

Das Parlament verbrannte die Schrift, nach einem ſchon weyland vom Tiber erfund-

nen Gebrauche, der ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt lächerlich geworden iſt. Aber es giebt Leute, für die mehr als drey Jahrhunderte nöthig ſind, ehe ſie anfangen, eine Ungereimtheit einzuſehen.

Dieſe ganze Verfolgungsgeſchichte paſſirte zu der Zeit, als die Wunderthaten des Diakonus **Paris** und des Pater **Girards**, beyde mit Spott und Schande bedeckten. Es war natürlich, daß ſie ſich gegen einen Mann vereinigten, der ſich unterſtand, Vernunft zu lehren. Man ging ſo weit, daß man auf eine gerichtliche Unterſuchung gegen den Verfaſſer der philoſophiſchen Briefe (Lettres philoſophiques) drang. Der Siegelbewahrer ließ Voltaire exiliren. Dieſer war damals abweſend, wurde zu rechter Zeit benachrichtigt, entkam den Leuten, die abgeſchickt waren, ihn nach dem Orte ſeines Exils zu bringen, und wollte lieber aus der Ferne und von einem ſichern Ort aus bekämpfen. Seine Freunde bewieſen, daß er ſein Verſprechen, ſeine Briefe nicht in Frankreich herauszugeben, gehalten, und daß ſie allein durch die Untreue eines Buchbinders erſchienen wären. Glücklicher Weiſe war der Siegelbewahrer eifriger für ſein Anſehen, als für die Religion, und weit mehr Miniſter als frommer Heiliger. Der Sturm legte ſich, und

Voltaire erhielt die Erlaubniß, wieder in Paris zu erſcheinen.

Allein die Ruhe dauerte nur einen Augenblick. Die Zuſchrift an Uranie, die bis dahin geheim gehalten war, erſchien gedruckt. Um einer neuen Verfolgung auszuweichen, wurde Voltaire genöthigt, ſie zu verläugnen, und ſie dem Abbe' **Chaulieu** zuzuſchreiben, der ſchon ſeit mehrern Jahren verſtorben war. Dieſe Zuſchreibung machte demſelben als Dichter Ehre, ohne ſeinem guten Namen als Chriſt zu ſchaden.

Die Lügennothwendigkeit, ein Werk zu verläugnen, iſt ein äußerſter Schritt, der eben ſo ſehr wider das Bewußtſeyn als wider die Würde des Karakters ſtreitet; aber das Schuldige dabey kommt auf die ungerechten Menſchen, die dieſe Verläugnung für die Sicherheit desjenigen nothwendig machen, den ſie dazu zwingen. Wenn ihr das zum Verbrechen macht, was keines iſt, wenn ihr durch ungereimte, willkührliche Geſetze, das Naturrecht beeinträchtigt, das allen Menſchen zukommt, nicht allein eine Meynung zu haben, ſondern ſie auch bekannt zu machen; dann verdient ihr das Recht zu verlieren, das jeder Menſch beſitzt, die Wahrheit aus dem Munde eines andern zu hören; ein Recht, das

allein die ſtrenge Verpflichtung gründet, nicht zu lügen. Wenn es nicht erlaubt iſt, zu betrügen, ſo iſt dieß deswegen, weil Betrügen ſo viel iſt, als jemanden Unrecht thun, oder ſich ausſetzen, es zu thun; aber das Unrecht ſetzt ein Recht voraus, und keiner hat das Recht, ſich die Mittel zu verſichern zu ſuchen, eine Ungerechtigkeit zu begehen.

Wir rechtfertigen Voltaire nicht darüber, daß er ſein Werk dem Abbe' Chaulieu zugeſchrieben. Ein ſolches Zuſchreiben, an und für ſich gleichgültig, iſt, wie man weiß, nichts weiter als eine Poſſe. Es iſt eine Wehr in den Händen der Staatsperſonen, wenn ſie zur Nachſicht geneigt ſind, ohne ſie öffentlich geſtatten zu dürfen, und deren ſie ſich bedienen, die ernſthaftern und erbitterten Verfolger zurückzutreiben.

Die Unvorſichtigkeit, mit der die Freunde Voltairs einige Fragmente ſeiner Pucelle recitirten, war die Urſache einer neuen Verfolgung. Der Siegelbewahrer bedrohete den Dichter mit einem unterirrdiſchen Gefängniſſe, wenn je etwas von dieſem Werke erſchiene. Nach einem langen Verlaufe von Zeit, wo dieſe, über eine kurz daurende Macht ſo aufgeblaſene Hoftyrannen ſich unterſtanden, eine ſolche Sprache gegen Männer zu führen, die der Stolz ihres Vaterlandes und ihres Jahrhun-

derts ſind, läßt das Gefühl der Verachtung, das man empfindet, dem Unwillen keinen Platz mehr. Der Unterdrücker und der Unterdrückte ſind beyde im Grabe. Aber der Name des Unterdrückten, den der Ruhm bis auf künftige Jahrhunderte gebracht hat, erhält allein den ſeiner niedrigen Verfolger, und übergiebt ihn einer ewigen Schande.

Während dieſer Stürme war es, als der Polizeylieutenant **Herault** einſtens zu Voltaire ſagte: „**Wenn Sie auch immer ſchreiben, ſo werden Sie es doch nicht dahin bringen, die chriſtliche Religion übern Haufen zu werfen.**„ „**Das wollen wir ſehen, antwortete Voltaire.**„

In einem Augenblicke, wo man viel über einen Menſchen ſprach, der wegen einer Lettre de Cachet, die man für falſch hielt, arretirt worden war, fragte er eben den Polizeybedienten, welche Strafe diejenigen erhielten, die falſche Verhaftsbefehle machten. — **Man hängt ſie.** — Da thut man wohl daran, verſetzte Voltaire, **und muß erwarten, daß man diejenigen eben ſo behandelt, die die wirklichen unterzeichnen.**

So vieler Verfolgungen müde, hielt es Voltaire damals für rathſam, ſeine Lebensart zu verändern. Sein Vermögen gab ihm die

Freyheit dazu. Die Philoſophen des Alterthums rühmten die Armuth als die Schutzwehr der Unabhängigkeit. Voltaire wollte reich werden, um unabhängig zu ſeyn; und er hatte gleichfalls Recht. Bey den Alten kannte man die geheimen Reichthümer nicht, die man ſich zugleich in verſchiedenen Ländern ſichern, und vor allen Stürmen bewahren kann. Der Misbrauch der Konfiſkationen machte bey ihnen die Erhaltung der Reichthümer eben ſo mißlich, als die des Ruhms und der Volksgunſt. Die Unermeßlichkeit des römiſchen Reichs, und die Kleinheit der griechiſchen Republiken, hinderten beyde, ſich und ſeine Reichthümer ſeinen Feinden zu entziehen. Die Verſchiedenheit der Sitten unter den benachbarten Völkern, die beynahe allgemeine Unkunde jeder fremden Sprache, und das geringe Verkehr zwiſchen den Nationen, waren eben ſo viele Hinderniſſe gegen die Verlaſſung des Vaterlandes.

Andrer Seits kannten die Alten weniger jene Bequemlichkeiten des Lebens, die unter uns allen nothwendig ſind, welche nicht in der Armuth gebohren worden. Ihr Klima unterwarf ſie nicht ſo vielen reellen Bedürfniſſen. Die Reichen wendeten mehr auf Pracht, auf Verfeinerungen der Ueppigkeit, auf Ausſchwei-

fungen und Einfälle, als auf gewöhnliche und tägliche Bequemlichkeiten. Da es ihnen alſo zugleich leichter war, arm, und ſchwerer war, reich ohne Gefahr zu ſeyn, ſo gaben ihnen die Reichthümer, wie bey uns, kein Mittel ab, ſich einer ungerechten Verfolgung zu entziehen.

Laßt uns alſo einen Philoſophen nicht tadeln, daß er zur Sicherung ſeiner Unabhängigkeit, die Hülfsmittel, die ihm die Einrichtungen ſeines Jahrhunderts darboten, denen vorgezogen habe, die zu andern Sitten und andern Zeiten paßten.

Voltaire hatte von ſeinem Vater und ſeinem Bruder ein anſehnliches Vermögen geerbt. Die Herausgabe der Henriade, die er zu London 1726 veranſtaltete, und glückliche Spekulationen in Staatsfonds vermehrten es *) mit

*) Voltaire hatte im Jahre 1716 das väterliche Haus verlaſſen. Die Penſion, die er bald darauf vom Herzog von Orleans erhielt, und der Ertrag ſeines Oedips ſetzten ihn ſchon in Stand, für ſich leben zu können. 1723 kaufte er ſich eine Leibrente von 2000 Livres. Bald darauf bewilligte ihm die Gemahlin Ludwigs des XV. ein Jahrgehalt aus ihrer Privatkaſſe. 1728 ſtarb ſein Vater; im folgenden Jahre gewann er von der Lotterie zu Paris, und vermehrte noch als Kaufmann ſein Vermögen. In England hatte er dieſe Neigung zu merkantiliſchen Spekulationen bekommen. Unter dem Namen du Moulin,

dem Vortheile, ein Vermögen zu beſitzen, das ſeine Unabhängigkeit ſicherte, verband er den Vorzug, daß er es ſich ſelbſt allein zu verdanken hatte. Der Gebrauch, den er davon machte, machte den Beſitz deſſelben verdienſtvoll.

Unterſtützungen an Gelehrte, Ermunterungen an junge Männer, in denen er glaubte, den Keim von Gaben zu erblicken, nahmen einen großen Theil davon weg. Zu dieſem Endzwecke beſtimmte er beſonders den kleinen Gewinnſt, den er von ſeinen theatraliſchen Werken und Stücken bekam, wenn er ihn nicht den Komödianten ſelbſt ließ. Nie iſt dem ungeachtet ein Schriftſteller heftiger beſchuldigt worden, ungerechte Streitigkeiten mit ſeinen Verlegern gehabt zu haben. Allein dieſen ſtand die ganze litterariſche Pöbelzunft zu Dienſte, deren eifrigſtes Bemühen war, das Betragen

handelte er nach Afrika, Kadix ꝛc. mit glücklichem Erfolge. Im Jahre 1730 ließ er ſeine neue Tragödie **Brutus** aufführen. Sie fand wenigen Beyfall. Als er aus dem Schauſpielhauſe kam, erfuhr er, daß ein Schiff, welches auf ſeine Rechtnung geladen war, und auch den Namen **Brutus** führte, und das er verunglückt glaubte, wohl behalten zu Marſeille angekommen ſey. „**Nun dann**, ſagte Voltaire, **da der Brutus der Barbarey erhalten worden, ſo tröſte ich mich über den wenigen Beyfall, den der Brutus des alten Roms erhalten.**„

eines Mannes zu verläumden, von dem ſie wohl ſah, daß ſie ſeine Werke nicht unterdrük-ken konnte. Die ſtolze Mittelmäßigkeit, einige Männer von Verdienſt, die eine überlegene, zu unläugbare Größe mit Neid anſahen, Welt-leute, die ſich eifrigſt angelegen ſeyn ließen, Talente und Einſichten zu verkleinern, die ſie heimlich haßten, die Orthodoxen, deren In-tereſſe es war, Voltaire zu verſchreyen, um ihn deſto weniger zu fürchten zu haben; — alle waren beſonders geneigt, die Verläumdungen der Buchhändler und der Zoile zu unterſtützen. Allein die Beweiſe von dem Ungrunde dieſer Zuſchreibungen, exiſtiren ſo wie die von den Wohlthaten noch, womit Voltaire einige ſeiner Verläumder überhäufte. *) Wir haben ſie nicht anſehen können, ohne, theils das Unglück des Genies, der zur Verläumdung — trauri-ger Erſatz des — Ruhms verdammt war, theils jene ſchändliche Neigung zu bedauern, alles leicht zu glauben, was vom Bewundern frey-ſprechen kann.

Da Voltaire alſo zu ſeinem Fortkommen nicht nöthig hatte, Protekteurs zu ſuchen, noch ſich um Stellen zu bewerben, noch mit Buch-händlern zu negociiren, ſo entſagte er dem Auf-enthalte in der Hauptſtadt. Bis zum Miniſte-

*) S. die Beylagen.

rium des Kardinals Fleury und bis zu ſeiner Reiſe nach England, hatte er in der großen Welt gelebet. Prinzen, Große, Perſonen, die an der Spitze der Regierung ſtanden, Leute nach der Mode, die glänzendſten Frauenzimmer waren von ihm geſucht und ſuchten ihn. Ausgezeichnet durch ſeine Talente, war ers auch durch den Geiſt, den er im Umgange zeigte. Er hatte darinn alles, was Leute von Laune liebenswürdig macht, und zeigte dabey Züge eines überlegnen Geiſtes. Mit der Gabe zu ſcherzen geboren, wurden ſeine Worte oft wiederholt, und das war hinreichend, daß man das boshaft nannte, was allein der wahre Ausdruck ſeines Urtheils war, den die natürliche Wendung ſeines Geiſtes ſcharf und auffallend machte.

Bey ſeiner Rückkunft aus England ſah er, daß er in den Geſellſchaften, in die Eitelkeit und Eigenliebe die Menſchen verſammlet, wenige Freunde finden würde. Er hörte alſo auf, ſich in dieſelben einzulaſſen, ohne indeß mit ihnen zu brechen. Der Geſchmack für Pracht, für Größe, für alles, was glänzend und geſucht war, hatte ſich bey ihm zur Gewohnheit gemacht. Er behielt ihn ſelbſt in ſeiner Einſamkeit bey; und dieſer Geſchmack verſchönerte oft ſeine Werke und hatte nicht ſelten Einfluß

auf ſeine Urtheile. Seinem Vaterlande wiedergegeben, ſchränkte er ſich dahin ein, gewöhnlich nur in einer kleinen Geſellſchaft von Freunden zu leben. Er hatte die Herren von **Genonville** und von **Maiſons** verloren, deren Tod er in ſo rührenden Verſen beweinte; — die Denkmäler jenes wahren und tiefen Gefühls, das die Natur in ſein Herz gelegt hatte, das ſein Genie in ſeinen Werken verbreitete, und das der glückliche Keim jenes brennenden Eifers für Menſchenglück war; die edle und letzte Leidenſchaft ſeines Alters. Es war ihm noch der Hr. **d'Argental** übrig, deſſen langes Leben nur eine Empfindung von Zärtlichkeit und Bewundrung für Voltaire war, der ihn dafür mit ſeiner Freundſchaft und ſeinem Zutrauen belohnte. Noch hatte er die Herren von **Formont** und von **Cideville**, die die Vertrauten ſeiner Werke und Unternehmungen waren.

Um die Zeit jener Verfolgungen bot ihm indeß eine andre Freundſchaft ſanftere Freuden dar und vermehrte ſeine Liebe zur Eingezogenheit. Dies war die Freundſchaft der Marquiſe von **Chatelet**, die eben ſo leidenſchaftlich fürs Studiren und für den Ruhm, als er war; eine Freundinn der Philoſophie, aber jener Philoſophie, deren Quelle eine ſtarke und

freye Seele iſt. In der Metaphyſik und Geometrie war ſie ſo weit gekommen, daß ſie **Leibnitz** analyſiren und **Newton** überſetzen konnte; ſie ſtudirte die Wiſſenſchaften, wußte ſie zu beurtheilen und Natur- und Menſchenkenntniß ihnen vorzuziehen; liebte in der Geſchichte nur die großen Reſultate, die über die Geheimniſſe der menſchlichen Natur Licht verbreiten; war durch die Stärke ihres Karakters und ihrer Vernunft über alle Vorurtheile erhoben und hatte nicht die Schwachheit, zu verhehlen, wie ſehr ſie ſie verwarf; ergab ſich den Eitelkeiten ihres Geſchlechts, ihres Standes und ihres Alters, verachtete und vertauſchte ſie aber ohne Mühe, gegen die Einſamkeit, Arbeit und Freundſchaft; erregte endlich durch ihre Auszeichnung die Eiferſucht der Frauenzimmer und ſelbſt der mehrſten Männer, mit denen ihr Stand ſie veranlaßte zu leben, und vergab ihnen leicht. — So war die Freundinn beſchaffen, die ſich Voltaire wählte, Tage mit ihr zu durchleben, die die Arbeit ausfüllte und ihre gegenſeitige Freundſchaft verſchönerte.

Der gelehrten Fehden müde, und unwillig über die feindſelige Verbindung, die die Mittelmäßigkeit gegen ihn gemacht hatte, und die insgeheim Männer unterſtützten, die ihr Verdienſt von dieſer unwürdigen Ligue hätte ab-

halten ſollen; da er ferner, ſeitdem ers gewagt hatte, Wahrheiten zu ſagen, eben ſo viele Angeber als Kritiker fand, und da er ſah, daß ſie wegen ſeiner Verſe die Religion und die Regierung unaufhörlich gegen ihn bewaffneten; ſo ſuchte er in den Wiſſenſchaften eine ruhigere Beſchäftigung.

Er wollte eine elementariſche Darſtellung der Entdeckungen **Newtons** über das Weltſyſtem und das Licht geben, ſie für alle faßlich machen, die nur einige Begriffe von den mathematiſchen Wiſſenſchaften hatten, und zugleich die philoſophiſchen Meynungen Newtons und ſeine Gedanken über die alte Chronologie ins Licht ſtellen.

Als dieſe elementariſche Darſtellung erſchien, herrſchte noch der **Carteſianismus**, ſelbſt bey der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. Einige wenige junge Geometer hatten allein den Muth gehabt, von ihm abzugehen. Es exiſtirte in unſrer Sprache kein Werk, aus dem man einen Begriff von den großen Entdeckungen erlangen konnte, die ſeit einem halben Jahrhunderte in England bekannt gemacht waren.

Bey allem dem verweigerte man dem Verfaſſer ein Druckprivilegium. Der Kanzler d'Agueſſeau war in ſeiner Jugend ein Carteſianer geworden, weil es damals bey denen ſo

Mode war, die den Anſchein haben wollten, über die Vorurtheile des gemeinen Haufens erhoben zu ſeyn. Mit ſeinen philoſophiſchen Meinungen vereinigten ſich ſeine politiſchen und religiöſen Grundſätze gegen Newton. Er glaubte, daß ein Kanzler von Frankreich nicht zugeben müſſe, daß ein engliſcher — kaum ein chriſtlicher — Philoſoph, das Uebergewicht über einen franzöſiſchen bekäme, den man für orthodox hielt. D'Agueſſeau hatte ein unermeßliches Gedächtniß. Ein fortgeſetztes Studium hatte ihm ſehr tiefe Kenntniß in mehrern Fächern der Gelehrſamkeit verſchafft. Allein ſein Kopf, der durch die Menge andrer Meynungen, die er bekam und behielt, überladen wurde, beſaß nicht die Kraft, eigne Ideen zu verbinden, oder ſich feſte, beſtimmte Grundſätze zu bilden. Sein Aberglaube, ſeine Zaghaftigkeit, ſeine Hochachtung gegen alte Gebräuche und ſeine Unſchlüſſigkeit verengerten ſeine Ausſichten zur Geſetzreform und hemmten ſeine Thätigkeit. Er ſtarb nach einem langen Miniſterium, und hinterließ Frankreich das Bedauern, daß ſeine großen Einſichten unnütz geblieben und ſeine ſeltnen Eigenſchaften für die Nation verloren waren.

Seine Strenge gegen die elementariſche Darſtellung der Philoſophie Newtons, war

nicht der einzige Kleinſinn, den er während ſeiner Aufſicht des Buchhandels zeigte. Er wollte auch keine Privilegien für Romane ertheilen, und er erlaubte den Druck des Cleveland nur unter der Bedingung, daß der Held ſeine Religion verändere.

Voltaire ergab ſich zugleich dem Studium der Phyſik, fragte die Gelehrten aller Art um Rath, wiederholte ihre Erfahrungen, oder erfand ſelbſt neue.

Er bewarb ſich mit um den Preis, den die Akademie der Wiſſenſchaften auf die beſte Darſtellung der Beſchaffenheit und Ausbreitung des Feuers geſetzt hatte. Zur Deviſe nahm er folgendes Diſtichon, das wegen ſeiner Beſtimmtheit und ſeines Nachdrucks des Verfaſſers der Henriade nicht unwürdig iſt:

Ignis ubique latet, naturam amplectitur omnem;
Cuncta parit, renovat, dividit, unit, alit.

Allenthalben iſt Feuer; es umfaßt die ganze Natur;
Erzeugt, erneuert, theilt, vereinigt, ernährt Alles.

Der Preis wurde dem berühmten **Euler** zuerkannt; und für keinen war es in der Laufbahn der Wiſſenſchaften demüthigend, von dieſem übertroffen zu werden. Die Frau von Chatelet hatte ſich zugleich mit ihrem Freunde um den Preis beworben. Beyde Abhand-

lungen erhielten eine ſehr ehrenvolle Erwähnung.

Um die Zeit beſchäftigte der Streit über das Maaß der Kräfte die Mathematiker. Voltaire nahm in einem Memoire, das der Akademie übergeben und von ihr gebilligt wurde, die Parthey des Descartes und des **Newton** gegen **Leibnitz** und die **Bernouilli's**, und ſelbſt gegen die Frau von **Chatelet**, die eine Leibnitzianerinn geworden war.

Wir ſind weit entfernt, zu behaupten, daß dieſe Werke den Ruhm Voltairs erweitern, oder ihm eine Stelle unter den Gelehrten jener Fächer erwerben könnten. Allein das Verdienſt, die Franzoſen, die keine Geometer ſind, Newton, das wahre Weltſyſtem und die vorzüglichſten Erſcheinungen in der Optik kennen gelehrt zu haben, muß in dem Leben eines Philoſophen mit aufgezählt werden.

Es iſt nützlich, richtige Begriffe über Gegenſtände, die allein wiſſenſchaftlich ſcheinen, dann in den Köpfen zu verbreiten, wenn ſie allgemeine, für die Welt wichtige oder ſolche ausgebreitete Sachen betreffen, die ſich allen Augen darbieten. Eine völlige Unwiſſenheit iſt ſtets von Irrthümern begleitet, und die Irrthümer in der Phyſik ſind nicht ſelten die Stützen andrer Vorurtheile von einer

noch gefährlichern Art. Die phyſikaliſchen Kenntniſſe Voltairs ſind ihm bey ſeinem Talente für die Poeſie zu Hülfe gekommen. Wir reden hier nicht allein von den Stücken, in denen er ſich das ſeltne Verdienſt erworben hat, Wahrheiten beſtimmt in Verſen auszudrücken, ohne ſie zu entſtellen, ohne aufzuhören, Dichter zu ſeyn, ſich an die Einbildungskraft zu wenden und dem Ohre zu ſchmeicheln; — das Studium der Wiſſenſchaften erweitert den Kreis der poetiſchen Ideen, bereichert die Verſe mit neuen Bildern. Ohne dieſe Hülfsquelle würde die Dichtkunſt, die nothwendig in einen kleinen Bezirk eingeſchloſſen iſt, nichts weiter, als die Kunſt ſeyn, in wohlklingenden Verſen und mit Geſchicklichkeit gemeine Ideen und erſchöpfte Gemälde verjüngt darzuſtellen.

Man mag ſich üben, in welchem Studio man will — ſo wird immer derjenige, der auch in andern Fächern ausgebreitete und tiefe Einſichten beſitzt, unendliche Vorzüge beſitzen. Das poetiſche Genie Voltairs würde daſſelbe geweſen ſeyn; aber er wäre nicht ein ſo großer Dichter geweſen, wenn er ſich nicht auf Phyſik, Philoſophie und Geſchichte gelegt hätte. Dieſe fremden Wiſſenſchaften nützen nicht allein dadurch, daß ſie die Anzahl der Ideen vermehren; ſie vervollkommnen auch den Geiſt ſelbſt,

weil ſie auf eine gleichere Weiſe die verſchiedenen Kräfte deſſelben üben.

Nachdem ſich Voltaire einige Jahre der Phyſik gewidmet hatte, ſo befragte er **Clairaut** über ſeine Fortſchritte darinn. Dieſer hatte die Freymüthigkeit, ihm zu antworten, daß er es mit einem unausgeſetzten Fleiße nicht weiter darinn bringen würde, als daß er ein mittelmäßiger Kenner würde, und daß er unnützer Weiſe für ſeinen Ruhm eine Zeit verlöre, von der er der Dichtkunſt und Philoſophie Rechenſchaft ſchuldig wäre. Voltaire gab ihm Gehör, folgte wieder ſeiner Naturneigung, die ihn beſtändig zu den ſchönen Wiſſenſchaften zurückführte, und dem Wunſche ſeiner Freunde, die in ſeiner neuen Laufbahn nicht mit ihm fortgehen konnten. Auch wurde der Aufenthalt zu Cirey nicht ganz mit wiſſenſchaftlichen Studien hingebracht.

Er verfertigte während deſſelben **Alzire, Zulime, Mahomet,** vollendete ſeine Betrachtungen über den Menſchen (Discours ſur l'homme) ſchrieb ſeine **Geſchichte Carls des XII.,** entwarf ſein Jahrhundert **Ludwigs des XIV.** und ſammelte die Materialien zu ſeinem **Verſuche über die Sitten und den Geiſt der Nationen** ſeit Karl dem Großen bis auf unſre Zeiten.

Alzire und **Mahomet** ſind unſterbliche Denkmäler der Größe, zu der die Vereinigung des Genies der Poeſie mit einem philoſophiſchen Geiſte die Kunſt des Trauerſpiels erheben kann. Dieſe Kunſt ſchränkt ſich in dieſen Stücken nicht dahin ein, durch das Gemälde der Leidenſchaften zu erſchrecken, ſie in den Herzen aufzuregen, und die ſanften Thränen des Mitleids oder der Liebe zu veranlaſſen; ſie wird in denſelben die Kunſt, die Menſchen zu erleuchten und ſie zur Tugend zu führen. Jene müßigen Perſonen, die mit der traurigen Verlegenheit ins Schauſpiel kommen, einen unnützen Tag zu endigen, werden darinn aufgefordert, die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchen zu überlegen. Man ſieht in **Alzire** die edlen, aber wilden und ſtürmiſchen Tugenden des Naturmenſchen die Laſter der durch Fanatismus und Ehrſucht verdorbenen Geſellſchaft bekämpfen, und der Tugend nachgeben, die durch die Vernunft in der Seele des **Alvare's** oder des ſterbenden und belehrten **Gußmanns** vervollkommnet worden. Man ſieht darinn zugleich, wie die Geſellſchaft den Menſchen verdirbt, indem ſie Vorurtheile an die Stelle der Unwiſſenheit ſetzt, und wie ſie ihn vollkommner macht, ſobald die Wahrheit an die Stelle der Irrthümer tritt. Aber das leidigſte aller Vor-

urtheile iſt der Fanatismus. Voltaire wollte dies Ungeheuer auf der Bühne erwürgen, und wandte, um es aus dem Herzen zu reißen, jene ſchreckenden Mittel an, die die Kunſt des Theaters allein hervorbringen kann.

Ohne Zweifel war es leicht, einen Fanatiker verhaßt zu machen. Aber dieſer Fanatiker ſey ein großer Mann, den man verabſcheut und zugleich nicht unterlaſſen kann, zu bewundern; er laſſe ſich zu unwürdigen Kunſtgriffen herab, ohne ſich dabey zu erniedrigen; er ſey bey ſeinem Vorhaben, eine Religion einzuführen und ein Reich zu errichten, verliebt, ohne lächerlich zu werden; er begehe alle Verbrechen und errege nicht dabey den ſchrecklichen Abſcheu, den Böſewichter veranlaſſen; er habe zugleich den Ton eines Propheten und die Sprache eines Mannes von Genie; er zeige ſich erhaben über den Fanatismus, womit er ſeine unwiſſenden und unerſchrocknen Schüler trunken macht, ohne daß die Unwürdigkeit, die mit der Scheinheiligkeit verbunden iſt, ſeinen Karakter erniedrige; ſeine Verbrechen ſeyen endlich mit Erfolg gekrönt; er triumphire und ſcheine hinlänglich durch ſeine Gewiſſensbiſſe beſtraft: — das hätte das dramatiſche Talent nicht bewirken können, wenn es nicht durch einen ausgezeichneten, erfinderiſchen Geiſt unterſtützt worden wäre.

Mahomet wurde zuerſt zu Lille, im Jahre 1741 aufgeführt. Während des erſten Akts brachte man Voltaire einen Brief von dem Könige von **Preußen**, der ihm ſeinen Sieg bey **Molwitz** meldete. Voltaire unterbrach das Stück und las den Brief den Zuſchauern vor. „Ihr ſollt ſehen, ſagte er zu den Freunden, die um ihn ſtanden, **daß die Tragödie von Molwitz meiner Tragödie Beyfall verſchaffen wird.**“ Man wagte es, ſie zu Paris aufzuführen. Allein das Geſchrey der Fanatiker erhielt von der Schwachheit des Kardinals **Fleury** ein Dekret, wodurch die weitere Aufführung des Stücks verboten wurde. Voltaire ſchickte unter dieſen Umſtänden das Stück **Benedikt dem** XIV. zu. **Lambertini**, ein toleranter Pabſt, ein gütiger Fürſt, und ein Mann von vielem Geiſte, antwortete ihm freundſchaftlich und überſchickte ihm **Medaillen**. **Crebillon** war bedenklicher als der Papſt. Er wollte nie einwilligen, ein Stück aufführen zu laſſen, daß dadurch, daß es bewies, daß man das tragiſche Schrecken aufs höchſte treiben könne, ohne das Intereſſe aufzuopfern, ohne durch widrige Schauderlichkeiten zu empören, eine Satyre auf die Gattung war, für deren Schöpfer und Muſter er den Stolz hatte, ſich zu halten.

Erſt im Jahr 1751 hatte d'Alembert, wie ihm von dem Grafen d'Argenſon die Unterſuchung des **Mahomets** übertragen wurde, den Muth, ihm Beyfall zu geben, und ſich dadurch zugleich dem Haſſe der wider Voltaire verbündeten Gelehrten und der Orthodoxen auszuſetzen; — ein Muth, der um ſo rühmlicher war, da Alembert, der an dem Ruhme des Werks keinen Antheil hatte, keine andre Entſchädigung für die Gefahr, der er ſich ausſetzte, erwarten konnte, als das Vergnügen, einem Freunde gedient und der Vernunft einen Triumph vorbereitet zu haben.

Zulime hatte keinen Beyfall; und alle Bemühungen des Verfaſſers, ſie zu verbeſſern und ihre Fehler zu bemänteln, waren fruchtlos. Eine Tragödie iſt eine Erfahrungsprobe über das menſchliche Herz, und dieſe Erfahrung gelingt nicht immer, ſelbſt nicht unter den geſchickteſten Händen. Allein die Rolle der Zulime iſt die erſte auf dem Theater, in welcher ein leidenſchaftliches und zu verbrecheriſchen Handlungen verleitetes Frauenzimmer den Edelmuth und Uneigennutz der Liebe beybehalten hat. Dieſer ſo wahre, ſo heftige und ſo zärtliche Karakter hätte vielleicht die Nachſicht der Zuſchauer verdient und die Theaterrichter hätten in Betracht der neuen Schönheit dieſer

Rolle, die Mängel der andern vergeben können, die ſich der Verfaſſer ſelbſt mit ſo vieler Strenge und Freymüthigkeit vorgeworfen hatte.

Die **Betrachtungen über den Menſchen** ſind eines der ſchönſten Denkmäler der franzöſiſchen Dichtkunſt. Wenn ſie, wie der Verſuch **Pope's**, keinen regelmäßigen Plan enthalten; ſo haben ſie den Vorzug, daß ſie eine wahrere, ſanftere und gebräuchlichere Philoſophie enthalten. Die Verſchiedenheit des Tons, eine Art von Nachläßigkeit, eine rührende Empfindlichkeit, ein ſtets edler, ſtets wahrer Enthuſiasmus geben ihnen einen Reiz, der den Verſtand, die Einbildungskraft und das Herz abwechſelnd rührt; ein Reiz, deſſen Geheimniß Voltaire allein gekannt hat, das Geheimniß zu rühren, zu gefallen, zu unterrichten, ohne je zu ermüden, für allerley Köpfe, ſo wie für jedes Alter zu ſchreiben. Oefters ſieht man darinn Strahlen einer tiefen Philoſophie hervorglänzen, die faſt immer in einem Sinnſpruche oder Bildniſſe ausgedrückt, ſimpel und populär ſcheint; ein Talent, das eben ſo nützlich, eben ſo ſelten, als dasjenige gemein und gefährlich iſt, wenn man falſchen und abgenutzten Gedanken den Anſtrich von Gründlichkeit giebt.

Wenn man vom Leſen **Pope's** weggeht; ſo bewundert man ſeine Gabe und die Kunſt,

mit der er ſein Syſtem vertheidigt; aber die Seele bleibt ruhig und der Verſtand findet bald alle ſeine Einwürfe mehr abgewendet als widerlegt. Voltaire kann man nicht verlaſſen, ohne ermuntert oder getröſtet zu ſeyn, ohne mit der ſchmerzlichen Empfindung der Uebel, zu denen die Natur den Menſchen verurtheilt hat, auch die Vorſtellung des Guten mitzunehmen, das ſie ihnen geſchenkt hat.

Das Leben **Karls des XII.** iſt das erſte Geſchichtsſtück, das Voltaire herausgegeben hat. Der Styl, der eben ſo hinreißend iſt, als die Thaten des Helden, führt den Leſer in einer ununterbrochenen Reihe von glänzenden Feldzügen, von ſonderbaren Anekdoten, von romanhaften Begebenheiten fort, die weder die Neugierde noch das Intereſſe ruhen laſſen. Selten unterbrechen Betrachtungen die Erzählung. Der Verfaſſer vergißt ſich ſelbſt, um ſeine Perſonen handeln zu laſſen. Es ſcheint, als wenn er nur das erzählt, was er über ſeinen Helden erfahren hat. Es iſt bloß die Rede von Schlachten, von militairiſchen Entwürfen; und doch erblickt man allenthalben darinn den Geiſt eines Philoſophen und das Herz eines Vertheidigers der Menſchheit.

Voltaire hatte allein ſeine Geſchichte nach Originalberichten geſchrieben, die ihm von Au-

genzeugen der Begebenheiten ſelbſt mitgetheilt waren, und ſeine Treue und Genauigkeit iſt durch das ehrwürdige Zeugniß Stanislaus bewährt worden, der der Freund, der Gefährte und das Opfer Karls des XII. war.

Demohnerachtet beſchuldigte man dieſe Geſchichte, daß ſie nichts weiter als ein Roman ſey, weil ſie ganz das Intereſſe deſſelben hat. Wenn vielleicht nie ein Mann ſo vielen Enthuſiasmus erregte, ſo wurde auch nie ein Gelehrter mit weniger Nachſicht behandelt als Voltaire. Da in Frankreich der Ruhm des Witzes von allen der beneidetſte iſt, und es natürlich war, daß der ſeinige den aller andern verdunkelte, ſo ereiferte man ſich, ihm alle übrige Auszeichnung ſtreitig zu machen, und da der Anſpruch auf Witz unter andern Klaſſen faſt eben ſo unruhig war, als unter den Gelehrten, ſo hatte er faſt eben ſo viele eiferſüchtige Neider, als Leſer.

Vergebens hatte Voltaire geglaubt, daß die Einſamkeit zu Cirey ihn dem Haſſe entziehen würde; er hatte nichts als ſeine Perſon verborgen; ſein Ruhm fiel noch ſeinen Feinden läſtig. Eine Schandſchrift, in der ſein ganzes Leben verläſtert wurde, unterbrach ſeine Ruhe. Man behandelte ihn als einen Prinzen, oder als einen Miniſter, weil er eben ſo vielen Neid erregte. Der Verfaſſer dieſer Schandſchrift

war jener Abt **Desfontaines**, der Voltaire ſeine Freyheit und vielleicht ſein Leben verdankte. Da man ihn eines ſchändlichen Laſters beſchuldigte, das der Aberglaube unter die Verbrechen geſetzt hat, ſo war er ins Gefängniß geworfen worden, zu einer Zeit, wo man es nach einer grauſamen und lächerlichen Politik für ſehr dienlich hielt, einen Menſchen zu verbrennen, um dadurch andre von einem Laſter abzuſchrecken, zu welchem er — wie man fälſchlich argwöhnte, einige Neigung zeigte.

Als Voltaire das Unglück des Abbe' **Desfontaines** erfuhr, deſſen Perſon er nicht kannte, und der keine andre Empfehlung bey ihm hatte, als daß er ein Gelehrter war, ſo eilte er nach Fontainebleau zu der Frau von **Prie**, die damals allmächtig war, und erhielt von ihr die Freylaſſung des Gefangnen, unter der Bedingung, daß er ſich nicht wieder zu Paris ſehen ließe. Zudem verſchaffte ihm auch Voltaire einen Aufenthalt auf dem Landgute einer ſeiner Freundinnen. Desfontaines verfertigte daſelbſt eine Schmähſchrift gegen ſeinen Wohlthäter. Man nöthigte ihn, ſie ins Feuer zu werfen, aber nie vergab ers, daß er ihm das Leben gerettet hatte. Begierig ergriff er in den Journalen alle Gelegenheit ihn zu beleidigen. Er wars, der durch einen Prieſter des Semi-

nariums den Weltmenſchen (Le Mondain) angeben ließ; ein ſinnreiches Gedicht, in welchem Voltaire zeigen wollte, wie der Luxus, durch Milderung der Sitten und Belebung der Induſtrie einem Theile der Uebel abhilft, die aus der Ungleichheit der Glücksgüter und aus der Härte der Reichen entſtehen.

Dieſe gerichtliche Angebung ſetzte ihn der Gefahr eines neuen Exils aus. Zu dem Vorwurfe, daß er die Wolluſt predige, ein Vorwurf, der in den Augen derer ſo wichtig iſt, die noch ſtärkere Laſter mit dem Mantel der Strenge, zu bedecken genöthigt ſind — hatte man die noch gefährlichere Beſchuldigung gefügt, daß er ſich über die Vergnügungen unſrer erſten Eltern luſtig gemacht habe.

Endlich gab der Journaliſt die **Voltairomanie** heraus. Nunmehr überließ ſich Voltaire, der lange ſtillſchweigend die Verläumdungen des Desfontaines und Rouſſeau's litt, den Bewegungen eines Zorns, deſſen dieſe niedrigen Feinde nicht werth waren.

Nicht mit der Rache zufrieden, daß er ſeine Feinde der öffentlichen Verachtung Preis gab, daß er ſie mit jenen Zügen bezeichnete, die die Zeit nicht auslöſcht, verfolgte er Desfontaines auch gerichtlich. Er kam mit einer Verleugnung ſeiner Schandſchrift davon, *) und fing

*) S. die Beylagen.

an, neue zu machen, um ſich zu tröſten. Im 40ſten Jahre alſo, und nach einer 20jährigen Geduld, verließ Voltaire zum erſtenmale jene Mäßigung, von der zu wünſchen wäre, daß ſie die Gelehrten nie aufgäben. Wenn ſie von der Natur die ſo furchtbare Gabe erhalten haben, ihre Feinde dem Spott und Hohne bloß zu ſtellen, ſo mögen ſie es für unwürdig halten, dieſe gefährliche Waffen zur Rächung ihrer eignen Fehden zu gebrauchen, mögen ſie gegen die Verfolger der Wahrheit und die Feinde der menſchlichen Rechte aufbehalten!

Die Verbindung, die um die Zeit zwiſchen Voltairen und dem **Kronprinzen von Preußen** entſtand, war eine der erſten Veranlaſſungen zu den heftigen Aufwallungen, in die ſeine Feinde gegen ihn geriethen. Der junge **Friedrich** hatte von ſeinem Vater allein die Erziehung eines Soldaten genoſſen. Allein die Natur beſtimmte ihn, ein Mann von einem liebenswürdigen, großen und erhabenen Geiſte, und zugleich ein großer General zu ſeyn. Er war nach Rheinsberg relegirt. Sein Vater war Willens geweſen, ihm als einem Deſerteur, der ohne ſeine Erlaubniß hatte reiſen wollen, den Kopf abhauen zu laſſen. Indeß hatte er den Vorſtellungen des Kayſerl. Miniſters nachgegeben, und ſich damit begnügt, ihn der Hinrichtung eines ſeiner Fluchtgefährten beywohnen zu laſſen.

Friedrich, der die franzöſiſche Sprache, die Poeſie und Philoſophie mit Leidenſchaft liebte, wählte in dieſer Retraite Voltaire zu ſeinem Vertrauten und Führer. Sie ſchickten ſich einander ihre Werke. Der Prinz bat bey ſeinen Arbeiten den Philoſophen um Rath und Unterricht. Sie unterſuchten mit einander die wichtigſten und unauflöslichſten Fragen der Metaphyſik. Der Prinz ſtudirte damals **Wolf**. Er vertauſchte aber bald ſeine Syſteme und unverſtändliche Sprache gegen eine klarere und wirklichere Philoſophie. Er beſchäftigte ſich zugleich den **Machiavel** zu widerlegen, das heißt, zu beweiſen, daß die ſicherſte Staatskunſt für einen Fürſten die iſt, ſein Betragen nach den Vorſchriften der Moral einzurichten, und daß ſein Intereſſe ihn nicht nothwendig zum Feinde ſeines Volks und ſeiner Nachbarn macht, wie Machiavel behauptet hatte, — entweder aus Syſtemsneigung, oder um ſeine Landsleute von der Regierung eines Einzigen abzuſchrecken, zu welcher ſie der Ueberdruß einer ſtets ſtürmiſchen und oft grauſamen Volksherrſchaft zu neigen ſchien. *)

Im vorigen Jahrhunderte waren **Tycho de Brahe**, **Descartes**, **Leibnitz**, des Um-

*) Machiavel lebte zu Florenz, wo er 1469 gebohren war.

gangs mit Fürſten gewürdiget, und mit Beweiſen von Achtung von ihnen überhäuft worden; allein es herrſchte kein Zutrauen, keine Freyheit in dieſer zu ungleichen Geſellſchaft. **Friedrich** gab davon das erſte Beyſpiel. Er ſchickte ſeinen Freund, den Baron von **Keyſerling** ab, um die **Gottheiten von Cirey** (Divinités de Cirey) zu beſuchen, und Voltaire ſein **Portrait** und ſeine **Handſchriften** zu überbringen. Der Philoſoph war über dieſe Achtung gerührt, vielleicht auch geſchmeichelt; aber er war's noch mehr darüber, daß er einen Prinzen, der zum Thron beſtimmt war, die Wiſſenſchaften ſtudiren, ſich als einen Freund der Philoſophie, und als einen Feind des Aberglaubens zeigen ſah. Er hofte, daß der Verfaſſer des **Anti-Machiavel** ein friedfertiger König ſeyn würde; und mit Vergnügen beſchäftigte er ſich, heimlich das Buch drucken zu laſſen, von dem er glaubte, daß es den Prinzen an friedliche Tugend binden müſſe, wenn er nicht ſeine eignen Grundſätze verleugnen, und die Verdammung in ſeinem eignen Werke finden wollte.

Als **Friedrich** den Thron beſtieg, änderte er ſeine Geſinnungen für Voltaire nicht. Die Regierungsſorgen ſchwächten weder ſeine Neigung zur Poeſie, noch ſeine Anhänglichkeit an die Werke, die damals im Schreibpulte Voltairs

aufbewahrt, und deren Vertrauter er faſt allein mit der Frau von Chatelet war. Allein einer ſeiner erſten Schritte war, daß er die Heraus⸗gabe des Anti⸗Machiavels aufſchieben ließ. Voltaire gehorchte, und ſeine Bemühungen, die er angewandt hatte, waren fruchtlos. Der König wünſchte ihn perſönlich zu ſehen, und er ihn. Er begab ſich darauf von **Brüſſel**, wo⸗ſelbſt er ſich mit der Frau **von Chatelet** auf⸗gehalten hatte, nach **Weſel**, und erſtaunte, ei⸗nen jungen König in ſeiner Uniform auf einem Feldbette zu finden. Friedrich hatte grade das Fieber; allein dies verhinderte ihn nicht, die Nachbarſchaft zu benutzen, um von dem Fürſt⸗biſchof zu **Lüttich** eine alte vergeßne Schuld einzutreiben. Voltaire verfertigte ein Memoire, das durch die mitgeſchickten Truppen Kraft er⸗hielt. Er ging darauf nach Paris zurück, ver⸗gnügt, geſehen zu haben, daß ſein Held ein ſehr liebenswürdiger Mann war. Allein er ſchlug die Anerbietungen aus, die Friedrich ihm machte, ihn an ſeinen Hof zu ziehen, und zog die Freundſchaft der Frau von Chatelet der Gunſt eines Königs vor, und das eines Königs, der ihn liebte.

Der König von Preußen erklärte der Toch⸗ter Karls des VI. den Krieg, und benutzte ihre Schwäche, um alte Anſprüche auf Schleſien

geltend zu machen. Zwey Schlachten verſicherten ihm den Beſitz deſſelben. Der Kardinal von Fleury, der den Krieg wider ſeinen Willen unternommen hatte, unterhandelte ſtets insgeheim. Die Kayſerin ſah ein, daß es ihr Vortheil nicht ſey, mit Frankreich zu handeln. Sie hofte nützliche Alliirte gegen daſſelbe, die die Kriegskoſten übernehmen würden, indeß ſie, wenn ſie allein gegen den König von Preußen zu kämpfen hätte, ſich allein überlaſſen bleiben, und die Neigung und geheime Unterſtützungen eben der Mächte ihrem Feinde zugewandt ſehen würde. Sie zog alſo die Parthey vor, ihren Unwillen zu unterdrücken, den König von Preußen von den Vorſchlägen des Kardinals zu benachrichtigen, ihn durch dieſe Eröfnung zum Frieden zu bewegen, und durch die Aufopferung Schleſiens die Neutralität ihres furchtbarſten Feindes zu erkaufen.

Der Krieg hatte den Briefwechſel zwiſchen dem Könige von Preußen und Voltaire nicht unterbrochen. Der König ſchickte ihm Verſe aus ſeinem Lager, wenn er ſich zu einer Schlacht fertig machte, oder während des Getümmels eines Sieges zu; und Voltaire predigte ihm immer Menſchenliebe und Frieden, indem er ſeine Thaten pries, und ſeinem Kriegsruhme ſchmeichelte.

Der Kardinal von Fleury ſtarb. Voltaire hatte genug Verbindung mit ihm gehabt, weil er neugierig war, die Anekdoten der Regierung Ludwigs des XIV. zu erfahren, und Fleury ſie gern erzählte, und ſich beſonders bey denen verweilte, die auf ihn Bezug hatten, indem er nicht zweifelte, daß Voltaire ſeine Geſchichte damit anfüllen würde. Allein der natürliche Haß Fleury's, ſo wie aller ſchwachen Männer gegen diejenigen, die ſich über das Gewöhnliche erheben, bekam das Uebergewicht über ſeinen Geſchmack und ſeine Eitelkeit.

Fleury hatte die Franzoſen verhindern wollen zu reden und ſelbſt zu denken, um ſie deſto leichter regieren zu können. Er hatte immer einen Krieg über Meynungen unterhalten, und denſelben ſo zu lenken geſucht, daß er kein Aufſehen machte, und die öffentliche Ruhe unterbrach. Die Kühnheit Voltairs machte ihn beſtürzt. Er beſorgte zugleich, ſeine Ruhe aufs Spiel zu ſetzen, wenn er ihn vertheidigte, oder ſeinen kleinen Ruhm, wenn er ihn mit zu vieler Feigheit verließe; und Voltaire fand an ihm, weniger einen Beſchützer, als einen heimlichen Verfolger, den aber ſeine Hinſicht auf die öffentliche Meynung und das Intereſſe ſeines eignen Ruhms zurückhielt.

Voltaire war beſtimmt, ihm als Mitglied

in der **franzöſiſchen Akademie** nachzufolgen. Er hatte ſich neue Anſprüche auf dieſe Ehre erworben, die dem Neide Stillſchweigen würden auferlegt haben, wenn er einige Schaam haben könnte. Er hatte die Bühne mit einem neuen Meiſterſtücke, mit der **Merope** bereichert, bis dahin die einzige Tragödie, wo häufige und ſanfte Thränen nicht über das Unglück der Liebe fließen. Der Verfaſſer der Zaire hatte ſchon jenen Grundſatz **Boileau's** beſtritten:

De cette paſſion la ſenſible peinture
Eſt pour aller au coeur la route la plus ſûre.

(Die rührende Darſtellung dieſer Leidenſchaft führt den ſicherſten Weg zum Herzen.)

Er hatte behauptet, daß die Natur noch pathetiſchere und ſtärkere Wirkungen auf dem Theater hervorbringen könne; und er bewies es in der Merope.

Wenn indeß Boileau durch den **ſicherſten** Weg den am wenigſt **ſchweren** verſteht, ſo ſpricht die Erfahrung für ihn. Mehrere Dichter haben rührende Trauerſpiele gemacht, deren Stoff Liebe war; und Merope iſt bis jetzt einzig.

Hingeriſſen durch das Anziehende der Situationen, durch einen Zauber des Dialogs, den man noch nicht auf dem Theater geſehen

hatte, durch das Talent einer Schauſpielerin, die den wahren und leidenſchaftlichen Ton der Natur zu faſſen gewußt hatte, wurde das Parterre in einen Enthuſiasmus ohne Beyſpiel verſetzt. Es nöthigte Voltairen, der in einem Winkel des Schauſpielhauſes verborgen war, ſich den Zuſchauern zu zeigen. Er erſchien in der Loge der Marſchallin von **Villars**. Man rief dieſer jungen Herzogin zu, den Verfaſſer der Merope zu **umarmen**; und ſie wurde genöthigt, dem gebieteriſchen Willen des Publikums nachzugeben, das trunken von Bewunderung und Vergnügen war.

Dieß war das erſtemal, daß das Parterre den Verfaſſer eines Stücks hervorrief. Aber was damals eine Huldigung war, die man dem Genie leiſtete, iſt ſeitdem in eine Gewohnheit ausgeartet, und nichts weiter, als eine lächerliche und niedrige Ceremonie, der ſich geachtete Dichter zu unterwerfen verweigern.

Zu dieſer neuen Ehre, die die Orthodoxie ſelbſt genöthigt war zu achten, kam noch die Unterſtützung der Fr. v. **Chateauroux**, die damals den Herzog von **Richelieu** beherrſchte; dieſer außerordentliche Mann, der in einem Alter von 20 Jahren, wegen der Unbeſonnenheit ſeiner Liebeshändel zweymal in die Baſtille geſetzt war; der durch das Geräuſch und die Menge

ſeiner Abentheure unter den Frauenzimmern eine Art von Mode hervorgebracht hatte, die es beynahe als eine Ehre anſahen, von ihm entehrt zu werden; der unter ſeinen Nachahmern eine Art von Galanterie eingeführt hatte, bey der ſelbſt Liebe nicht mehr der Geſchmack des Vergnügens war, ſondern die Eitelkeit, zu verführen; eben der Mann, den man nachgehends zu dem Siegesruhme von **Fontenoy** beytragen, die Revolution in **Genua** befeſtigen, **Mahon** erobern, und eine engliſche Armee zwingen ſah, die Waffen niederzulegen, und, wie ſie die Konvention gebrochen hatte, und ſeine zerſtreuten und geſchwächten Winterquartiere bedrohete, ſie durch ſeine Thätigkeit und Entſchloſſenheit zurückhielt, und darauf zurückkam, und durch Hofintriguen und durch die Kunſtgriffe einer tyranniſchen ſchlechten Adminiſtration einen Ruhm wieder verdarb, der die Vergehungen ſeiner Jugend hätte bedecken können.

Der Herzog von **Richelieu** war von Jugend auf ein Freund Voltairs geweſen. Voltaire, der ſich oft über ihn zu beklagen hatte, behielt für ihn die Jugendneigung, die die Zeit nicht aufhebt, und eine Art von Vertraulichkeit, die die Gewohnheit mehr, als wahres Freundſchaftsgefühl unterhielt. Der Marſchall

von Richelieu blieb dieſer alten Ergebenheit ge- treu, ſo weit es die Leichtfertigkeit ſeines Ka- rakters, ſeine Launen, ſein kleiner Theaterdeſpo- tismus, ſeine Verachtung gegen alles, was nicht Hofmann war, und ſeine Gefühlloſigkeit für al- les, was edel oder gut war, erlaubten.

Er diente damals Voltairen bey der Frau von **Chateauroux**. Allein Herr von **Maure- pas** liebte Voltairen nicht. Der Abbe' von **Chaulieu** hatte ein Epigramm auf den **Oedip** gemacht, weil es ihn kränkte, daß ein junger Menſch, der ſchon ſein Nebenbuhler in der Gattung der flüchtigen, mit Philoſophie und Wolluſt durchwebten Poeſie war, mit dieſem Ruhme noch den Theaterbeyfall verband; und Herr von Maurepas, der eitel darauf war, daß er mehr Witz bey den Soupers als ein an- drer zeigte, vergab es Voltaire nicht, daß er ihm zu offenbar dieſen Vorzug raubte, bey dem es damals nicht lächerlich war, daß ein Staatsmann davon geſchmeichelt ſeyn konnte.

Voltaire hatte verſucht, ſeinen Groll durch eine Zuſchrift zu beſänftigen, in welchem er ihm Lobeserhebungen ertheilte, denen die Gei- ſtesart und der Karakter des Herrn von **Mau- repas** am mehrſten Wahrſcheinlichkeit geben konnten. Allein dieſe Zuſchrift, die eben ſo viele Lehren als Lobſprüche enthielt, verän-

derte im geringſten nicht die Geſinnungen des Miniſters. Um die Aufnahme Voltairs in die Akademie zu verhindern, verband er ſich mit dem Theatiner **Boyer**. Fleury hatte dieſen bey der Erziehung des Dauphins, **Maßillon** vorgezogen, deſſen Talente und tugendhaften Karakter er fürchtete, und den er nachmals auf dem Sterbebette, dem Könige zu dem Pfründenblatte (Feuille des bénéfices) empfahl, in der Hofnung, wahrſcheinlich ſich von den **Janſeniſten** bedauern zu laſſen. Uebrigens war es dem Herrn von Maurepas ſehr lieb, eine Gelegenheit zu finden, die Frau von **Chateouroux**, deren ganzer Haß gegen ſich ihm bekannt war, zu kränken, ohne ſich dabey zu kompromittiren. Voltaire, der dieſe Intrigue erfuhr, machte dem Miniſter ſeine Aufwartung, und fragte ihn, ob er, wenn die Frau von Chateauroux ſeine Erwählung unterſtützte, ſich ihr widerſetzen würde. Ja! verſetzte ihm der Miniſter, und **ich werde Sie zu Boden drücken.** *)

*) Bey unſerm beſtändigen Vorſatze, gerecht gegen Jeden zu ſeyn, müſſen wir hier anführen, daß wir nach dem Tode Voltairs über dieſe Anekdote den Grafen von **Maurepas**, gegen deſſen Karakter ſie zu ſeyn ſchien, geſprochen haben. Er antwortete uns lächelnd, daß es der **König** ſelbſt geweſen ſey, der Voltaire dem Kardinale von Fleury, in ſeiner Stelle als Akademiker nicht habe

Voltaire wußte, daß ein Staatsmann leicht dazu die Macht hätte; und daß unter einer ſchwachen Regierung der Kredit einer Maitreſſe dem Willen ränkiſcher oder fanatiſcher Prieſter, die in den Augen der Vernunft verächtlich, aber vom Pöbel noch geachtet ſind, nachſtehen müſſe. Er ließ alſo Boyer triumphiren.

Kurze Zeit nachher ſah der Miniſter, wie nöthig die Allianz des Königs von **Preußen** mit **Frankreich** ſey. Aber dieſer Regent trug Bedenken, ſich von neuem mit einer Macht einzulaſſen, deſſen unzuverläßige, zurückhaltende Politik ihm kein Zutrauen einflößte. Man kam auf den Gedanken, daß **Voltaire** ihn umſtim-

nachfolgen laſſen wollen, indem Se. Maj. glaubten, daß zwiſchen dieſen beyden Männern eine zu auffallende Verſchiedenheit ſey, um die Lobrede des einen in den Mund des andern zu legen, und dem Publikum durch eine ſolche Zuſammenſtellung Anlaß zum Gelächter zu geben.

Herr von Maurepas fügte noch hinzu, er wiſſe ſeit langem, daß Voltaire ſeinen Freunden die Aeußerung: „**Ich werde Sie zu Boden drücken,**„ geſagt und geſchrieben habe; allein dieſe kleine Ungerechtigkeit eines ſo berühmten Mannes habe ihn nicht verhindert, den jetzigen König mit Erfolg zu erſuchen, daß der, der ſeinem Jahrhunderte und der franzöſiſchen Nation ſo viele Ehre gemacht, von **Ferney** abreiſen, und ſeinen Ruhm, in der Mitte derſelben, am Ende ſeiner Laufbahn genießen mögte.

men könnte. Er erhielt alſo den Auftrag dieſer Unterhandlung; aber insgeheim. Man beſtimmte, daß die Verfolgungen Boyers den Vorwand zu ſeiner Reiſe nach Preußen abgeben ſollten. Da hatte er nun Freyheit, ſich über den armen Theatiner luſtig zu machen, der ſich beym Könige beſchwerte, daß Voltaire ihn an den fremden Höfen für einen Narren ausgäbe. „Das iſt ja eine ausgemachte Sache, erwiederte ihm der König.„

Voltaire reiſete ab; und Piron, der an der Spitze ſeiner Feinde ſtand, überhäufte ihn mit Epigrammen und Liedern über ſeine vorgebliche Ungnade. Dieſer Piron war gewohnt, auf alle berühmte Männer, die verfolgt wurden, zu ſchimpfen. Seine Werke ſind mit Beweiſen dieſer niedrigen Boshaftigkeit angefüllt. Er wurde indeß für einen guten Menſchen gehalten, weil er träge war, und von aller Würde des Karakters entblößt, nicht die Eigenliebe der Weltleute beleidigte.

Indeß war Voltaire ſchon einige Zeit bey dem Könige von Preußen geweſen, der ſich fortdauernd gegen alle Unterhandlung mit Frankreich erklärte. Voltaire hatte die Geſchicklichkeit, den wahren Beweggrund dieſer Weigerung herauszubringen. Es war die Schwachheit, die Frankreich gehabt hatte, England

nicht den Krieg zu erklären, wodurch es das Anſehn bekam, daß es um den Frieden bitte, da es ſich anmaaßen konnte, die Bedingungen deſſelben vorzuſchreiben.

Er kam darauf nach Paris zurück, und legte von ſeiner Reiſe Rechenſchaft ab. Im folgenden Frühlinge erklärte der König von Preußen von neuem der Königin von Ungarn den Krieg, und zwang durch dieſe nützliche Diverſion die Truppen derſelben, Elſaß zu räumen. Dieſer wichtige Dienſt und der Vortheil, daß er bey ſeiner Durchreiſe durch den Haag, die dem Schein nach noch unſchlüßigen Neigungen der Holländer ausgekundſchaftet hatte, verſchaften Voltaire nicht einen einzigen von den Achtungsbeweiſen, von denen er ſich eine Schutzwehr gegen ſeine litterariſchen Feinde zu machen gedachte.

Um die Zeit wurde der Marquis d'Argenſon ins Miniſterium gerufen. Er verdient unter die wenigen Staatsmänner gerechnet zu werden, die die Philoſophie und das öffentliche Wohl wirklich liebten. Seine Neigung zu den Wiſſenſchaften hatte ihn in Verbindung mit Voltaire gebracht. Er brauchte ihn öfters, Manifeſte, Erklärungen, Depeſchen aufzuſetzen, die einen korrekten, würdigen und angemeßnen Styl erfoderten.

Von der Art war das Manifeſt, das von dem **Prätendenten** bey ſeiner Landung in Schottland mit einer kleinen franzöſiſchen Armee bekannt gemacht werden ſollte, zu deren Anführer der Herzog von **Richelieu** beſtimmt war. Voltaire hatte damals Gelegenheit, mit dem Grafen von **Lalli**, einem eifrigen Anhänger des Königs Jakob, und einem heftigen Gegner der Engländer zu arbeiten, deſſen Memoire er nachmals mit ſo vielem Muthe vertheidigte, als ein ungerechtes Dekret, das barbariſch ausgeführt wurde, ihn der Rachſucht einiger Bedienten der oſtindiſchen Kompagnie aufopferte.

Zu eben der Zeit hatte er eine noch mächtigere Stütze, die Marquiſe von **Pompadour**, mit der er in Bekanntſchaft ſtand, als ſie noch Frau d'**Etiole** war. Sie gab ihm den Auftrag, ein Stück auf die erſte **Vermählung des Dauphins** zu machen. Die Würde eines **Kammerherrn**, der Titel eines **Hiſtoriographen** von Frankreich, und dabey die Protektion des Hofes, die nothwendig war, um die Kabalen der Andachtseiferer gegen ſeine Aufnahme in die franzöſiſche Akademie zu verhindern, waren die Belohnungen für dies Werk. Er machte bey dieſer Gelegenheit folgende Verſe:

Mon Henri quatre et ma Zaïre
Et mon americaine Alzire
Ne m'ont valu jamais un ſeul regard du Roi;
J'eus beaucoup d'ennemis avec très peu de gloire;
Les honneurs et les biens pleuvent enfin ſur moi,
Pour une farce de la foire.

(Mein Heinrich der Vierte und meine Zaire, und meine Amerikanerinn Alzire haben mir nie einen Blick des Königs verſchafft; bey wenigem Ruhme habe ich viele Feinde. Endlich regnen Ehrenſtellen und Güter auf mich — wegen einer Meßfarce.)

Das hieß aber die Prinzeſſinn von Navarra etwas zu ſtrenge beurtheilen; ein Werk, das eine ſchöne und rührende Liebesgeſchichte enthält.

Indeß war die Gunſt des Hofes nicht hinreichend, ihm die Thüre der Akademie zu eröffnen. Um den Unwillen der Orthodoxen zu beſänftigen, wurde er genöthigt, einen Brief an den Pater **de Latour** zu ſchreiben, worinn er ſeine Hochachtung gegen die Religion, und — was noch nöthiger war — ſeine Ergebenheit gegen die **Jeſuiten** bezeigte. Ohnerachtet der Geſchicklichkeit, mit der er ſeine Worte in dieſem Briefe wählte, wars ohne Zweifel beſſer, ganz der Akademie zu entſagen, als die Schwachheit zu haben, ihn zu ſchreiben. Dieſe

Schwachheit würde nicht zu entſchuldigen geweſen ſeyn, wenn er dieß Opfer der Eitelkeit gebracht hätte, einen Titel zu führen, der längſt den Namen Voltairs nicht mehr ehren konnte. Allein er that es zu ſeiner Sicherheit. Er glaubte, daß er an der Akademie eine Schutzwehr gegen die Verfolgung finden würde. Allein das hieß zu viel Muth und Billigkeit von ſeinen Kollegen erwarten.

In ſeiner **akademiſchen Antrittsrede** warf er zuerſt das Joch der Gewohnheit ab, die alle dieſe Reden zu verurtheilen ſchien, eine bloße Reihe von Komplimenten und Lobſprüchen zu ſeyn. Voltaire unternahm's, in der ſeinigen über Litteratur und Geſchmack zu reden; und ſein Beyſpiel iſt nachgehends einigermaßen ein Geſetz geworden, das die Akademiker ſelten übertreten. Aber er ging nicht ſo weit, daß er das unſterbliche Lob Richelieu's, Seguiers und Ludwigs des XIV. unterdrückte; und bis jetzt haben nur allein zwey bis drey Mitglieder der Akademie den Muth gehabt, dieß zu unterlaſſen. Er ſprach in dieſer Rede von **Crebillon** mit der edlen Großmuth eines Mannes, der kein Bedenken trägt, das Talent bey einem Nebenbuhler zu ehren, und ſeinen eignen Verſchmählern Waffen in die Hände zu geben.

Ein neuer Hagel von Schandſchriften fiel damals über ihn her, und er hatte nicht die Stärke, ſie zu verachten. Die Polizey ſtand damals einem Manne zu Befehle, der einige Monate bey der Frau von Pompadour auf dem Lande zugebracht hatte. Man arretirte einen unglücklichen Opervioliniſten, Namens **Travenol**, der mit dem Advokaten **Rigoley de Jurigny** dieſe Broſchüren herumtrug. Der Vater des Travenol, ein Greis von achtzig Jahren, geht zu Voltaire und bittet um Gnade für den Schuldigen. Der Zorn deſſelben legt ſich augenblicklich. Er weint mit dem Greiſe, umarmt, tröſtet ihn, und eilt mit ihm, um die Freyheit ſeines Sohnes zu bitten.

Die Gunſt, in der Voltaire ſtand, dauerte nicht lange. Die Frau von Pompadour ließ **Crebillon** Ehrenſtellen bewilligen, die man ihm abgeſchlagen hatte. Voltaire hatte dem Verfaſſer des **Rhadamiſte** ſtets Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; aber er konnte ſich nicht zu dem Gedanken erniedrigen, daß er über den Verfaſſer der Alzire, des Mahomets und der Merope erhaben ſey. Er vermuthete in dieſem übertriebenen Enthuſiasmus für Crebillon bald den geheimen Wunſch, ihn ſelbſt zu demüthigen; — und er irrte ſich nicht. Der Dichter, der ſchöne Geiſt hätte mächtige Freunde behal-

ten können; allein dieſe Titel verbargen in Voltaire einen Philoſophen, einen Mann, der noch eifriger für die Fortſchritte der Vernunft, als für ſeinen perſönlichen Ruhm beſchäftigt war.

Sein von Natur ſtolzer und freyer Geiſt neigte ſich zu ſinnreichen Schmeicheleyen; er verſchwendete Lob, aber er behielt ſeine Urtheile, ſeine Meynungen und die Freyheit, ſie darzuſtellen. Starke und rührende Lehren gingen aus dem Schooße ſeiner Lobreden hervor; und dieſe Art zu loben, die am Hofe Friedrichs gelingen konnte, mußte an jedem andern beleidigen.

Er kehrte alſo wieder nach Cirey zurück und begab ſich bald darauf an den Hof **Stanislaus.** Dieſer Prinz, der zweymal zum Könige von Polen erwählt war, einmal durch den Willen Karls des XII., das andremal durch den Wunſch der Nation, hatte von ſeiner Würde immer nichts wie den Titel beſeſſen. In Lothringen ſich aufhaltend, wo er ebenfalls nichts weiter als den Namen eines Souverains beſaß, linderte er durch ſeine Wohlthaten die Uebel, die dieſe Provinz, welche ſich unter der väterlichen Regierung Leopolds, von einem Jahrhunderte von Verheerungen und Drangſalen erholt hatte, von der franzöſiſchen Admi-

niſtration erlitt. Seine andächtige Frömmigkeit hatte weder ſeine Neigung zu Vergnügungen noch die gegen witzige Köpfe aufgehoben. Sein Haus war das eines ſehr begüterten Privatmanns; ſeine Sprache war die eines ungekünſtelten, freymüthigen Mannes, der nie unglücklich geweſen war, als weil man ihn hatte zum Könige machen wollen, und von einem Titel nicht verblendet war, von dem er nichts als die Gefahren erlitten hatte. Er hatte gewünſcht, die Frau von **Chatelet** und **Voltaire** an ſeinem Hofe, oder vielmehr bey ſich zu haben. Der Verfaſſer der Jahrszeiten, der einzige franzöſiſche Dichter, der wie Voltaire, das Herz und den Geiſt eines Philoſophen vereinigte, lebte damals zu **Luneville**. Er war daſelbſt bloß als ein junger liebenswürdiger Offizier bekannt; allein ſeine erſten Verſe, die voller Geiſt und Geſchmack waren, kündigten ſchon einen Mann an, der ſeinem Jahrhunderte Ehre machen würde.

Voltaire führte zu **Luneville** ein arbeitſames, heitres und ruhiges Leben, als er das Unglück hatte, ſeine Freundinn zu verlieren. Die Frau von **Chatelet** ſtarb in dem Augenblicke, wo ſie eben die Ueberſetzung Newtons geendigt hatte; — eine übertriebne Arbeit, die ihre Tage verkürzte. Der König beſuchte

Voltaire auf ſeinem Zimmer, tröſtete ihn, weinte mit ihm. Er kehrte darauf nach Paris zurück und ergab ſich der Arbeit; — ein Mittel, den Kummer zu verſcheuchen das die Natur nur wenigen Menſchen verliehen hat. Dieſe Gewalt über unſre eignen Vorſtellungen, dieſe Geiſteskraft, die die Leiden der Seele nicht brechen können, ſind koſtbare Geſchenke, die man nicht tadeln muß, indem man ſie mit Gefühlloſigkeit verwechſelt. Empfindlichkeit iſt keine Schwachheit; ſie fühlt die Leiden, läßt ſich aber nicht von denſelben niederdrücken. Man hat darum nicht weniger eine gefühlvolle, zärtliche Seele. Der Schmerz iſt darum nicht weniger lebhaft geweſen, da man den Muth gehabt hat, ihn zu bekämpfen, und da außerordentliche Eigenſchaften die Kraft gegeben haben, ihn zu beſiegen.

Voltaire wurde verdrießlich, da er alle Weltleute und Gelehrte **Crebillon** ihm vorziehen hörte, weniger aus wirklicher Empfindung, als um ihn für die Allgemeinheit ſeiner Talente zu ſtrafen. Denn immer iſt man gegen Talente nachſichtiger, die ſich auf ein einziges Fach einſchränken, und dadurch, daß ſie eine Art von Inſtinkt ſcheinen, und mehrere Gattungen der Eigenliebe ungereizt laſſen, den Stolz weniger demüthigen.

Dieſe Meynung von der Uebertreffung Crebillons wurde mit ſo vieler Leidenſchaft behauptet, daß nachdem Hr. d'Alembert in der Einleitung zur **Encyklopädie** Muth nöthig hatte, um dem Verfaſſer Gleichheit des Verdienſtes zu bewilligen, und es nicht wagte, die Gerechtigkeit weiter zu treiben. Endlich wollte ſich Voltaire rächen und das Publikum zwingen, ihm ſeinen wahren Platz anzuweiſen, indem er **Semiramis**, **Oreſt** und das **befreyete Rom** herausgab; drey Sujets, die ſchon Crebillon behandelt hatte. Alle Kabalen gegen Voltaire hatten ſich vereinigt, um wenigſtens einen ephemeriſchen Beyfall dem **Catilina** ſeines Nebenbuhlers zu verſchaffen; ein Stück, deſſen Einrichtung ungereimt und der Styl barbariſch iſt, in welchem Cicero den Vorſchlag thut, ſeine Tochter zur Verführung Catilina's zu gebrauchen, in welchem ein Oberprieſter den Liebhabern Zuſammenkunft in einem Tempel giebt, eine Buhlerinn in Mannskleidern einführt, und die Mitglieder des Senats darauf als Gottloſe behandelt, weil ſie darinn über Staatsangelegenheiten berathſchlagen.

Das **befreyete Rom** hingegen iſt ein Meiſterſtück des Styls und der Behandlung. Cicero zeigt ſich in demſelben mit aller ſeiner Würde und Beredſamkeit. Cäſar redet, handelt

darinn, als ein Mann, der gemacht war, Rom zu unterwerfen, ſeine Feinde mit ſeinem Ruhme zu unterdrücken, und die Verzeihung ſeiner Tyranney durch ſeine Talente und Tugenden zu bewirken. Catilina iſt darinn ein Böſewicht, der aber ſeine Laſter durch das Beyſpiel, und ſeine Verbrechen durch die Nothwendigkeit zu entſchuldigen ſucht. Die republikaniſche Energie und der Geiſt der Römer ſind ganz in den Dichter übergegangen.

Voltaire hatte ein kleines Theater, auf welchem er ſeine Stücke probirte. Er ſpielte darauf häufig die Rolle des Cicero. Nie war, wie man ſagt, die Täuſchung vollkommner. Er hatte das Anſehn, ſeine Stelle zu erſchaffen, indem er ſie herſagte. Und als im fünften Akt Cicero wieder vor dem Senat erſchien, als er ſich über ſeine Ruhmliebe entſchuldigte, als er die ſchönen Verſe herſagte:

Romains, j'aime la gloire, et ne veux point m'en taire;
Des travaux des humains c'eſt la digne ſalaire.
Senat, en vous ſervant il la faut acheter
Qui n'oſe le vouloir, n'oſe la meriter.

(Römer, ich wills nicht verhehlen, ich liebe den Ruhm;
Er iſt die würdige Belohnung für die Arbeiten der Sterblichen.

Man muß ihn erkaufen, indem man dir, Senat, dient.
Wers nicht wagt, das zu wollen, wagts nicht, ihn zu verdienen.

Da verwechſelte ſich die Perſon mit dem Dichter. Man glaubte Cicero zu hören, oder Voltaire jene Schwäche großer Seelen geſtehen und entſchuldigen.

Es war nur eine einzige gute Rolle in der Elektra des Crebillon, und das war die einer Nebenperſon. Oreſt, der ſich nicht kennt, iſt in die Tochter des Eghiſthes verliebt, die das Unglück hat, ſich Iphianaſſe zu nennen. Die unverſöhnliche Elektra beſitzt eine zärtliche Neigung für den Sohn des Eghiſthes. Mitten unter den Furien, die einen verirrten und von den Göttern zu ſeiner ſchrecklichen Rache verdammten Sohn, zum Vatermorde führen, erfüllt dieſe abgeſchmackte Liebe das Theater.

Voltaire ſah ein, daß man die Clytemneſtra anziehend durch ihre Gewiſſensunruhe machen, ſie mehr ſchwach als ſtrafbar mahlen müßte, von dem grauſamen Egiſthes beherrſcht, aber beſchämt darüber, daß ſie ihn geliebt hatte, und das Gewicht ihrer Kette ſo wie ihres Verbrechens fühlend. Vergleicht man dieſes Stück mit den andern Trauerſpielen Voltairs, ſo wird man ohne Zweifel finden, daß

ſie ſeinen Meiſterſtücken weit nachſteht. Vergleicht man es aber mit dem Sophokles, den er nachahmen, deſſen Karakter und Behandlungsart er den Franzoſen darſtellen wollte, ſo wird man finden, daß er die Kunſt verſtanden hat, ſeine Schönheiten beyzubehalten, ſeinen Styl nachzuahmen, ſeine Fehler zu verbeſſern, Clytemneſtra rührender und die Elektra weniger barbariſch zu machen. Wie auch, ohngeachtet der Kabalen, dieſe Schönheiten jedes Zeitalters, die auf unſre Bühne durch einen Mann verſetzt wurden, der werth war, der Dolmetſcher des beredteſten griechiſchen Dichters zu ſeyn, Beyfall erzwangen, ſo konnte Voltaire, den mehr die Beförderung des Geſchmacks als ſeines eignen Ruhms beſchäftigte, ſich nicht enthalten, in einer Aufwallung des Enthuſiasmus dem Parterre zuzurufen: „**Muthig Athenienſer! Es iſt vom Sophokles!**“

Die **Semiramis** des **Crebillon** war gleich nach ihrer Geburt vergeſſen worden. Die von Voltaire hat eben den Stoff. Er hatte ihn vierzehn Jahre vorher unter dem Namen der **Eriphyle** behandelt und ſie vom Theater wieder weggenommen. Er hatte bey den Vorſtellungen alle die Schwierigkeiten dieſes Sujets beſſer empfunden. Er hatte geſehen, daß

um ein Frauenzimmer, das ihren Mann, in der Abſicht, ihm in der Regierung nachzufolgen, hatte umbringen laſſen, es nothwendig wäre, daß der Glanz ſeiner Regierung, ſeiner Eroberungen, ſeiner Tugenden und der weite Umfang ſeines Reichs zur Ehrfurcht bewegten, und ſich der Seele der Zuſchauer bemächtigten; daß das ſtrafbare Weib die Gebieterinn der Welt wäre und die Eigenſchaften eines groſſen Königs beſäße. Er ſah, daß, wenn er die Wunder einer fremden Religion aufs Theater brächte, man durch die Pracht, durch den erhabnen und religiöſen Ton des Vortrags, der Einbildungskraft nicht die Zeit laſſen müſſe, zu erkalten, die Götter allenthalben zeigen müſſe, die man handeln laſſen wolle, und das Lächerliche einer Wunderthat dadurch bedecken, daß man unaufhörlich den tröſtenden Gedanken an eine göttliche Macht vorſtelle, die über die geheimen Verbrechen der Fürſten eine langſame, aber unvermeidliche Rache ausübe.

Die Liebe, die im Oreſt empörte, war nöthig in der Semiramis. Ninias mußte eine Geliebte haben, damit er die Semiramis lieben, ihren Gefälligkeiten entſprechen konnte, ſich gegen ſie hingeriſſen fühlte, ehe er ſie für ſeine Mutter erkannte, ohne daß ſich der natürliche Abſcheu gegen Blutſchande bey der

Perſon zeigte, die das Intereſſe hervorbringen muß. Der Styl der Semiramis, die Majeſtät des Sujets, die Schönheit des Schauſpiels, das beſonders Anziehende einiger Scenen, triumphirten über den Neid und Kabalen. Aber erſt lange nachher ließ man dem Oreſt und dem befreyeten Rom Gerechtigkeit widerfahren.

Vielleicht iſt man noch nicht völlig gerecht gegen ſie. Allein, wenn man bedenkt, daß alle Schulen, alle Inſtitute, worinn Privatlehrer gebildet werden, dem Fanatismus ergeben ſind, daß man faſt in allen Erziehungen die Zöglinge anweiſet, ungerecht gegen Voltaire zu ſeyn, ſo wird man ſich darüber nicht wundern.

Er verfertigte dieſe drey Stücke zu Sceaux, bey der Herzoginn von Maine. Dieſe Prinzeſſinn liebte die ſchönen Geiſter und Wiſſenſchaften und Galanterien. Ihr Palais gab eine Vorſtellung von den verfeinerten und glänzenden Vergnügungen, die den Hof Ludwigs des XV. verſchönert und ſeine Schwächen veredelt hatten. Sie liebte den Cicero; und um ſich gegen die Beleidigungen Crebillons zu rächen, bewog ſie Voltairen, das befreyete Rom zu verfertigen. Den Mahomet hatte er dem Papſte geſchickt, und die Semiramis widmete er einem

Kardinale. Er machte ſich ein kitzelndes Vergnügen daraus, den franzöſiſchen Fanatikern zu zeigen, daß ſelbſt die oberſten Vorſteher der Kirche die Achtung gegen das Talent mit dem Eifer für die Religion zu verbinden wüßten, und dem Chriſtenthume nicht zu dienen glaubten, indem ſie, wie ihre Feinde, die Männer behandelten, deren Genie über die öffentlichen Meynungen eine furchtbare Herrſchaft ausübte.

Um dieſe Zeit war es, als er endlich den dringenden Erſuchungen des Königs von Preuſſen nachgab und den Kammerherrnſchlüſſel, das Kreuz des Ordens pour le Merite und eine Penſion von 20000 Livres annahm. Er ſah, daß er in ſeinem Vaterlande der Gegenſtand des Neides und Haſſes der Gelehrten war, ohne ihnen je Stellen oder Gehalte ſtreitig gemacht, ohne ſich je in eine litterariſche Intrigue eingelaſſen zu haben; indem er ſich hingegen alle die verpflichtet hatte, die ſeiner bedurften, indem er die übrigen durch Lobſprüche zu verſöhnen, und alle Gelegenheiten ergriffen hatte, die Freundſchaft derer zu gewinnen, die die Eigenliebe zur Ungerechtigkeit verleitet hatte.

Die Eiferer der Orthodoxie, denen noch ſeine philoſophiſchen Briefe und ſein Mahomet

im Andenken waren, ſuchten in Erwartung einer Verfolgungsgelegenheit, ihn und ſeine Werke zu verſchreyen, wandten allen ihren Einfluß über die Jugend und den, welchen ſie als Aufſeher und Rathgeber noch bey den bürgerlichen Familien und bey den Hofandächtlern beſaßen, gegen ihn an. Ein völliges Stillſchweigen konnte ihn allein vor der Verfolgung ſichern. Er konnte kein Werk herausgeben, ohne gewiß zu ſeyn, daß die Bosheit einen Vorwand darinn aufſuchen würde, ihn der Irreligioſität zu beſchuldigen, oder ihn bey der Regierung verhaßt zu machen. Die Frau von **Pompadour** hatte ihre alte Verbindung in einer Sphäre vergeſſen, in der ſie nur allein Sklaven haben wollte. Sie vergab es ihm nicht, daß er die Vorzüge nicht mit Geduld ertragen hatte, die Crebillon waren bewilligt worden. **Ludwig der** XV. beobachtete gegen Voltaire eine Art von Zurückhaltung. Er hatte dieſem Könige mehr geſchmeichelt, als es für ſeinen eignen Ruhm gut war. Allein die Gewohnheit macht die Könige faſt unempfindlich gegen öffentliche Schmeicheley. Die einzige, die ſie reizt, iſt die geſchickte Schmeicheley der Höflinge, die ſich über Kleinigkeiten erſtreckt, alle Tage wiederholt wird, und die Augenblicke zu wählen weiß; die nicht ſowohl

in unmittelbaren Lobſprüchen, als in einer geſchickten Anrühmung der Leidenſchaften, der Neigungen, der Handlungen und Reden des Fürſten beſteht. Ein halbes Wort, ein Zeichen, ein allgemeiner Grundſatz, der ſie über ihre Schwachheiten oder ihre Fehler beruhigt, thun mehr Wirkung, als die würdigſten Gedichte der Nachwelt. Die Lobſprüche der Männer von Genie rühren nur die Könige, die wirklich den Ruhm lieben.

Man behauptet, daß, wie Voltaire ſich Ludwig dem XV. nach der Vorſtellung des Tempels des Geſchmacks näherte, in welchem Trajan, da er nach ſeinen Siegen der Welt den Frieden giebt, die Krone empfängt, die den Eroberern verweigert, und einem Helden, einem Freunde der Menſchheit vorbehalten war, und wie er zu ihm ſagte: **Iſt Trajan zufrieden?** der König weniger über die Vergleichung geſchmeichelt, als über die Familiarität unwillig war.

D'Argenſon hatte Voltaire nicht unterſtützen wollen, um ihm den Titel eines freywilligen Aſſociirten der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und die Aufnahme in die Akademie der ſchönen Künſte zu verſchaffen; — Stellen, um die er ſich damals, als um eine Schutzwehr gegen das Heer von Wochenkritiken bewarb, die die Polizey nöthigt, gelehrte Geſellſchaften

in Ehren zu halten, ausgenommen wenn mächtigere Geſellſchaften oder Privatperſonen es zu ihrer Abſicht dienlich halten, ſie zu erniedrigen indem ſie ſie den Pfeilen dieſer verächtlichen Feinde ausſetzen.

Voltaire ging alſo nach Berlin; und eben der Monarch, der ihn als unwürdig anſah, eben der Hof, an welchem er nur lauter Unannehmlichkeiten erfuhr, waren über dieſe Abreiſe beleidigt. Man ſah itzt nur den Verluſt eines Mannes, der Frankreich Ehre machte, und die Schande, ihn genöthigt zu haben, anderwärts eine Freyſtatt zu ſuchen. In dem Pallaſte des Königs von Preußen fand er Frieden, und faſt völlige Freyheit. Seine einzige Obliegenheit war, mit dem Könige einige Stunden zuzubringen, um ſeine Werke zu verbeſſern, und ihm die Geheimniſſe der Schriftſtellerkunſt beyzubringen. Er ſpeiſete faſt täglich des Abends mit ihm. Dieſe Soupers, bey denen die äußerſte Freyheit herrſchte, bey denen man mit einer völligen Offenheit über alle Gegenſtände der Metaphyſik und Moral diſputirte, wo der ausgelaſſenſte Scherz die ernſthafteſten Unterſuchungen erheiterte, oder auflöſete, wo faſt immer der König verſchwand, um allein den Mann von Geiſt zu zeigen, waren für Voltaire eine angenehme Erholung. Die übrige Zeit war dem freyem Studiren gewidmet.

Er vervollkommnete einige ſeiner Trauerſpiele, vollendete das Jahrh. Ludwigs des XIV., verbeſſerte ſein Mädchen von Orleans, arbeitete an ſeinem Verſuche über die Sitten und den Geiſt der Nationen, indeß Friedrich ſeine Staaten ohne Miniſter regierte, ſeine Armee muſterte und vervollkommnete Verſe machte, Muſikalien komponirte, und über die Philoſophie und Geſchichte ſchrieb. Die Königliche Familie protegirte die Arbeiten Voltairs. Er widmete den Prinzeſſinnen Gedichte, ſpielte Tragödie mit den Brüdern und Schweſtern des Königs, und lehrte ſie, indem er ihnen im Deklamiren Unterricht ertheilte, die Schönheiten unſrer Poeſie beſſer empfinden. Denn Verſe müſſen deklamirt werden, und man kann die Poeſie einer fremden Sprache nicht kennen lernen, wenn man nicht Gelegenheit hat, die Verſe von Perſonen recitiren zu hören, die ihnen den Ton und Ausdruck zu geben wiſſen, die ſie haben müſſen.

Voltaire nannte ſeinen Aufenthalt den Pallaſt des Alcinous. Allein der Zauber verſchwand zu bald. Die Gelehrten, die früher, als er nach Berlin berufen waren, wurden über ſeine zu ausgezeichneten Vorzüge, und beſonders über die Art von Unabhängigkeit, die er genoß, über jene Vertrautheit des Umgangs

eiferſüchtig, die er den einnehmenden Reizen ſeines Geiſtes, und jener Kunſt verdankte, die Wahrheit mit dem Lobe zu vermiſchen, und der Schmeicheley den Ton der geſellſchaftlichen Höflichkeit und des geſchwätzigen Scherzes zu geben.

La Mettrie erzählte Voltairen, daß der König, mit dem er einſtens über alle die Gnadenbeweiſe redete, womit er ſeinen Kammerherrn überhäufte, ihm geantwortet habe: „Ich habe ihn noch nöthig, um meine Werke revidiren zu laſſen; man ſaugt die Apfelſine aus, und wirft die Schaale weg. Dieſer Ausdruck benahm Voltairen ſeine Bezauberung, und erregte ein Mistrauen bey ihm, das ihm nicht länger erlaubte, ſeinen Entwurf, ſich zu entfernen, aus dem Geſichte zu verlieren. Zugleich hinterbrachte man dem Könige, daß Voltaire einſtens dem General **Manſtein**, der ihn dringend erſuchte, ſeine Memoires durchzuſehn, zur Antwort gegeben habe: Der König ſchickt mir ſein ſchmutziges Zeug zu waſchen; das Ihrige muß warten; und daß er ein andermal, indem er auf ein Paquet Verſe des Königs auf dem Tiſch zeigte, in einer Aufwallung von übler Laune geſagt habe: Der Menſch da, iſt Cäſar und der Abbe' Cottin.

Eine natürliche Zuneigung verſöhnte indeß den Monarchen und Philoſophen wieder. Lan-

ge nach ihrer Trennung, ſagte Friedrich, er habe nie einen liebenswürdigern Mann als Voltaire geſehen, und Voltaire geſtand, ohngeachtet einer Empfinduug von Bitterkeit, die nie ganz unterdrückt wurde, daß, wenn Friedrich wollte, er der liebenswürdigſte unter den Menſchen ſey. Eine offenbare Verachtung gegen Vorurtheile und Aberglauben, das Vergnügen, das ſie hatten, ſie zum beſtändigen Gegenſtande ihres witzigen Geſpöttes zu machen, ihr gemeinſchaftlicher Geſchmack für eine heitere und reizende Philoſophie, eine gleiche Neigung, bey ernſthaften Gegenſtänden die Seite zu ſuchen und zu treffen, die zum Lächerlichen Anlaß giebt, hatten ſie wieder vereinigt. Es ſchien, daß Ruhe auf kleine Stürme folgen, und das gemeinſchaftliche Intereſſe ihres Vergnügens ſie ſtets wieder vereinigen müſſe. Allein der Eiferſucht Maupertuis gelang es, ſie auf immer von einander zu trennen.

Maupertuis, ein Mann von vieler Klugheit, ein mittelmäßiger Gelehrter, und ein noch mittelmäßigerer Philoſoph, war von jener Begierde nach Ruhmaufſehn geplagt, die die kleinen Mittel erwählt, wenn die großen fehlen; die ſonderbare Dinge ſagt, wenn man keine auffallende findet, die wahr ſind; die Formeln generaliſirt, wenn man keine erfinden kann, und Paradoxen aufhäuft, wenn man keine neue Gedanken

hat. Man hatte ihn zu Paris aus dem Zimmer gehen, oder ſich am Fenſter hinſtellen ſehen, wenn ein andrer die Geſellſchaft mehr beſchäftigte, als er; und zu Berlin, wie zu Paris, wollte er allenthalben der erſte ſeyn, in der Akademie der Wiſſenſchaften, wie beym Abendeſſen des Königs. Er verdankte Voltaire einen großen Theil ſeines Ruhms, und die Ehre, der beſtändige Präſident der Berliner Akademie zu ſeyn, und ſie unter dem Namen des Königs zu beherrſchen.

Aber ein launigter Einfall, der Voltairen darüber entfuhr, daß Maupertuis dem Könige von Preußen zur Armee gefolgt, und bey **Molwitz** gefangen genommen war, brachten ihn gegen ſich auf. Er beſchwerte ſich mit Bitterkeit. Voltaire antwortete ihm freundſchaftlich, und beſänftigte ihn dadurch, daß er vier Verſe zu ſeinem Portrait machte. Einige Jahre nachher nahm es Maupertuis ſehr übel, daß Voltaire ihn nicht in ſeiner Rede bey der Aufnahme in die franzöſiſche Akademie erwähnt hatte. Allein die Ankunft Voltairs zu Berlin brachte ihn vollends auf. Er ſah ihn als den Freund des Monarchen, zu dem er bloß gekommen war, um einer ſeiner Hofperſonen zu werden, und dem Unterricht zu ertheilen, von dem er Befehle empfing.

Voltaire, von Feinden umgeben, und mis-

trauiſch gegen die Beſtändigkeit der Geſinnungen des Königs, bedauerte insgeheim ſeine vormalige Unabhängigkeit, und ſuchte ſie wieder zu erlangen. Um einen Theil ſeiner Kapitalien aus dem Brandenburgſchen zu bringen, kam er auf den Einfall, ſich eines Juden zu bedienen. Dieſer Jude verrieth ſein Vertrauen. Um ſich dafür zu rächen, daß Voltaire es bey Zeiten gewahr geworden, und ſich nicht hatte betrügen laſſen wollen, machte er ihm einen dummen Prozeß, da er hofte, daß der Haß leicht Beweiſe an die Hand geben würde. Um ſeinen **Freund** dafür zu beſtrafen, daß er ſein Vermögen und ſeine Freyheit hatte erhalten wollen, ſtellt ſich der König, ihn für ſchuldig zu halten, nimmt den Schein an, ihn zu verlaſſen, und ſchließt ihn ſogar bis zu Ende des Prozeſſes von ſeiner Geſellſchaft aus. Voltaire wendet ſich an Maupertuis, deſſen Haß ſich noch nicht öffentlich gezeigt hatte, und bittet ihn, bey dem Chef ſeiner Richter, ſeine Vertheidigung zu übernehmen. Maupertuis weigert ſich ſtolz dagegen. Endlich hatte dieſer lächerliche Prozeß den Ausgang, den er haben muſte. Der Jude wurde verurtheilt; und Voltaire ertheilte ihm Gnade. Der König rief ihn darauf wieder zu ſich, und fügt zu ſeinen vormaligen Gunſtbezeugungen noch neue Beweiſe ſeiner Achtung, indem er

ihm unter andern ein kleines Schloß bey Potsdam zum Gebrauch einräumte.

Indeß wachte der Neid immer, und lauerte auf günſtige Augenblicke. **La Beaumelle**, der in Languedok von proteſtantiſchen Eltern gebohren, zuerſt theologiſcher Kandidat zu Genf, darauf franzöſiſcher ſchöner Geiſt in Dännemark war, aber bald von Kopenhagen zurückgieng, kam, in Berlin ſein Glück zu ſuchen. Eine Schmähſchrift, die er herausgegeben hatte, war alles, wodurch er bekannt war. Er geht zu Voltaire, überreicht ihm ſein Buch, worin Voltaire ſelbſt mitgenommen iſt; worin Beaumelle die ſchönen Geiſter, die an den preußiſchen Hof gerufen waren, mit den Affen und Zwergen vergleicht, die man vordem an verſchiedenen Höfen unterhielt. Und eben unter jene ſchönen Geiſter ſuchte er aufgenommen zu werden. Dieſe lächerliche Unbeſonnenheit war einen Augenblick der Gegenſtand des Gelächters bey dem Souper des Königs. **Maupertuis** erzählt es Beaumelle wieder, ſchiebt die Schuld davon allein auf Voltaire, macht ihm dadurch einen unverſöhnlichen Feind, und verſicherte ſich eines Werkzeugs, das durch ſchändliche Schmähſchriften ſeinem Haße dienen könne, ohne daß er ſeine Würde als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften dabey kompromittire.

Maupertuis hatte Unterſtützung nöthig. Er behauptete einen neuen Grundſatz in der Mechanik, den von der geringſten Bewegung. Dieſer Grundſatz, dem der berühmte Euler die Ehre anthat, ihn zu vertheidigen, während er den Autor ſelbſt, den ganzen Umfang und den wahren Gebrauch deſſelben kennen lehrte, fand viele Widerſprüche. **König** beſtritt ihn nicht allein, ſondern behauptete ſelbſt, daß er nicht neu ſey, und citirte eine Stelle aus einem Briefe von **Leibnitz**, in welchem dieſer Grundſatz angeführt war. Maupertuis, der vom König ſelbſt erfährt, daß er nur eine Abſchrift von dem Leibnitziſchen Briefe beſitzt, kommt auf den Gedanken, ihn durch die Akademie zu Berlin gerichtlich auffordern zu laſſen, daß er das Original produciren ſolle. König meldet, daß er ſeine Abſchrift von dem unglücklichen **Hienzi** habe, der lange vorher enthauptet worden war, weil er die Einwohner des Cantons **Bern** von der Tyranney des Senats hatte befreyen wollen. Der Brief fand ſich nicht unter den Papieren, die noch von ihm übrig ſeyn mochten; und die Akademie erklärte — theils aus Furcht, theils aus Niedrigkeit, — König des Titels eines Mitglieds der Akademie für unwürdig, und ſtrich ihn aus ihrer Liſte aus. Maupertuis wußte wahrſcheinlich nicht, daß

nur die allgemeine Meynung der Gelehrten allein Entdeckungen einführen und aufheben kann; daß aber dieſe von ſelbſt und freywillig muß erklärt ſeyn, und daß eine feyerliche Form, dadurch, daß ſie ſie verdächtig macht, ihr alles Anſehn und alle Kraft benehmen kann.

Voltaire hatte König bey der Frau von Chatelet kennen gelernt, der er in der Leibnitziſchen Philoſophie Unterricht gegeben hatte. Obgleich er ſichs während ſeines Aufenthalts in Frankreich einigemal erlaubt hatte, ſich über ihn luſtig zu machen, ſo hatte er doch freundſchaftliche Geſinnungen gegen ihn behalten. Er liebte Maupertuis nicht, und haßte die Verfolgung, unter welcher Geſtalt ſie auch die Menſchen betraf. Er nahm daher offenbar die Parthey von König, und gab einige Schriften heraus, in welchen die Vernunft und Gerechtigkeit mit einem feinen und eindringenden Scherze gewürzt waren. Maupertuis ſetzte die Eigenliebe des Königs für die Ehre ſeiner Akademie in Bewegung, und erhielt die Erlaubniß von ihm, von Voltaire das Verſprechen zu fodern, daß er ſich nicht weiter über ſie und ihren Präſidenten luſtig machen wolle. Voltaire verſprach es. Unglücklicher Weiſe glaubte ſich der König freygeſprochen, das Stillſchweigen zu halten, das er befohlen

hatte. Er ſchrieb luſtige Einfälle, die zwiſchen Maupertuis und Voltaire — aber mit einiger Ungleichheit — getheilt waren. Dieſer glaubte bey dieſem Benehmen, daß ihn der König von ſeinem Verſprechen entbinde, und daß das Privilegium, ſich allein über beyde Partheyen luſtig zu machen, nicht in den Königlichen Prärogativen begriffen ſeyn könnte. Er machte ſich alſo eine allgemeine Erlaubniß, die er ſchon vorher erhalten, zu Nutze, um die **Akakia** drucken zu laſſen, und Maupertuis dem Hohngelächter auf immer Preis zu geben.

Der König lachte. Er liebte Maupertuis eben nicht, und konnte ihn nicht ſchätzen. Aber eiferſüchtig auf ſein Anſehn, ließ er dieſe Satyre durch den Scharfrichter verbrennen; — eine Art, ſich zu rächen, bey der es auffallend genug war, daß ſie ein philoſophiſcher König von der Inquiſition entlehnte.

Voltaire, ganz außer ſich, ſchickte ihm ſeinen Orden, ſeinen Schlüſſel, und ſein Penſionspatent mit folgenden Verſen zurück:

Je les reçus avec tendreſſe,
Je les renvoie avec douleur,
Comme un amant, dans ſa jalouſe ardeur,
Rend le portrait de ſa maîtreſſe.

(Ich empfing ſie mit Zärtlichkeit; ich ſchicke ſie mit Kummer zurück, wie ein Liebhaber in ſeiner eifer-

ſüchtigen Hitze das Bild ſeiner Geliebten zurück⸗
giebt.)

Er ſeufzte allein nach Freyheit; aber um ſie zu erhalten, wars nicht genug, daß er das zurück⸗geſchickt hatte, was er anfangs **prächtige Klei⸗nigkeiten** genannt hatte, und nun bloß **Zeichen von Knechtſchaft** nannte. Er ſchrieb von Berlin, wo er krank war, und bat um Erlaub⸗niß zur Abreiſe. Der König von Preußen, der ihn bloß demüthigen und erhalten wollte, ſchickte ihm **China**, aber keine Erlaubniß. Er ſchrieb darauf, daß er die Bäder zu **Plombie⸗res** brauchen müßte; und er erhielt zur Ant⸗wort, daß eben ſo gute in Schleſien wären.

Endlich ergreift Voltaire den Weg, den König um Audienz zu erſuchen. Er ſchmeichelt ſich, daß die Anſicht von ihm, Geſinnungen wieder hervorbringen werde, die mehr empört, als ausgerottet waren. Man ſchickt ihm ſeine alte Zierdekleinigkeiten wieder. Er eilt nach Potsdam, ſieht den König; und — einige Au⸗genblicke verändern alles. Das freundſchaft⸗liche Vertrauen lebt wieder auf; es entſteht von neuem die frohe Laune, ſelbſt auf Koſten Maupertuis; und Voltaire erhält die Erlaub⸗niß, nach Plombieres zu reiſen, unter dem Ver⸗ſprechen aber, wieder zurück zu kommen; —

ein Verſprechen, das vielleicht wenig aufrichtig, aber auch weniger verpflichtend war, als ein Wort, das man einem von ſeines Gleichen giebt. Die 150,000 Köpfe, die die Gränzen von Preußen deckten, machten, daß man es nicht als ein Verſprechen anſehen konnte, das mit völliger Freyheit gegeben war.

Voltaire eilte, ſich nach **Leipzig** zu begeben. Er ruhte daſelbſt aus, um ſeine Kräfte wiederherzuſtellen, die durch jene lange Verfolgung erſchöpft waren. Maupertuis ſchickt ihm ein lächerliches Ausfoderungsbillet zu. Es hat keine andre Wirkung, als daß es eine neue Quelle ſeines unerſchöpflichen Witzes eröfnet. Von Leipzig begiebt er ſich zu der Herzogin von Sachſen-Gotha, einer Prinzeſſin, die über die Vorurtheile erhaben war, ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigte, und die Philoſophie liebte. Er fing daſelbſt für ſie ſeine Reichsannalen an.

Von Gotha reiſete er nach **Plombieres**, und nimmt den Weg über **Frankfurt**. Maupertuis ſann auf Rache. Seine Herausfoderung hatte keine Wirkung gehabt, und die Schmähſchriften des **Beaumelle** waren ihm nicht hinreichend. Dieſer unglückliche Sekundant war genöthigt worden, nach einer lächerlichen Begebenheit, und einigen Monaten Ge-

fängnißſtrafe, Berlin zu verlaſſen. Er hatte ſich mit einem Kammermädchen, das bey der Abreiſe ihre Dame beſtohl, nach Gotha geflüchtet. Aus Frankfurt wurde er wegen ſeiner Schmähſchriften verjagt; und kaum war er zu Paris angelangt, ſo brachte er ſich in die Baſtille. Der Präſident der Berliner Akademie mußte alſo einen andern Rächer ſuchen. Er brachte den Unwillen des Königs von Preuſſen auf. Die Verzögerung der Rückkunft Voltairs, ſein Aufenthalt zu Gotha, die Niederlage eines anſehnlichen Leibrentenkapitals für ſich und ſeine Nichte, die Frau Denis im Würtembergiſchen, alles kündigte das Vorhaben Voltairs an, die preußiſchen Staaten auf immer zu verlaſſen; und Voltaire hatte die Sammlung der poetiſchen Werke des Königs, die damals bloß den ſchönen Geiſtern ſeines Hofes bekannt waren, mit ſich genommen.

Man machte Friedrich für eine Rache beſorgt, die ſelbſt für einen gekrönten Dichter furchtbar ſeyn konnte. Wenigſtens war es möglich, daß Voltaire ſich berechtigt hielt, die Verſe zurück zu nehmen, die er gemacht, oder die öffentlich anzuzeigen, die er verbeſſert hatte. Der König gab einem beſtallten ſchlauen Aufpaſſer, den er zu Frankfurt hielt, um Menſchen aufzukaufen oder zu rauben, Befehl, Voltaire zu

arretiren, und ihn nicht eher wieder loszulaſſen, bis er ſein Ordenskreuz, ſeinen Kammerherrnſchlüſſel, ſein Penſionspatent und die Verſe abgeliefert habe, die **Freytag** das poetiſche Werk des Königs, ſeines Herrn, nannte. Unglücklicher Weiſe war dies Werk zu Leipzig zurückgeblieben. Voltaire wurde drey Wochen lang eng bewacht; und die Frau Denis, ſeine Nichte, die ihm entgegen gereiſet war, mit gleicher Strenge behandelt. Wachen umgaben ihr Zimmer. Ein Trabant von Freytag war in demſelben bey ihnen, und ließ ſie nicht aus den Augen; ſo ſehr war man beſorgt, daß das poetiſche Werk entkommen möchte. Endlich überliefert man Freytag dieß koſtbare Verwahrungsſtück; — und Voltaire war nun frey, nachdem er indeß gezwungen worden war, einigen Abendtheurern Geld zuzuwerfen, die die Gelegenheit benutzten, ihm kleine Prozeſſe zu machen. Aus Frankfurt entlaſſen, begab er ſich nach **Colmar**.

Der König von Preußen, der ſeinen Zorn gern nicht gezeigt hätte, verläugnete ſeinen Befehl an Freytag. Aber er beſaß Gewiſſenhaftigkeit genug, ihn nicht für ſeinen Gehorſam zu ſtrafen. Es iſt befremdend, daß eine Stadt, die den Titel einer freyen Reichsſtadt führt, einer fremden Macht mitten in ih-

ren Mauern ſolche gewaltſame Bedrückungen ausüben laſſen muß. Allein Freyheit und Unabhängigkeit ſind für den Schwachen immer nur leere Namen. Während der Zeit ſeiner leidenſchaftlichen Neigung gegen Voltaire, **küßte** ihm Friedrich in der Aufwallung ſeines Enthuſiasmus öfters die **Hand**. Nach ſeiner Entkommung aus Frankfurt ſagte Voltaire, indem er dieſe beyden Epochen ſeines Lebens verglich, zu ſeinen Freunden: Hundertmal hat er die Hand geküßt, die er kürzlich in Feſſeln legte.„

Zu Berlin hatte er bloß das **Jahrhundert Ludwigs des** XIV. herausgegeben; die einzige Geſchichte dieſer Regierung, die man leſen kann. Er erzählt darin nach dem Zeugniſſe aller Hofleute Ludwigs des XIV., oder ſolcher Perſonen, die in ihrer Geſellſchaft gelebt hatten, einige Anekdoten, die mit Einſicht unter denen ausgewählt ſind, die den Geiſt und den Karakter der Perſonen, und des Jahrhunderts ſelbſt ausdrücken. Die politiſchen und militairiſchen Ereigniſſe ſind darin mit Intereſſe und Lebhaftigkeit erzählt. Alles iſt darin mit großen Zügen gemahlt. In beſondern Abtheilungen führt er an, was Ludwig zur Verbeſſerung der Geſetze und der Finanzen, zur Ermunterung des Handels und Kunſtfleiſſes gethan hat; und man muß es ihm nachſehen, daß er darüber

nach der Meynung der aufgeklärteſten Männer der Zeit geredet hat, in welcher er ſchrieb, und nicht nach Aufklärungen, die damals noch nicht vorhanden waren.

Seine Abſchnitte über den Calvinismus, Janſenismus, Quietismus, die Unterredung über die chineſiſchen Gebräuche ſind die erſten Muſter von der Art, in welcher ein kluger Freund der Wahrheit, über jene ſchändliche Krankheiten der Menſchheit reden muß, wenn die Anzahl und die Macht derer, die damit noch behaftet ſind, die Decke mit Behutſamkeit aufzuheben nöthigen, die die Schande davon verbirgt. Man kann ihm nur allein eine zu große Strenge gegen die Calviniſten vorwerfen, die ſich nicht eher ſtrafbar machten, als bis man ſie zwang, es zu werden, und deren Verbrechen gewiſſermaßen nur Repreſſalien für die Juſtizmorde waren, die in einigen Provinzen gegen ſie verübt wurden.

Die Entdeckungen in den Wiſſenſchaften, und die Fortſchritte der Künſte ſind mit Klarheit, Genauigkeit und Unpartheylichkeit vorgetragen, und die Urtheile ſtets von einer geſunden, freyen Vernunft, und von einer gelinden, heitern Philoſophie eingegeben.

Die Liſte der Schriftſteller des Jahrhunderts Ludwigs des XIV. iſt ein neues Werk.

Man hatte noch nicht den Gedanken gehabt, ſo durch einen Zug, durch einige Zeilen, Philoſophen, Gelehrte, Litteratoren und Dichter, ohne Trockenheit, wie ohne Vorliebe, mit einem ſichern Geſchmacke, und einer faſt immer treffenden Beſtimmtheit, abzumahlen.

Dieſes Werk lehrte die Ausländer **Ludwig den** XIV. kennen, der durch einen Haufen von Schmähſchriften bey ihnen entſtellt worden war, und eine Nation ſchätzen, die ſie bis dahin nur durch die Vorurtheile des Haſſes und der Eiferſucht betrachtet hatten. Weniger nachſichtig war man in Frankreich. Die Sklaven von Stande und von Karakter waren unwillig darüber, daß ein Franzoſe ſich unterſtanden hätte, Schwachheiten bey Ludwig dem XIV. zu finden. Die Leute von Vorurtheilen ärgerten ſich, daß er frey über Fehler von Generalen, und über Mängel großer Schriftſteller geurtheilt habe. Andre warfen ihm — und in einiger Hinſicht mit mehr Gerechtigkeit — zu viel Nachſicht oder Enthuſiasmus vor. Aber die Geſchichte eines Landes wird von keinen, als von Ausländern, unpartheyiſch beurtheilt; eine Menge von Rückſichten, von eingenommenen Ideen und von Vorurtheilen verdirbt beſtändig das Urtheil von Landsleuten.

Voltaire brachte beynahe zwey Jahre im

Elſaß zu. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt gab er die Reichsannalen heraus; den einzigen chronologiſchen Abriß, den man in der Reihe wegleſen kann, weil er in einem lebhaften Style geſchrieben, und mit philoſophiſchen Reſultaten, die kraftvoll ausgedrückt ſind, angefüllt iſt. Alſo war auch Voltaire ein Muſter in der hiſtoriſchen Gattung, deren Nutzen und Verdienſt ſeine Freundſchaft gegen den Präſidenten Henault übertrieben hat.

Er war erſt Willens geweſen, ſich im Elſaß niederzulaſſen. Aber unglücklicherweiſe ſuchten ihn die Jeſuiten zu bekehren, und verbreiteten gegen ihn — da dieß nicht gelang — jene dumpfen Verläumdungen, die Verfolgung verkündigen und vorbereiten. Voltaire machte einen Verſuch — nicht die Erlaubniß nach Paris zurück zu kommen — (denn das ſtand ihm immer frey) ſondern die Verſicherung zu erhalten, daß er am Hofe nicht unangenehm ſeyn würde. Er kannte Frankreich zu gut, um nicht voraus zu ſehen, daß, weil er wegen ſeiner Wahrheitsliebe allenmächtigen Geſellſchaften verhaßt war, er bald der Gegenſtand ihrer Verfolgung ſeyn würde, wenn man ſicher ſeyn könnte, daß Verſailles ihn unterdrücken laſſen würde.

Die Antwort war nicht verſprechend. Vol-

taire fand ſich ohne Freyſtatt in ſeinem Vaterlande, deſſen Ehre, die damals in Europa wegen der lächerlichen Glaubensfehden erniedrigt war, ſein Name unterſtützte, und das zu einer Zeit, wo er eben in ſeinem Jahrhunderte Ludwigs des XIVten ein Denkmahl ſeines Ruhms aufgeführt hatte. Er entſchloß ſich, das Bad von Aix in Savoyen zu gebrauchen. Bey ſeiner Durchreiſe durch **Lyon** ließ ihm der Kardinal von **Tencin**, der ſich durch die Bekehrung des **Laß** und das Concil von **Embrun** ſo bekannt gemacht hat, ihm ſagen, daß er ihn nicht zur Tafel bey ſich ſehen könne, da er ſich nicht wohl mit dem Hofe ſtünde. Allein die Einwohner dieſer wohlhabenden Stadt, wo der Handelsgeiſt nicht den Geſchmack an Wiſſenſchaften erſtickt hat, entſchädigten ihn für dieſe politiſche Unhöflichkeit des Erzbiſchofs. Er empfieng daſelbſt zuerſt die Ehrenbezeugungen, die der Enthuſiasmus des Publikums dem Genie erweiſet. Seine Stücke wurden in ſeiner Gegenwart, unter dem Beyfallsgeräuſch eines Vols geſpielt, das trunken war, den bey ſich zu ſehen, dem es ſo edle Vergnügungen verdankte. Allein er wagte es nicht, ſich zu **Lyon** niederzulaſſen. Das Benehmen des Kardinals zeigte ihm, daß er nicht weit von ſeinen Feinden entfernt ſey.

Er reiſete nach Genf, um den berühmten Arzt Tronchin wegen ſeiner Geſundheit zu konſuliren. Die Schönheit der Gegend, die Gleichheit, die daſelbſt zu herrſchen ſchien, der Vortheil, außerhalb Frankreich in einer Stadt zu ſeyn, wo man nichts, wie franzöſiſch ſprach, die Denkfreyheit, die ſich daſelbſt weiter erſtreckt, als in einem monarchiſchen und katholiſchen Lande, die Preßfreyheit, die ſich freylich weniger auf die Geſetze, als auf Handelsvortheile gründete, alles machte ihn ſchlüßig, daſelbſt ſeinen Aufenthalt zu wählen.

Allein er ſah bald ein, daß eine Stadt, in welcher der Geiſt der Glaubensſtrenge und der Pedanterey, der von Calvin eingeführt worden war, tiefe Wurzeln geſchlagen hatte; wo die Eitelkeit, die alten Republiken nachzuahmen und die Eiferſucht der Armen gegen die Reichen Prachtgeſetze veranlaßt hatten; wo die Schauſpiele zugleich den Calvinſchen Fanatismus, und die republikaniſche Strenge empörten, — für ihn weder ein angenehmer, noch ſicherer Aufenthalt ſey. Er wollte gegen die Verfolgung der Katholiken einen Schutzort in dem Genfer-Gebiete, und einen Aufenthalt in Frankreich gegen die unwillige Laune der Reformirten haben. Er faßte alſo den Entſchluß, abwechſelnd, anfangs zu Tourney,

darauf zu Ferney im franzöſiſchen Gebiete, und zu Delices, nahe bey Genf, zu wohnen. *) Am letztern Orte beſtimmte er endlich ſeinen Aufenthalt mit ſeiner Nichte, der Frau Denis, die damals Wittwe, ohne Kinder und frey war, ſich der Freundſchaft für ihren Onkel zu widmen, und die väterliche Sorgfalt zu vergelten, womit er ihr ein beßres Auskommen

*) Voltaire kaufte das Gut Delices im Jahre 1754. Wegen ſeiner romantiſchen Lage, und der Kunſtverſchönerungen, die angebracht wurden, verdiente es dieſen Namen mit Recht. Man war auf dem Lande, und ſah alle Vergnügungen der Stadt, Bälle, Komödien, Feſtins u. ſ. w. Madame Denis machte die Honneurs. Aus allen Ländern kamen Reiſende dahin. Vielen Genfern war dieſe Nähe Voltairs angenehm. Geſchmack, feine Wiſſenſchaft und Aufklärung verbreiteten ſich in ihre Vaterſtadt. Die orthodoxen Eiferer, die Prieſter und ihre Anhänger hingegen ſchimpften auf den franzöſiſchen Einwandrer, und befürchteten, ihre Bürger-Republik in eine Republik von Freygeiſtern verwandelt zu ſehen. Hierzu kam hernach noch die Oppoſition von Rouſſeau. Sein Eifer gegen die Schauſpiele und alle öffentliche Vergnügungen erhitzte noch mehr die Köpfe. Das Volk wollte weder Theater noch Bälle, noch philoſophiſchen Witz; — und Voltaire wollte ſich dem Fanatismus deſſelben nicht ausſetzen, verließ Delices, und kaufte im Jahre 1762 das Schloß zu Ferney, an der Gränze des Genfer und des franzöſiſchen Gebiets, in der Landſchaft Gex.

verſchaft hatte. Sie übernahm es, ſeine Ruhe, ſeine häusliche Unabhängigkeit zu ſichern, und ihm die ermüdenden kleinen Sorgen des Hausweſens zu erſparen. Das war alles, was er genöthigt war, einem andern zu überlaſſen. Für ihn war die Arbeit eine unerſchöpfliche Quelle von Genuß; und, um alle ſeine Augenblicke glücklich zu machen, war's genug, daß ſie frey waren. —

Bisher haben wir das ſtürmiſche Leben eines dichteriſchen Philoſophen beſchrieben, dem ſeine Wahrheitsliebe und die Unabhängigkeit ſeines Karakters noch mehr Feinde, als ſein ſchriftſtelleriſcher Beyfall gemacht, der auf ihre boshafte Angriffe nur durch luſtige, oder beiſſende Epigramme geantwortet hatte, und deſſen Benehmen mehr von der Empfindung eingegeben war, die ihn in jeder Lage beſonders beherrſchte, als nach einem Plane einſtimmte, den die Vernunft entworfen hatte.

Nun aber, wie er in ſeiner Einſamkeit von allem dem entfernt war, was perſönliche und vorübergehende Leidenſchaften in ihm hervorbringen konnte, ſehen wir ihn ſeinen herrſchenden und beſtändigen Neigungen überlaſſen, die die Liebe zum Ruhme, die noch ſtärkere Neigung zum Schreiben und den Eifer zur Ausrottung der Vorurtheile ausmachten, die ſtärkſte und

wirkſamſte Leidenſchaft von allen, die er beſaß. Dieſes ſtille, ſeltner von Verfolgungsdrohungen, als von wirklichen Verfolgungen beunruhigte Leben, war nicht allein, wie ſeine erſtern Jahre, durch die Ausübung jener Privatwohlthätigkeit — einer Neigung, die allen Menſchen, deren Unglück oder Eitelkeit nicht ihre Seele verhärtet oder ihren Karakter verdorben haben, gemein iſt — ſondern durch Handlungen jener muthigen und erleuchteten Wohlthätigkeit verſchönert, die die Uebel von Privatperſonen lindert, und zugleich für die ganze Menſchheit heilſam iſt.

So wandte er, unwillig über ein Miniſterium, das auf die Hinrichtung des unglücklichen Admirals Bing beſtand, um ſeine eignen Fehler zu bedecken und dem Stolze des engliſchen Pöbels zu ſchmeicheln, zur Rettung dieſes unſchuldigen Opfers des Pittſchen Machiavellismus, alle Mittel an, die das Genie des Mitleidens ihm darbot. Er allein erhob ſeine Stimme gegen die Ungerechtigkeit, indeß Europa mit Verwunderung und Stillſchweigen jenem Beyſpiele alter Grauſamkeit zuſah, welches England in dem Jahrhunderte der Menſchenliebe und Aufklärung aufzuſtellen ſich nicht ſcheute.

Das erſte Werk, das aus ſeiner Einſamkeit

erſchien, war das Trauerſpiel, der Chineſiſche Wayſe (L'Orphelin de la Chine.) Er hatte es ſchon während ſeines Aufenthalts im Elſaß verfertigt. In Hofnung, zu Paris leben zu können, wünſchte er, daß ein Beyfall auf dem Theater ihm ſeine Freunde ſicherte und ſeine Feinde zum Stillſchweigen brächte.

In den erſten Zeiten der tragiſchen Kunſt waren die Dichter gewiß, daß ſie die Zuſchauer rühren würden, wenn ſie ihren Perſonen Empfindungen beylegten, die wider die Natur waren; wenn ſie die Empfindungen, die jeder Menſch aus dem Schooße der Natur mitbringt, den ſeltneren Leidenſchaften des Ruhms, der übertriebenen Vaterlandsliebe, des Enthuſiasmus für den Landesfürſten aufopferten.

Da zu der Zeit die Vernunft noch weniger als der Geſchmack gebildet iſt, ſo unterſtützt die allgemeine Meynung die, die jene Mittel anwenden, oder wird von ihnen hingeriſſen. Leontine müſte Bewunderung erregen, und die Hoheit ihres Karakters ihr Verzeihung für die Aufopferung ihres Sohns von einem Parterre bewirken, das ſeinen Fürſten abgöttiſch verehrt. Aber wenn die Mittel, Wirkungen dadurch hervorzubringen, daß man ſich von der Natur entfernt, anfangen aufzuhören, wenn die Kunſt ſich vervollkommnet, dann iſt der

Dichter genöthigt, ſich wieder der Vernunft zu nähern, und keine andere Hülfsmittel, als in der Natur ſelbſt zu ſuchen. Indeß iſt die Kraft der Gewohnheit ſo groß, daß die Aufopferung des Zamti, die ſich in der That auf edlere, auf mächtigere Beweggründe als die der Leontine ſtützt und durch ihre Reue und Thränen verſühnt wird, die Zuſchauer verleitet hatte. Bey der erſten Vorſtellung des Wayſen erregten jene ſo wahren, ſo philoſophiſchen Worte des Idamé:

La nature et l'hymen, voilà les lois premières,
Les devoirs, les liens des nations entières;
Ces lois viennent des Dieux, le reſte eſt des humains,

(Natur und Liebe — das ſind die erſten Geſetze, die Pflichten, die Bande ganzer Nationen; dieſe Geſetze kommen von den Göttern, das übrige iſt die Sache der Sterblichen)

anfangs nur allein Bewunderung. Die Zuſchauer ſchwankten, und die Stimme der Natur bedurfte des Nachdenkens, um ſich hören zu laſſen. So kann ein großer Dichter bisweilen über die Gemüther entſcheiden, die zwiſchen alten Irrthümern und Wahrheiten ſchweben. Um an die Stelle jener zu treten, warten dieſe nur auf einen letzten Stoß, der die Schei-

dewand vollends umſtůzt, die das Vorur= theil ihnen entgegen ſetzt. Die Menſchen wa= gen es ôfters nicht, ſich ſelbſt die langſamen Fortſchritte zu geſtehen, die die Vernunft bey ihnen gemacht hat; allein ſie ſind bereit, ihr zu folgen, wenn man ſie, durch eine lebhafte und auffallende Vorſtellung, zur Anerkennung derſelben nôthigt. Jene Verſe ſind auch ſeit= dem nie ohne Entzůcken gehôrt worden, und Voltaire hatte das Vergnůgen, die Natur ge= rächt zu haben.

Jenes Stůck iſt der Triumph der Tugend über die Gewalt, und der Geſetze über die Waffen. Bis dahin hatte man, ausgenom= men im Mahomet, es nicht mit Glůck dahin bringen kônnen, ohne Herabwůrdigung einen von jenen Menſchen verliebt darzuſtellen, de= ren Name der Einbildungskraft auffällt und den Gedanken einer außerordentlichen Seelen= ſtärke erregt. Voltaire beſiegte zum zweyten= male dieſe Schwierigkeit. Die Liebe des Gen= gis=Chan intereſſirt, ohnerachtet der Heftigkeit und Wildheit ſeines Karakters, weil dieſe Lie= be wahr und leidenſchaftlich iſt; weil ſie von ihm das Geſtändniß der Larve herausbringt, die ſein Herz mitten unter ſeiner Regierungs= macht fůhlt; weil er damit beſchließt, daß er dieſe Liebe ſeinem Ruhme, und ſeine Erobe=

rungswuth den für ihn neuen Reizen der friedlichen Tugenden aufopfert.

Die Ruhe Voltairs wurde bald durch die Bekanntmachung des **Mädchens von Orleans** (La Pucelle) geſtöhrt.

Dieſes Gedicht, das Ungebundenheit und Philoſophie vereinigt, in welchem die Wahrheit die Maske einer ſatyriſchen und wollüſtigen Fröhlichkeit annimmt, war ſchon im Jahre 1730 angefangen, aber nie vollendet worden. Der Verfaſſer hatte die erſten Proben davon einer kleinen Anzahl ſeiner Freunde und einigen Prinzen mitgetheilt. Das Gerücht von deſſen Exiſtenz hatte ihm allein ſchon Drohungen zugezogen. *) Dadurch, daß er's nicht vollendete, traf er das ſicherſte Mittel, der gefährlichen Verſuchung der Herausgabe vorzubeugen. Zum Unglück wurden die Abſchriften vervielfältigt. Eine derſelben fiel in habſüchtige und feindliche Hände; — und das Werk erſchien, nicht allein mit den Fehlern, die der Verfaſſer darin gelaſſen hatte, ſondern auch mit beygefügten Verſen von den Heraus-

*) Schon im Jahre 1735 hatte der damalige Siegelbewahrer den Befehl ausgefertigt, ihn wegen der Pucelle zu arretiren. Voltaire retirirte ſich mit ſeiner Freundin, der Marquiſe von Chatelet, nach dem Schloße Cirey an der Gränze von Champagne.

gebern, die voller Schmutz, grobem Geſchmacke, und ſatyriſchen Zügen waren, die für die Sicherheit Voltairs nachtheilig ſeyn konnten. Gewinnſucht, der Kitzel, ihre elenden Verſe einem großen Dichter zuzuſchreiben, das noch boshaftere Vergnügen, ihn Verfolgungen auszuſetzen, waren die Veranlaſſungen dieſes treuloſen Streichs, von dem Beaumelle und der Kapuziner Maubert die Ehre unter ſich theilten.

Allein ſie hatten bloß das Glück, die Ruhe deſſen auf einen Augenblick zu ſtöhren, den ſie unglücklich machen wollten. Seine Freunde wandten die Verfolgung ab, indem ſie bewieſen, daß das Werk verfälſcht ſey; und der Haß der Herausgeber kam ihm, wider ihren Willen, zu ſtatten.

Indeß veranlaßte ihn dieſer Streich, das Mädchen von Orleans zu vollenden, und ein Gedicht dem Publikum zu übergeben, über welches der Verfaſſer Mahomets und des Jahrhunderts Ludwigs des XIVten nicht mehr zu erröthen hatte. Bey einer zahlreichen Klaſſe von Leſern erregte dieß Werk einen lebhaften Enthuſiasmus, und die Feinde Voltairs bemühten ſich hingegen, es als unwürdig für einen Philoſophen, und als einen Schandflecken der Werke und ſelbſt des Lebens des Dichters zu verſchreyen.

Allein wenn die Abſicht, den Aberglauben in den Augen derjenigen Menſchen lächerlich zu machen, nützlich ſcheint, die der Wolluſt ergeben, und durch die Schwachheit ſelbſt, die ſie zum Vergnügen hinreißt, beſtimmt ſind, einſtens die unglücklichen Opfer, oder die gefährlichen Werkzeuge jener Tyrannin der Menſchheit zu werden; — wenn der angenommene Schein der Strenge in den Sitten; wenn der übertriebne Preis, den man auf ihre Reinigkeit ſetzt nur den Scheinheiligen zu ſtatten kommt, die durch Anlegung der leichten Maske der Keuſchheit, ſich von allen Tugenden freyſprechen, und mit einem heiligen Schleyer jene nachtheiligſt n Leidenſchaften für die Welt, Herzenshärte und Intoleranz, bedecken können; — wenn man dadurch, daß man die Menſchen gewöhnt, als eben ſo viele Verbrechen die Fehler anzuſehen, wovon ſelbſt diejenigen, die Ehrgefühl und Gewiſſenhaftigkeit beſitzen, nicht frey ſind; wenn man ſelbſt über die reinſten Seelen dadurch die Gewalt jenes gefährlichen geiſtlichen Corps ausdehnt, das ſich, um die Welt zu regieren und zu verwirren, ausſchließlich zum Dolmetſcher der himmliſchen Gerechtigkeit gemacht hat; — dann wird man in dem Verfaſſer der Pücelle nur den Feind der Scheinheiligkeit und des Aberglaubens finden.

Voltaire ſelbſt hat, indem er über la Fontaine redet, mit Recht bemerkt, daß Werke, in welchen die Wolluſt mit dem Scherze vermiſcht iſt, die Einbildungskraft beluſtigen, ohne ſie zu erhitzen und zu verführen. (? ?) Wenn alſo wollüſtige, frohe Bilder für die Einbildungskraft eine Quelle von Vergnügen ſind, die den Druck der Langenweile erleichtern, das Unglück der Beraubungen vermindern, einen von Arbeit ermüdeten Geiſt erhohlen, und Augenblicke ausfüllen, die man, niedergeſchlagen oder erſchöpft, weder zum Handeln, noch zum nützlichen Nachdenken anwenden kann, — warum ſoll man dann den Menſchen eine Erholung entziehen, die die Natur ihnen darbietet? Was wird dieſes Leſen für eine Wirkung haben? — Keine andre, als die Menſchen zu mehrerer Sanftmuth und Nachſicht geneigt zu machen. Es waren nicht ſolche Bücher, die **Gerhard** oder **Clemens** laſen, und die die Anhänger **Cromwells** an ihrem Sattelbogen führten.

Zur ſelbigen Zeit erſchienen zwey ſehr verſchiedne Werke: das Gedicht über das **Naturgeſez** und über die Zerſtöhrung **Liſſabons**. Darſtellung der Moral, deren Grundſätze die Vernunft allen Menſchen offenbaret, deren Beſtätigung ſie in ihrem Herzen finden und zu

deren Befolgung ſie das Gewiſſen ermuntert, zeigen, daß dieß allgemeine Geſetz das einzige iſt, das ein Gott, der allgemeine Vater der Menſchen, ihnen habe geben können, weil es das einzige iſt, das für alle daſſelbe iſt; beweiſen, daß es die Pflicht der Privatperſonen iſt, ſich einander ihre Irrthümer zu verzeihen, und der Regenten, durch eine kluge Gleichgültigkeit jene nichtigen Meynungen, die der Fanatismus und die Scheinheiligkeit unterſtützt, von der Ruheſtöhrung ihrer Völker zu verhindern; — das ſind die Gegenſtände des Gedichts über das Naturgeſetz.

Dieſes Gedicht, die ſchönſte Verehrung, die je ein Sterblicher der Gottheit bezeigt hat, erregte den Zorn der Eiferer. Sie nannten es das Gedicht der Naturreligion, obgleich allein die Religion darin angeführt war, um die Intoleranz zu bekämpfen. Es wurde daher durch das Pariſer Parlement, das über die Fortſchritte der Vernunft, ſo wie des Molinismus zu erſchrecken anfieng — zum Feuer verdammt. Durch einige Anführer, die entweder der Stolz verblendete, oder eine falſche Politik irre geführt, beherrſcht, glaubte es, daß es ihm leichter ſeyn würde, die Fortſchritte der Vernunft zu hemmen, als den Beyfall der Aufgeklärten zu verdienen. Es fühlte nicht,

wie ſehr es die öffentliche Meynung für ſich nöthig hatte, oder verkannte diejenigen, die durch ihren Einfluß ſie leiteten. Es erklärte ſich für einen Feind der Gelehrten, grade in dem Augenblicke, wo der Beyfall der franzöſiſchen Gelehrten anfieng, einigen Einfluß auf Frankreich ſelbſt und auf Europa zu haben.

Indeß iſt das Gedicht Voltairs, über welches ſeitdem in mehrern berühmten Büchern kommentirt worden, dasjenige, in welchem die Verbindung der Moral mit dem Daſeyn Gottes mit der mehrſten Stärke und Einſicht iſt vorgetragen worden. Was als gottlos verbrannt worden war, hätte dreyßig Jahre ſpäter beynahe ein religiöſes Werk geſchienen.

In dem Gedichte über die **Verwüſtung Liſſabons**, überläßt ſich Voltaire den Empfindungen des Schreckens und der Melancholie, die jenes Unglücksereigniß einflößt. Er ruft in die Mitte jener blutigen Ruinen die ruhigen Anhänger des Syſtems von der beſten Welt; beſtreitet ihre matten und kindiſchen Gründe mit dem Unwillen eines Philoſophen, den die Leiden ſeiner Nebenmenſchen aufs innigſte rühren; ſtellt in aller ihrer Stärke die Schwierigkeiten der Frage über den Urſprung des Uebels dar, und geſteht, daß es dem Menſchen unmöglich iſt, ſie aufzulöſen. Dieß Ge-

dicht, in welchem ſich der Geiſt Voltairs, in einem Alter von 60 Jahren, mit allem Feuer der Jugend, durch die Liebe zur Menſchheit entflammt, zeigt, iſt nicht das einzige Werk, das er der Meynung von der beſten Welt entgegenſtellte.

Er gab die **Candide** heraus, eines ſeiner Meiſterſtücke im Fache der **philoſophiſchen Romane**. Er hatte es aus England mit nach Frankreich gebracht und daſelbſt vervollkommnet. Dieſe Gattung von Schriften hat das Unglück, leicht zu ſcheinen. Aber ſie erfodert eine ſeltne Gabe, die Kunſt, durch einen launigten Einfall, durch einen Zug der Einbildungskraft oder durch die Ereigniſſe des Romans ſelbſt, die Lehren einer tiefen Philoſophie ausdrücken, ohne aufzuhören, wahr zu ſeyn. Man muß daher diejenigen Lehren wählen, die eben keiner Entwicklung, keiner Beweiſe bedürfen; muß das vermeiden, was gemein und nicht werth iſt, wiederholt zu werden, und zugleich das, was zu abſtrakt oder zu neu und nur für wenige Menſchen faßlich iſt. Man muß **Philoſoph ſeyn und es nicht ſcheinen.**

Zugleich ſind wenige philoſophiſche Schriften von größerm Nutzen. Sie werden von flatterhaften Menſchen geleſen, die der Name

Philoſoph ſonſt ſchon allein zurückſchreckt oder misbehagt, bey denen es indeß wichtig iſt, ſie den Vorurtheilen zu entreißen, um ſie der groſſen Anzahl derer entgegenzuſtellen, die es ſich angelegen ſeyn laſſen, ſelbige zu vertheidigen. Das menſchliche Geſchlecht würde zu ewigen Irrthümern verdammt ſeyn, wenn jeder, um ſich davon zu befreyen, die Beweiſe der Wahrheit ſtudiren und aufſuchen müßte. Bey den einfachen Wahrheiten, die zugleich die nothwendigſten ſind, kann glücklicherweiſe die natürliche Einſicht des Geiſtes zu Hülfe kommen. Es kommt dann auf ein Mittel an, die Aufmerkſamkeit der Unkundigen zu feſſeln, und beſonders jene Wahrheiten in ihr Gedächtniß zu prägen. Das iſt der große Nutzen der philoſophiſchen Romane und das Verdienſt der Voltairſchen, in welchen er eben ſo ſehr ſeine Nachahmer als Vorgänger übertroffen hat.

Eine freye Ueberſetzung des Prediger Salomons und eines Theils des **hohen Liedes** folgten gleich auf die Candide.

Man hatte die Fr. von **Pompadour** überredet, daß ſie einen hohen Meiſterſtreich von Politik ſpielen würde, wenn ſie die Maske der Andacht anlege; ſie würde ſich dadurch gegen die Gewiſſenszweifel und die Unbeſtändigkeit des Königs in Sicherheit ſtellen, und zu-

gleich den Haß des Volks beſänftigen. Sie gerieth auf den Gedanken, Voltaire mit zu einem Akteur dieſer Komödie zu machen. Der Herzog von **la Valliere** machte ihm den Antrag, die **Pſalmen** und das **Buch der Weisheit** zu überſetzen. Die Herausgabe ſollte im **Louvre** geſchehen, und der Verfaſſer unter dem Schutze der andächtigen Königsgeliebten nach Paris zurückkehren. Allein Voltaire konnte ſich nicht zum Scheinheiligen entſchließen, ſelbſt nicht, um **Kardinal** zu werden, wie man ihm dazu faſt um gleiche Zeit Hoffnung machte. Vorſchläge von der Art werden gemeiniglich zu ſpät gemacht; und machte man ſie früher, ſo wäre dieß eben auch keine ſichre Politik. Der, der ein gefährlicher Feind ſeyn ſollte, würde oft ein noch gefährlicherer Verbündeter ſeyn. Man nehme an, daß **Calvin** oder **Luther** der Purpur angetragen wäre, zu einer Zeit, wie ſie ihn noch unbeſchämt annehmen konnten, und ſehe, was ſie würden unternommen haben. Man befriedigt mit der Klapper der Eitelkeit die Köpfe nicht, die der Ehrgeiz entflammt, über die Gemüther zu herrſchen; man giebt ihnen nur neue Waffen in die Hände.

Inzwiſchen wurde Voltaire verſucht, einige Ueberſetzungsverſuche zu machen, nicht um ſeinen religiöſen guten Namen wieder herzuſtellen,

ſondern um ſich in einem neuen Fache zu üben. Als ſie erſchienen, bildeten ſich die Orthodoxen ein, daß er das bloß habe parodiren wollen, was er überſetzt hatte, und ſchrien über Gotteslâſterung. Sie ließen ſich nicht in den Sinn kommen, daß Voltaire den Text gemildert und gereinigt habe; daß ſein Prediger weniger Materialiſt und ſein hohes Lied weniger auffallend als das Original ſey. Dieſe Werke wurden daher auch verbrannt. Voltaire râchte ſich dafür durch einen Brief voller Unwillen und zugleich voller Laune, in welchem er ſich über die Scheinheiligkeit der Sitten aufhielt; — ein beſondrer Fehler der neuern europâiſchen Nationen, der mehr, als man glaubt, zur Vernichtung der Karakterenergie beygetragen hat, die die Vôlker des Alterthums auszeichnete.

Im Jahre 1757 erſchien die erſte Ausgabe ſeiner **Werke**, die wirklich unter ſeinen Augen veranſtaltet war. Er hatte alles mit einer ſtrengen Aufmerkſamkeit revidirt, eine einſichtsvolle nnd ſtrenge Auswahl unter der Menge von flûchtigen Aufſâtzen, die ſeiner Feder entſchlûpft waren, gemacht, und ſeinen unſterblichen Verſuch **über die Sitten und den Geiſt der Nationen**, beygefügt.

Lange hatte ſich Voltaire darüber beklagt, daß bey den Neuern die **Geſchichte** eines Lan-

des mehrentheils nur die Geſchichte ſeiner Kö- nige oder ſeiner Vorſteher ſey; daß man nur von den Kriegen, von Bündniſſen nnd bürger- lichen Unruhen handele; daß die Geſchichte der Sitten, der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Geſetze, der innern Verwaltung beynahe ver- geſſen würde. Selbſt die Alten, bey denen man im Ganzen mehrere Darſtellung über die Sitten, über die innre Staatskunſt findet, ha- ben gewöhnlich nur zu der Geſchichte der Kriege die der Volkspartheyen gefügt. Wenn man dieſe Geſchichtſchreiber lieſet, ſo ſollte man glauben, daß das Menſchengeſchlecht nur dazu erſchaffen ſey, die politiſchen und militairiſchen Talente einiger Individuen glänzend zu machen; daß nicht das Glück des Ganzen der Endzweck der Geſellſchaft ſey, ſondern das Vergnügen, Revolutionen zu leſen, oder zu erzählen zu haben.

Voltaire entwarf den Plan einer Geſchichte, worinn man das finden ſollte, was die Men- ſchen zu wiſſen am mehrſten intereſſirt; die Wirkungen nämlich, die die Vorurtheile, die Kenntniſſe, die Tugenden oder Laſter, die Ge- bräuche oder die Künſte der verſchiednen Jahr- hunderte auf die Ruhe oder das Glück der Völ- ker gehabt haben.

Er wählte darinn die Epoche, die ſich von

Karl dem Großen bis auf unſre Zeiten erſtreckt. Allein er ſchränkte ſich nicht bloß auf die europäiſchen Nationen ein. Ein kurzes Gemälde des Zuſtandes der andern Welttheile, der Revolutionen, die ſie erlitten, der Meynungen, die ſie beherrſchen, vermehrt darinn das Intereſſe und die Belehrung. Um die Frau von Chatelet mit dem Studium der Geſchichte auszuſöhnen, hatte er dieſe unermeßliche Arbeit unternommen, die ihn zwang, ſich auf gelehrte Unterſuchungen zu legen, welche man für unverträglich mit der Flüchtigkeit ſeiner Einbildungskraft und der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes hätte halten ſollen. Der Gedanke, nützlich zu werden, unterſtützte ihn; und die Gelehrſamkeit konnte für einen Mann keine Langeweile haben, der — da er ſich mit dem Lächerlichen beluſtigte und die Scharfſicht hatte, es aufzufinden — eine unerſchöpfliche Quelle deſſelben in den ſpekulativen oder praktiſchen Ungereimtheiten der Voreltern, oder in der Dummheit derjenigen fand, die ſie voll Bewunderung mit ehrlichem Vertrauen, oder Scheinheiligkeit, welche beyde gleich verwerflich ſind, auf die Nachwelt gebracht oder kommentirt haben.

Ein ſolches Werk konnte allein Philoſophen gefallen. Man beſchuldigte ihn, daß er flüch-

tig ſey, weil er deutlich war, und man ihn ohne Mühe las. Man behauptete, daß er ungenau ſey, weil ſich bey ihm Namen- und Zeitirrthümer fanden, die vollkommen gleichgültig waren. Vielmehr iſt, ſelbſt durch die Vorwürfe der Kritiker, die gegen ihn losfuhren, erwieſen worden, daß in einer ſo weitläuftigen Geſchichte, nie ein Hiſtoriker zuverläſſiger geweſen iſt. Man hat ihm Partheylichkeit vorgeworfen, weil er ſich gegen Vorurtheile erhob, die der Kleinſinn oder die niedrige Denkungsart nur zu lange verſchont hatten; und es iſt leicht zu beweiſen, daß, weit entfernt, die Verbrechen des Prieſterdespotismus zu übertreiben, er vielmehr die Anzahl derſelben verringert und ihre Schrecklichkeit vermindert hat. Endlich hat man es übel genommen, daß er in dieſem Gemälde der Schändlichkeiten und Thorheiten bisweilen Scherz über dieſelben verbreitet; daß er nicht immer ernſthaft über die Ausſchweifungen der Menſchen geredet habe, gleich als wenn dieſe aufhörten, lächerlich zu ſeyn, weil ſie oft gefährlich geweſen ſind.

Jene Vorurtheile, deren Verbreitung mächtigen Geſellſchaften angelegen war, ſind noch nicht ausgerottet. Die Gewohnheit, plumpe Schwerfälligkeit immer mit der Genauigkeit

vereinigt zu ſehen, und neben den Entſcheidungen der Kritik ein abgeſchmacktes Gelehrſamkeitsgerüſt zu finden, mit deſſen Hülfe ſie angebracht worden, hat jene andre Gewohnheit erzeugt, daß man nur dasjenige für hiſtoriſch-genau anſieht, was den Stempel der Pedanterey trägt. Man hat ſich daran gewöhnt, die Langeweile auf eben die Art die hiſtoriſche Treue begleiten zu ſehen, wie man Menſchen von gewiſſen Ständen Trauerfarben tragen ſieht. Männer von Geiſt machen ſich übrigens keine eitle Ehre aus einem Verdienſte, das Dummköpfe mit ihnen theilen können, und man glaubt, daß ſie es nicht beſitzen, weil ſie die einzigen ſind, die nicht damit groß thun. Die **Reiſen des jungen Anacharſis** werden vielleicht jene nur zu ſehr angenommene Meynung vertilgen.

Indeß wird der Verſuch Voltairs für Männer, die ihr Nachdenken üben, ſtets eine reizende Lektüre wegen der Auswahl der Gegenſtände ſeyn, die der Verfaſſer darinn darſtellt, wegen der Lebhaftigkeit des Styls, wegen der Liebe zur Wahrheit und Menſchheit, die alle Seiten deſſelben beſeelt, wegen jener Kunſt, auffallende Kontraſte, unerwartete Aehnlichkeiten zuſammenzuſtellen, ohne dabey aufzuhören, natürlich und leicht zu ſeyn, und in

einer ſtets ungekünſtelten Schreibart große Reſultate und tiefe Gedanken vorzutragen. Es iſt nicht die Geſchichte der Jahrhunderte, die der Verfaſſer durchgeht; es iſt das, was man wünſcht, aus der Geſchichte zu behalten, und was man wünſcht, ſich aus derſelben wieder zu erinnern.

Wenige Bücher dürften zugleich von größſerm Nutzen bey einer guten Erziehung ſeyn. Mit den Begebenheiten würde man daraus die Kunſt lernen, ſie zu betrachten und zu beurtheilen. Man würde daraus lernen, ſeinen Verſtand in ſeiner natürlichen Unabhängigkeit zu üben, ohne die er nichts mehr als das ſklaviſche Werkzeug der Vorurtheile iſt; man würde endlich daraus lernen, den Aberglauben zu verachten, den Fanatismus zu fliehen, die Intoleranz zu verabſcheuen, die Tyranney zu haſſen, ohne dabey aufzuhören, den Frieden und jene Sanftheit der Sitten zu lieben, die zum Glücke der Völker eben ſo nothwendig iſt, als die Weisheit der Geſetze ſelbſt.

Bis jetzt lernen, in öffentlichen und Privaterziehungsanſtalten, die beyde von Vorurtheilen beherrſcht werden, die jungen Leute die Geſchichte nur verunſtaltet durch elende oder abergläubiſche Kompilatoren. Wenn nach der Erſcheinung des Verſuchs Voltairs, zwey Män-

ner, die Aebte Condillac und Millot, verdient haben, nicht mit dieſer Klaſſe verwechſelt zu werden, ſo haben ſie doch, durch ihren Stand beſchränkt, zu viel zu errathen übrig gelaſſen. Um ſie wohl zu verſtehen, muß man nicht mehr nöthig haben, ſich durch ſie zu unterrichten.

Jenes Werk gab Voltaire den Rang unter den Originalgeſchichtſchreibern. Er hat die Ehre, in der Art, die Geſchichte zu ſchreiben, eine Revolution hervorgebracht zu haben, die in der That England nur allein bisher benutzt hat. Hume, Robertſon, Gibbon, Watſon können einigermaßen als Eleven ſeiner Schule angeſehen werden. Die Geſchichte Voltairs hat noch einen andern Vorzug, den nämlich, daß ſie eben ſo gut in England als in Rußland, eben ſo gut in Virginien als zu Bern, oder zu Venedig gelehrt werden kann. Er hat nur die Wahrheiten darinn angebracht, welche alle Regierungen zugeben können; — daß man der menſchlichen Vernunft das Recht laſſe, ſich aufzuklären; daß der Bürger ſeine natürliche Freyheit genieße; daß das Geſetz gerecht und die Religion tolerant ſey; — weiter geht er nicht. Er wendet ſich an alle Menſchen; ſagt ihnen nur das, was ſie auf gleiche Weiſe aufklären kann, ohne eine von den Meynungen zu empören, die,

mit der Verfaſſung und dem Intereſſe eines Landes verbunden, nicht an die Stelle der Vernunft treten können, ſo lange ihnen nicht die Ausrottung allgemeiner Irrthümer einen leichtern Weg zu derſelben gebähnt hat.

An die Spitze ſeiner **flüchtigen Poeſien** hatte **Voltaire** in jener Ausgabe ein Gedicht geſtellt, das an ſeine Wohnung zu Delices gerichtet, oder vielmehr eine Hymne auf die **Freyheit** war. Dieſe könnte allein hinreichen, diejenigen zu widerlegen, die in ihrem ariſtokratiſchen Eifer ihn beſchuldigt haben, daß er ein Feind derſelben ſey. In jenen Stücken, in welchen abwechſelnd frohe Laune, Empfindung oder Höflichkeit herrſchen, ſucht Voltaire nicht, Dichter zu ſeyn. Indeß ſcheinen ihm wider ſeinen Willen poetiſche Schönheiten aller Art zu entwiſchen. Er ſucht nicht, Philoſophie zu zeigen, und zeigt doch immer die, die ſich zu der Sache, zu den Umſtänden, zu den Perſonen paßt. In dieſen Poeſien, wie in den Romanen, muß die **Philoſophie des Werks** unter der **Philoſophie des Verfaſſers** zu ſeyn ſcheinen. Es iſt mit dieſen Schriften eben ſo wie mit den **Kompendien**, die nicht gut ſind, wenn nicht der Verfaſſer weit mehr weiß, als was in denſelben enthalten iſt. Und aus dieſem Grunde können in dieſer Gattung von Schriften, die man als geringfügig

anſieht, die erſten Stellen nur den Männern von erhabnem Verſtande zukommen.

Daſſelbe Jahr war der Zeitpunkt der Ausſöhnung zwiſchen Voltaire und ſeinem alten königlichen Schüler. Die Oeſtreicher, die ſchon in der Mitte von Schleſien waren, ſtanden im Begriff, es völlig zu erobern. Eine franzöſiſche Armee befand ſich an der brandenburgiſchen Gränze. Die Ruſſen, die ſchon Preußen eingenommen hatten, bedroheten Pommern und die Marken. Die preußiſche Monarchie ſchien ihrem Untergange nahe, und dem Fürſten, der ſie gegründet hatte, kein andres Hülfsmittel übrig zu ſeyn, als ſich unter den Ruinen derſelben zu begraben, und ſeinen Ruhm dadurch zu retten, daß er ſich mitten in einem Siege aufopferte. Die Marggräfinn von **Bayreuth** liebte zärtlich ihren Bruder. Der drohende Fall ſeines Hauſes machte ſie beſorgt. Sie wußte, wie ſehr Frankreich gegen ſein Intereſſe handelte, indem es ſein Blut und ſeine Schätze verſchwendete, um Oeſtreich die Souverainität von Deutſchland zu verſchaffen. Allein der franzöſiſche Staatsminiſter hatte ſich über einen **Vers** des Königs von Preußen zu beklagen. Die Marquiſe von **Pompadour** verzieh es ihm nicht, daß er ſich geſtellt hatte, als wenn er ihre politiſche Exiſtenz nicht kenne.

Man hatte auch Sorge getragen, ihr Verſe zuzuſchicken, die durch die Untreue eines Kopiſten in die Hände des ſächſiſchen Miniſters gefallen waren. Man mußte alſo Feinden, die durch perſönliche Beleidigungen erbittert waren, ſelbſt in dem Augenblicke, wo ſie ſich eines leichten Siegs gewiß hielten, den Gedanken einer Unterhandlung annehmlich zu machen ſuchen. Die Marggräfinn nahm ihre Zuflucht zu **Voltaire.** Dieſer wandte ſich an den Kardinal von **Tencin.** Er wußte, daß dieſer Miniſter, der ſeit dem Tode **Fleury's**, von dem er verachtet, aber in mehrern Sachen gebraucht wurde, vergeſſen war, mit Ludwig dem XV. noch fortdauernd eine Privatkorreſpondenz führte. Tencin ſchrieb an denſelben, erhielt aber, ſtatt aller Antwort, den Befehl des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, die Negociation durch einen Brief abzulehnen, von dem ihm ſelbſt das Muſter beygelegt war. Der alte Staatsmann, der Voltaire nicht hatte bey ſich ſpeiſen laſſen wollen, um den Hof zu ſchonen, war untröſtlich, daß er, aus Höflichkeit gegen den Dichter, nunmehr mit demſelben zerfallen war. Der Gram über dieſe Kränkung verkürzte ſeine Tage. Wie er noch jünger war, hatten weit ſchmerzendere Vorfälle ſein Talent zur Intrigue nur vermehrt

und angefeuert. Die Hoffnung richtete ihn bald wieder auf, und er gehörte zu den Menſchen, die Anſehn und Würden für Beſchämungen tröſten. Aber damals ſah er den letzten Faden reißen, der ihn noch an die Gunſt des Hofes band.

Voltaire leitete eine andre, nicht weniger fruchtloſe Unterhandlung, durch den Marſchall von Richelieu ein. Eine dritte Negociation wurde endlich einige Jahre ſpäter ſo weit gebracht, daß der Herzog von Choiſeul einwilligte, einen geheimen Abgeſandten von dem Könige von Preußen anzunehmen. Allein dieſer Abgeſandte wurde von den Agenten der Kaiſerinn Königinn entdeckt, und — ſeys nun Schwachheit, oder hatte Choiſeul für ſich gehandelt, ohne die Marquiſe von Pompadour um Rath zu fragen — arretirt und ſeine Papiere durchſucht; — eine Verletzung des Völkerrechts, die ſich in den Haufen der kleinen Verbrechen verliert, welche ſich die Politiker ohne Gewiſſensangſt erlauben.

In jenem ſo gefährlichen und ſo glänzenden Zeitpunkte für den König von Preußen, ſchien Voltaire, bald ſeine alte Freundſchaft, bald nur das Andenken an Frankfurt zu beſitzen. Er verfertigte um dieſe Zeit jene beſondern Lebensnachrichten, (Mémoires) in welchen die

tiefe Erinnerung eines gerechten Grolls, weder die muntre Laune, noch die Urtheile der Billigkeit unterdrückt. Er hatte ſie großmüthig zur Vergeſſenheit verurtheilt. Aber das Ohngefähr hat ſie erhalten, um das Genie für die Gewaltthätigkeiten der Uebermacht zu rächen.

Die Marggräfinn von Bayreuth ſtarb mitten im Kriege. Der König von Preußen ſchrieb an Voltaire, und erſuchte ihn, dem Nämen ſeiner Schweſter eine Unſterblichkeit zu geben, deren ſie ihre liebenswürdigen, guten Eigenſchaften und ihr Geiſt, der eben ſo erhaben über Vorurtheile, als über Größe und Unfälle war, würdig gemacht hatten. Die Ode, welche Voltaire ihrem Andenken widmete, iſt voll von ſanftem Gefühl, von ungekünſtelter und rührender Philoſophie. Allein dieſe Gattung von Poeſie iſt eine von denen, die ihm am wenigſten gelang. Man fodert in derſelben eine Vollkommenheit, die er ſich nie entſchließen konnte in kleinen Werken zu ſuchen. Zudem konnte ſich ſein Geiſt nicht zu jenem befohlnen Enthuſiasmus ſtimmen, der, wie man behauptet, der Ode angemeſſen iſt. Die Oden Voltairs ſind nur flüchtige Stücke, in welchen man den großen, den philoſophiſchen Dichter wieder findet, der aber durch eine Form einge-

ſchränkt und gezwungen iſt, die ſich zu der Freyheit ſeines Genies nicht paßte. Indeß muß man geſtehen, daß die Strophen an eine Prinzeſſinn übers Spiel und beſonders jene reizenden Strophen übers Alter:

Si vous voulez, que j'aime encore &c.

Wenn ihr wollt, daß ich noch liebe ꝛc.

Anakreontiſche Oden ſind weit über die des Horaz ausgezeichnet, der doch, wenigſtens für die Perſonen von einem etwas neuern Geſchmacke, ſein Vorbild übertroffen hat.

Frankreich, das andre Nationen im **Trauer- und Luſtſpiele** ſo weit übertrifft, iſt nicht eben ſo ausgezeichnet und fruchtbar an **lyriſchen Dichtern** geweſen. Die Oden **Rouſſeaus** bieten nicht vielmehr als eine harmoniſche und eindringliche Poeſie dar, die aber leer von Ideen, oder mit falſchen Gedanken angefüllt iſt. **La Motte** iſt ſinnreicher, kennt aber weder die Harmonie noch Poeſie des Styls. Kaum führt man von den übrigen Dichtern eine kleine Anzahl von Strophen an.

Voltaire war noch zu Berlin, als **Diderot** und **d'Alembert** den Plan der **Encyklopädie** entwarfen, und den erſten Band derſelben herausgaben. Ein Werk, welches die Wahrheiten

aller Wiſſenſchaften in ſich faſſen, Kommunika- tionslinien unter ihnen entwerfen ſollte, das von zwey Männern unternommen wurde, die mit ausgebreiteten, tiefen Kenntniſſen, vielen Geiſte und eine freye, muthige Philoſophie ver- banden, ſchien den durchdringenden Augen Vol- tairs der fürchterlichſte Streich, den man den Vorurtheilen verſetzen konnte. Die Encyklopädie wurde das Buch aller Menſchen, die ſich gern un- terrichten wollen, und beſonders derer, die, ohne ſich eigentlich beſtändig auf Wiſſenſchaften zu le- gen, doch begierig ſind, ſich einen leichten Unter- richt über jeden Gegenſtand verſchaffen zu kön- nen, der ein vorübergehendes oder dauerndes Intereſſe für ſie hat. Es war ein Magazin, in welchem die, die keine Zeit haben, ſich ſelbſt Ideen zu bilden, diejenigen aufſuchen konnten, welche die aufgeklärteſten und berühmteſten Männer gehabt hatten; in welchem endlich die hochgehaltnen Irrthümer durch die Schwäche ih- rer Gründe entweder aufgedeckt, oder durch die bloße Nachbarſchaft der Wahrheiten, die ſie untergraben, erſchüttert wurden.

Voltaire, der ſich zu **Ferney** aufhielt, ar- beitete eine kleine Anzahl von Litteraturartikeln für die **Encyklopädie** aus. Er ſammelte auch zu einigen philoſophiſchen Artikeln, aber mit wenigerm Eifer. Er ſah, daß die Her-

Herausgeber ihn in dieſem Fache weniger nöthig hatten. Und dann hatte er — wenn ſeine poetiſche Werke auch mehr zu ſeinem Ruhme verfertigt waren — faſt nie in Proſa ohne die Abſicht einer allgemeinen Nützlichkeit geſchrieben. Indeß erregten eben die Gründe, die ihn für den Fortgang der Encyklopädie intereſſirten, dieſem Werke eine Menge von Feinden. Von den berühmteſten Männern der Nation entweder verfertigt oder angerühmt, wurde es gleichſam eine Art von Gränzlinie, die die ausgezeichneten Gelehrten, und die, die ſich eine Ehre daraus machten, entweder ihre Schüler oder ihre Freunde zu ſeyn, von jenem Haufen unbekannter und neidiſcher Schriftſteller trennte, welche, bey ihrer traurigen Unfähigkeit, den Menſchen entweder neue Wahrheiten oder neue Vergnügungen mitzutheilen, diejenigen haſſen oder angreifen, welche die Natur reichlicher ausgeſtattet hat.

Ein Werk, in welchem man frey und unzurückhaltend über Theologie, Moral, Rechtsgelehrſamkeit, Geſetzgebung und Staatsverwaltung reden wollte, mußte alle die Civil- oder geiſtlichen Korps, alle die Unterherrſcher erſchrecken, indem ſie beſorgten, daß darin ihr Nutzen und ihre Beſtimmungen mögten unterſucht werden. Der Aufſtand war allgemein.

Das Journal von Trevoux, die Kirchenzeitung, (Journal Eccleſiaſtique) die ſatyriſchen Journäle, die Jeſuiten und Janſeniſten, die Geiſtlichkeit, die Parlamenter — alle vereinigten ſich gegen die Encyklopädie, ohne dabey ihren Haß und ihre Verfolgung unter ſich aufzugeben. **Die Encyklopädie unterlag.** Man ſah ſich genöthigt, dies Werk, zu deſſen Vervollkommnung Freyheit und Publicität ſo nöthig waren, in der Stille drucken zu laſſen und fortzuſetzen; und das ſchönſte Denkmahl der Wiſſenſchaften, das der menſchliche Geiſt je ausgedacht hat, würde ohne den Muth **Diderots**, ohne den Eifer einer großen Anzahl von Gelehrten und ausgezeichneten Kennern, die die Verfolgung nicht abhalten konnte, nicht zu Stande gekommen seyn.

Glücklicher Weiſe erſetzte die Ehre, die Encyklopädie Europa gegeben zu haben, die Schande für Frankreich, ſie verfolgt zu haben. Sie wurde mit Recht als das Werk der Nation, und die Verfolgung als das Werk der Eiferſucht, oder einer eben ſo verächtlichen Politik angeſehen.

Der Krieg aber, zu welchem die Encyklopädie die Gelegenheit gegeben hatte, hörte nicht mit der Verdammung derſelben auf. Ihre vornehmſten Verfaſſer und deren Freunde, die

man mit den Namen Philoſophen und Ency-
klopädiſten — Namen, die in der Sprache der Vernunftfeinde Schimpfwörter wurden — belegte, wurden durch die Verfolgung ſelbſt genöthigt, ſich zu vereinigen. **Voltaire** war wegen ſeines Alters, ſeines Ruhms, ſeines Eifers und Genies natürlich ihr Anführer. Seit langem hatte er Freunde und viele Bewundrer; nun hatte er auch eine Parthey. Die Verfolgung vereinigte unter ſeine Fahne alle Männer von einigem Verdienſt, die ſeine Größe vielleicht, wie ihre Vorgänger, von ihm entfernt haben würde; allein der Enthuſiasmus trat endlich an die Stelle der vorigen Ungerechtigkeit.

Im Jahre 1760 war dieſer litterariſche Krieg am heftigſten. **Le Franc de Pompignan**, ein guter Gelehrter, aber mittelmäßiger Dichter, von dem ein ſchönes Lied, und eine matte Tragödie noch übrig iſt, in welcher ihn das Genie Virgils und Metaſtaſio's nicht haben vor Mängeln ſchützen können, wurde in die franzöſiſche Akademie berufen. Mit einem obrigkeitlichen Poſten bekleidet, glaubte er, daß ſeine Würde und Schriften ihn von aller Dankbarkeit freyſprächen. Er nahm ſich die Freyheit, in ſeiner Antrittsrede auf Männer zu ſchimpfen, deren Name der Geſellſchaft, die

ihn aufzunehmen würdigte, am mehrſten Ehre machte, und bezeichnete deutlich **Voltaire**, den er des Unglaubens und der Verführung beſchuldigte. Bald darauf bringt **Paliſſot**, ein feiles Werkzeug der Erbitterung einer Frau, die Philoſophen aufs Theater. Die Geſetze, welche lebende Perſonen aufzuführen verbieten, bleiben ſtumm. Die Obrigkeit unterläßt ihre Pflicht, und ſieht mit hämiſcher Freude die Männer auf der Bühne mishandeln, deren Einſichten und Herrſchaft über die Meynungen des Publikums ſie fürchtet, ohne dabey zu erwägen, daß ſie dadurch, daß ſie der Satyre die Bahn öfnet, ſich ſelbſt mit in Gefahr ſetzt, ihre Pfeile zu erhalten. Der Herzog von **Choiſeul**, damals ein Miniſter von großem Einfluß, protegirt dieſe Unwürdigkeit aus Schwäche gegen eben die Frau, deren Haſſe Paliſſot diente. Die Journäle wiederhohlen die Schmähungen des Theaters. Indeß erwacht Voltaire. Der **arme Teufel**, der **Ruſſe zu Paris**, die **Eitelkeit**, und eine Menge andrer witziger Piecen in Proſa folgen auf einander mit einer auffallenden Schnelligkeit.

Le Franc de Pompignan beſchwert ſich beym Könige, bey der Akademie, und ſieht mit ohnmächtigem Unwillen, daß der Name Voltairs den ſeinigen unterdrückt. Jeder Schritt von

ihm vermehrt die Satyren, die alle Zungen wiederhohlen, und die Verſe, die für immer auf ſeinen Namen haften. Er ſchlägt einem erhabnen Protekteur vor, daß er das nicht halten wolle, was er ſich ſelbſt verſprochen habe, daß er bey der Akademie ſeine Stimme dem Manne geben wolle, für den der Prinz ſich intereſſirte. Er erhält für dies Anerbieten eine feine abſchlägige Antwort, hat das Unglück, daß er bey ſeinem Weggehen aus der Akademie, von ſeinem Protekteur ſelbſt, jenen ſo demüthigenden Vers herſagen hört:

Et l'ami Pompignan penſe être quelque choſe!

Und Freund Pompignan bildet ſich ein, etwas zu ſeyn.

und entfernt ſich, um ſeinen gedemüthigten Stolz und ſeinen betrogenen Ehrgeiz in der Provinz zu verbergen; — ein abſchreckendes, aber heilſames Beyſpiel von der Macht des Genies und den Gefahren der gelehrten Scheinheiligkeit.

Freron, ein Exjeſuit wie **Desfontaines**, war demſelben in dem Handwerke nachgefolgt, durch periodiſche Satyren den Feinden der Wahrheit, der Vernunft und der Talente, zu ſchmeicheln. Er hatte ſich in dem Kriege wider die Philoſophen ausgezeichnet. Voltaire,

der lange ſeine Schimpfungen ertrug, rächte ſich endlich durch ſeine Freunde. In dem Luſtſpiele, **die Schottländerin**, ſtellte er einen boshaften, feilen und verläumderiſchen Journaliſten auf. Die Zuhörer erkannten darin **Freron**. In einem Stücke der öffentlichen Verachtung Preis gegeben, welches rührende Auftritte und der originelle und ausgezeichnete Karakter des guten und hitzigen **Freehort** auf der Bühne erhalten mußten, wurde er alſo verurtheilt, ſein Leben hindurch einen lächerlichen und entehrten Namen zu führen. Dadurch, daß er die Schmähungen gegen die Philoſophen applaudirte, hatte Freron das Recht verlohren, ſich zu beklagen; und ſeine Gönner wollten ihn lieber verlaſſen, als eine zu empörende Partheylichkeit zu erkennen geben.

Andre, weniger erbitterte Feinde, waren entweder gebeſſert oder beſtraft worden. So über jene Opfer triumphirend, die der Vernunft und ſeinem Ruhme gebracht wurden, ſchickte Voltaire in einem Alter von 66 Jahren das Meiſterſtück Tancred aufs Theater. Er hatte es der Marquiſe von **Pompadour** gewidmet; eine Frucht der Geſchicklickkeit, mit welcher Voltaire, ohne den Herzog von Choiſeul zu beleidigen, die Philoſöphen zu rächen verſtand, deren Gegner eine vorübergehende Gunſt von

dieſem Miniſter genoſſen hatten. Es zeigte dieſe Zuſchrift ſeinen Feinden, daß ihre Verläumdungen eben ſo wenig ſeiner Sicherheit als ihr Tadel ſeinem Ruhme ſchadete. Dies hieß, der Rache die Krone aufſetzen.

In eben dem Jahre erfuhr Voltaire, daß noch eine Enkelin von Corneille übrig ſey, die ſich in einem elenden, ihres Nahmens unwürdigen Zuſtande befinde. „**Es iſt die Pflicht eines Soldaten,** ſagte er, **die Nichte ſeines Generals zu unterſtützen.**„ Mamſell Corneille wurde nach Ferney gerufen, und erhielt daſelbſt eine Erziehung, die dem Stande angemeſſen war, welchen ihre Geburt für ſie in der Geſellſchaft beſtimmte. Voltaire gieng ſelbſt in der Delikateſſe ſo weit, daß er nicht wollte, daß die Verſorgung der Mamſell Corneille eine Wohlthat von ihm ſcheinen ſollte. Er wollte, daß ſie ihr Glück den Werken ihres Onkels verdankte. Er veranſtaltete eine **Ausgabe** derſelben mit **Anmerkungen.** Der Schöpfer des franzöſiſchen Theaters, von dem kommentirt, der dieß Theater zu ſeiner Vollkommenheit gebracht hatte; ein Mann von Genie — zu einer Zeit gebohren, wo der Geſchmack noch nicht gebildet war — von einem Nebenbuhler beurtheilt, der mit Genie die Gabe eines Geſchmacks vereinigte, der ſicher war, ohne ſtrenge, fein

ohne blöde zu ſeyn, der endlich durch eine lange und glückliche Kunſterfahrung geläutert war: — das waren die Gegenſtände, die dieſes **Werk** lieferte. Voltaire redet darin von den **Fehlern** des **Corneille** mit Freymüthigkeit, von ſeinen **Schönheiten** mit Enthuſiasmus. Nie hatte man Corneille mit mehrerer Strenge beurtheilt, nie ihn mit einer tiefern und wahrern Empfindung gelobt. Bey der Abſicht, die franzöſiſche Jugend und die Ausländer zu unterrichten, die ſich auf unſre Litteratur legen, ſieht er nicht den Sprachfehlern, den Uebertreibungen, den Fehlern wider den Wohlſtand oder den Geſchmack nach; aber er zeigt auch zugleich die Fortſchritte, die die Kunſt Corneille verdankt, die außerordentliche Erhebung ſeines Geiſtes, die faſt unnachahmliche Schönheit ſeiner Poeſie in den Stücken, die ihm ſein Genie eingegeben hat, und jene tiefen oder erhabnen Worte, die plözlich aus den Handlungen hervorſpringen, oder mit einem Zuge große Karaktere mahlen.

Dem ohnerachtet warf ihm der große Haufe der Gelehrten vor, daß er Corneille durch eine niedrige Eiferſucht habe verkleinern wollen. Und Voltaire ergriff und ſchien in dieſem Kommentar gleichſam die Gelegenheiten zu ſuchen, ſeine Hochachtung gegen ſeinen gefährlichern Nebenbuhler, gegen **Racine** an den Tag zu le-

gen, den er nur in einigen Stücken der tragiſchen Kunſt übertroffen hat, und deſſen verzweifelte Vollkommenheit er mitten in ſeinem Ruhme hätte beneiden können.

Ruhig in ſeiner Einſamkeit und mit der Fortſetzung des glücklichen Kriegs beſchäftigt, den er gegen die Vorurtheile führte, ſieht inzwiſchen — im Jahre 1762 — Voltaire eine unglückliche Familie zu ſich kommen, deren Vorſteher durch fanatiſche Richter — die Werkzeuge der wilden Leidenſchaften eines abergläubiſchen Volks — aufs Rad gebracht worden war. Er erfährt, daß Calas, ein ſchwacher Greis, beſchuldigt worden, daß er ſeinen jungen, ſtarken Sohn, mitten in ſeiner Familie, in Gegenwart einer katholiſchen Magd, erhenkt habe; daß er zu dieſem Verbrechen durch die Beſorgniß verleitet worden ſey, ſeinen Sohn die katholiſche Religion annehmen zu ſehen, ſeinen Sohn, der ſeine Tage auf den Fechtböden und bey Billards zubrachte, und von dem, bey der allgemeinen Gährung, keiner irgend ein Wort, einen Beweis anführen konnte, der ein ſolches Vorhaben anzeigte, indeß ein andrer Sohn deſſelben, der ſchon katholiſch geworden

*) Calas war ein Proteſtant; das Kollegium ſeiner Richter beſtand aus Katholiken.

war, eine Penſion von ſeinem wenig reichen Vater genoß. Nie hatte bey einem ähnlichen Vorgange ein ſolches Zuſammentreffen von Umſtänden mehr den Verdacht eines Verbrechens entfernt, mehr die Gründe beſtärkt, einen Selbſtmord anzunehmen. Das Betragen des jungen Menſchen, ſein Karakter, die Art ſeiner Lektüre — alles beſtätigte dieſen Gedanken. Indeß läßt ein Bürgermeiſter, deſſen hitziger, ſchwacher Kopf von Aberglauben eingenommen war, und deſſen Haß gegen die Proteſtanten keine Gelegenheit unterließ, ihnen Verbrechen aufzubürden — die ganze Familie arretiren. Bald kommt auch der katholiſche Pöbel in Eifer. Der junge Menſch wird für einen Märtyrer ſeiner Religion gehalten. Bußbrüderſchaften, die zur Schande der Nation noch zu **Toulouſe** exiſtiren, halten ihm eine feyerliche Todtenmeſſe, und ſtellen ſein Bildniß auf, in der einen Hand eine Märtyrerpalme, und in der andern die Feder haltend, die die Religionsabſchwörung nach ihrem Vorgeben hatte unterſchreiben ſollen.

Man verbreitet bald darauf, daß die proteſtantiſche Religion den Vätern vorſchreibe, ihre **Kinder zu ermorden**, wenn ſie von derſelben **abfallen wollen**; daß man, zu deſto mehrerer Sicherheit in den geheimen Zuſam-

menkünften, einen Henker der Sekte erwähle. Das Untergericht, das der wüthende Advokat David leitete, thut den Ausſpruch, daß der unglückliche Calas ſchuldig ſey. Das Parlament beſtätigt dieſes Urtheil, nach der ſchwachen Mehrheit einer Stimme, die unglücklicher Weiſe zufolge unſrer ungereimten Jurisprudenz zur Entſcheidung hinlänglich angeſehen wird. Zum Rade und zur Tortur verurtheilt ſtirbt der unglückliche Greis, indem er verſichert, daß er nicht ſchuldig ſey; und die Richter ſprechen ſeine Familie frey, die natürlich — entweder an dem Verbrechen, oder an der Unſchuld ihres Verſorgers Theil haben muſte.

Ruinirt, und durch das Vorurtheil verunehrt, entfernte ſich dieſe Familie, um bey den Menſchen von ihrer Religion Aufenthalt, Hülfe und Troſt zu ſuchen. Sie verweilt ſich ſich bey Genf. Unwillig und gerührt zieht Voltaire nähere Nachrichten von jenem Schaudervorgange ein, wird bald von der Unſchuld des unglücklichen Calas überzeugt, und macht ſich Hofnung, Gerechtigkeit für ihn zu erhalten. Die Advokaten werden in Eifer gebracht; Voltaire unterſtützt ihren Muth durch ſeine Briefe. Er bewegt die von Natur gefühlvolle Seele des Herzogs von Choiſeul, an der Sache der Menſchheit Theil zu nehmen. Der Ruf des

Arztes Tronchin hatte die Herzogin von Enville nach Genf gezogen — eine Großenkelin des Verfaſſers der Maximes, die durch ihren Karakter, wie durch ihre Einſichten über Vorurtheile erhaben war, mit Thätigkeit und Muth Gutes zu thun wußte, und durch eine ſtille Beſcheidenheit die Würde ihrer Tugenden verſchönerte. Ihr Haß gegen den Fanatismus und gegen Unterdrückung ſicherten den Calas eine Beſchützerin, deren Eifer weder Hinderniſſe noch Zögerungen erſchlaften. Der Prozeß wurde angefangen. Zu den Vorſtellungen der Advokaten, die zu ſehr mit Weitläuftigkeiten und Deklamationen angefüllt waren, fügte Voltaire kürzere Schriften, die hinreißend durch ihren Styl, und geſchickt waren, bald das Mitleiden zu erregen, bald den öffentlichen Unwillen wieder anzufachen, der ſich ſo leicht bey einem Volke wieder legt, das damals ſeine eignen Vortheile zu wenig kannte. Indem er die Sache Calas führte, führte er die der Toleranz. Damals war es ſchon viel, dieſen Namen zu nennen, der heut zu Tage mit Unwillen von den denkenden Menſchen als ein Name verworfen wird, der das Recht wieder anzuerkennen ſcheint, den Gedanken und Empfindungen Feſſeln anzulegen. Briefe, die mit jenen feinen Lobſprüchen angefüllt waren, welche er

mit ſo vielem Reize zu ertheilen wußte, feuerten den Eifer der Vertheidiger, der Gönner und der Richter an. Indem er Gerechtigkeit foderte, verſprach er Unſterblichkeit.

Das Dekret des Toulouſer Parlaments wurde kaſſirt. Der Herzog von Choiſeul hatte die Weisheit und Entſchloſſenheit, einem Tribunal von Juſtizbedienten eine Sache wieder zuzuſchicken, die die Sache aller Parlamenter geworden war, deren Vorurtheile und Kollegiengeiſt kein billiges Urtheil erwarten ließen. Calas wurde endlich für unſchuldig erklärt, und die Verunehrung ſeines Namens aufgehoben. Der edeldenkende Miniſter ließ auch aus dem Staatsſchatze den Schaden erſetzen, den die brave und unglückliche Familie von ihren Richtern an ihrem Vermögen erlitten hatte. Allein er unterließ es, das Toulouſer Parlament zur Anerkennung des Dekrets zu zwingen, das eine ſeiner Ungerechtigkeiten aufhob. Es zog dies Tribunal die elende Eitelkeit, in ſeinem Irrthume zu beharren, der Ehre vor, ihn zu bereuen und zu beſſern.

Der Beyfall Frankreichs und Europa's drang indeß bis nach Toulouſe. Der unglückliche David erlag unter dem Gewicht ſeiner Geiſtesunruhe und Schande, und verlohr bald Vernunft und Leben. Dieſe Sache, die ſo groß

an ſich ſelbſt, ſo wichtig durch ihre Folgen war — da ſie die Blicke und Wünſche Frankreichs und Europa's auf die Verbrechen der Intoleranz und auf die Nothwendigkeit wandte, denſelben vorzubeugen — beſchäftigte Voltaire über drey Jahre. „**Während dieſer Zeit,** ſagte er, **iſt mir kein Lächeln entfahren, das ich mir nicht wie ein Verbrechen vorgeworfen habe.**„ Sein Name, der ſeit langem den aufgeklärten Freunden der Menſchheit, als der Name ihres eifrigſten ihres unermüdetſten Vertheidigers theuer war, wurde nun von jenem Haufen franzöſiſcher Einwohner geſegnet, die, ſeit 40 Jahren zur Verfolgung beſtimmt, endlich eine Stimme zu ihrer Vertheidigung ſich erheben ſahen. Als er im Jahre 1778 nach Paris zurückkam, und eines Tages auf der Königlichen Brücke umringt wurde, ſo fragte man ein gemeines Weib, wer der Mann wäre, der ſo viele Menſchen nach ſich zöge. „**Wißt ihr nicht,** ſagte ſie, **daß das der Retter der Calas iſt?**„ Voltaire erfuhr dieſe Antwort, und unter allen Verehrungsbezeugungen, womit man ihn überhäufte, rührte ihn dieſe Antwort am mehrſten.

Kurze Zeit nach dem Tode Calas ereignete ſich eine andre, ebenfalls rührende Geſchichte. Ein junges Mädchen aus derſelben Provinz,

die, nach einem barbariſchen Gebrauche, ihren Eltern entriſſen, und in der Abſicht in ein Kloſter eingeſperrt war, um ihr durch menſchliche Mittel die Gnadenmittel des Heils beyzubringen, entfloh aus demſelben — der üblen Behandlung müde, die ſie erfuhr — und wurde in einem **Brunnen wiedergefunden.** Der Pfaffe, der um einen Lettre de cachet angeſucht, die Nonnen, die die Gewalt barbariſch gebraucht hatten, die derſelbe ihnen über die Unglückliche ertheilte, hatten ohne Zweifel Beſtrafung verdient; allein der Fanatismus wollte dieſelbe der Familie des Kloſteropfers zukommen laſſen. Man erneuert mit neuer Wuth die verläumderiſche Beſchuldigung, die Calas zum Tode gebracht hatte. **Sirven**, der Vater der Unglücklichen, hat zum Glück Zeit, ſich zu retten. Ex contumacia zum Tode verurtheilt, eilt er, eine Zuflucht bey dem Beſchützer der Calas zu ſuchen. Allein ſeine Frau, die er mit ſich führt, unterliegt dem Grame und der Entkräftung von einer Reiſe, die mitten im Winter zu Fuß unternommen war.

Der Rechtsgang nöthigte **Sirven**, ſich vor eben das Parlament zu Toulouſe zu ſtellen, welches das Blut des Calas vergoſſen hatte. Voltaire machte Verſuche, andre Richter für

ihn zu erhalten. Der Herzog von **Choiſeul** behandelte damals mit Schonung die Parlamenter. Sie waren ihm, nach dem Aufhören ſeines Einfluſſes bey der Marquiſe von **Pompadour**, und darauf nach ihrem Tode, nützlich geworden, bald, um ihn von einem Feinde zu befreyen, bald, um ihm Mittel zu verſchaffen, ſich durch die Kunſt nothwendig zu machen, mit der er ihre Bewegungen beyzulegen wußte, die er oft ſelbſt erregt hatte.

Sirven mußte ſich demnach entſchließen, zu Toulouſe zu erſcheinen. Allein Voltaire hatte für ſeine Sicherheit zu ſorgen, und einen glücklichen Ausgang ſeines Prozeſſes vorzubereiten gewußt. Schüler von ihm waren im Parlamente. Geſchickte Advokaten wollten den Ruhm theilen, den ſich ihre Kollegen zu Paris durch die Vertheidigung Calas erworben hatten. Die Parthey der Toleranten war ſelbſt in jener Stadt mächtig geworden. Die Schriften Voltairs hatten in wenigen Jahren die Gemüther umgeſtimmt. Calas hatte man mit ſtummen Mitleiden bedauert. Sirven hatte — Dank ſey's der Beredſamkeit jenem Talente Voltairs, Wahrheiten und Lobſprüche zu rechter Zeit und geſchickt anzubringen — erklärte Beſchützer. Die Parthey derſelben erhielt

über die Parthey der Bußbrüder das Uebergewicht; — und Sirven wurde errettet. *)

Die Jeſuiten hatten ſich des Guts einer adlichen Familie bemächtigt. Armuth hinderte ſie, es wieder anzutreten. Voltaire gab ihr die Mittel dazu. Die Unterdrücker aller Art, die ſeit langem ſeine Schriften fürchteten, lernten nun ſeine Thätigkeit, ſeinen Edelmuth und ſeine Entſchloſſenheit ſcheuen.

Dieſer letzte Vorgang ereignete ſich kurz vor der Aufhebung der Jeſuiten. Voltaire, der von ihnen erzogen war, hatte mit ſeinen alten Lehrern Verbindungen beybehalten. So lange ſie lebten, hielten ſie ihre Mitbrüder ab, Voltaire offenbar anzugreifen. Und aus Achtung gegen jene Verbindungen ſeiner Jugend,

*) Um die Wohlthätigkeit und edle Unterſtützungsliebe Voltairs zu erweiſen, kann auch noch folgendes Beyſpiel dienen. Im Jahre 1774 kam ein Bauer zu ihm, der einen Prozeß bey dem Parlemente zu Beſançon verlohren hatte, der ihn ganz ruinirte. Er wollte gegen die Sentenz appelliren. Voltaire ließ die Akten unterſuchen, und fand, daß dieß mit Erfolg geſchehen könne. Indeß holte er einen Beutel mit 3000 Livres her, gab ihn dem weinenden Bauer, und ſagte: „Da habt ihr einen Erſatz für die Ungerechtigkeit der Juſtiz. Ein neuer Prozeß würde euch noch mehr ruiniren. Wenn ihr vernünftig ſeyd, ſo klagt nicht weiter. Laßt euch in meinem Dorfe nieder. Ich will weiter für euch ſorgen.“

und weil er einige Alliirte unter ihrer Parthey hatte, die damals unter den Andächtigen herrſchte, ſchonte er auch die Jeſuiten. Allein, nach dem Tode derſelben, wurde er der Schreyer des Journals von Trevoux, welches durch die ewigen Vorwürfe von Gottloſigkeit die Verfolgung auf ihn zu ziehen ſchien, müde, und beobachtete nicht mehr dieſelbe Schonung. Sein Eifer zur Vertheidigung der Unterdrückten erſtreckte ſich nicht auf die Jeſuiten.

Er freute ſich über die Ausrottung eines Ordens, der ein **Freund der Wiſſenſchaften**, aber ein **Feind der Vernunft** war, der alle Talente hatte unterdrücken, oder ſie in ſeinen Schooß ziehen wollen, um ſie zu verderben, um ſie zur Beförderung ſeiner Entwürfe zu gebrauchen, und das menſchliche Geſchlecht in der Kindheit zu erhalten, um es deſto beſſer beherrſchen zu können. Allein, er bedauerte die einzelnen Mitglieder, die durch den Haß der Janſeniſten barbariſch behandelt wurden, und nahm einen Jeſuiten zu ſich, um den Andächtigen zu zeigen, daß die wahre Menſchenliebe nur das Unglück kennt und die Meynungen vergißt. Der Pater Adam, der durch ſeinen Aufenthalt zu Ferney faſt eine Art von Weltbekanntheit erhielt, war indeß ſeinem Wirthe nicht ganz unnütz. Er ſpielte mit ihm

Schach, und ſpielte es geſchickt genug, um bisweilen ſeine Ueberlegenheit zu verbergen. Er erſparte ihm gelehrte Nachſuchungen und diente ihm ſelbſt zum Beichtvater. *) Denn Voltaire wollte den Beſchuldigungen der Gottloſigkeit die treue Anhänglichkeit entgegenſtellen, mit welcher er die äußern Pflichten der katholiſchen Religion erfüllte.

Um die Zeit fieng eine große Revolution in den Köpfen an zu entſtehen. Seit der Wiederherſtellung der Philoſophie, war die chriſtliche Religion in Europa nirgends als in **England** angegriffen worden. **Leibnitz**, **Fontenelle** und die andern weniger berühmten Philoſophen, die man des Freydenkens beſchuldigte, hatten ſie in ihren Schriften unangetaſtet gelaſſen. **Bayle** ſelbſt hatte — durch eine nöthige Vorſicht für ſeine Sicherheit — bey Aufſtellung von allerley Einwürfen, den Schein, bloß beweiſen zu wollen, daß die Offenbarung ſie allein auflöſen könne, und daß er ſich vorgeſetzt habe, durch die Erniedrigung der Vernunft den Glauben zu erheben. Bey

*) P. Adam war vorher zu Dijon geweſen. Voltaire ſtellte ihn oft den Fremden vor, indem er ſagte: Voilà le Père Adam; mais ce n'eſt pas le premier homme du monde. — Das hier iſt Vater Adam — aber es iſt nicht der erſte Menſch der Welt.

den Engländern hatten die Angriffe auf die Religion wenig Erfolg und Wirkung. Der mächtigſte Theil der Nation glaubte, daß es für ihn nützlich ſey, das Volk in der Finſterniß zu laſſen, wahrſcheinlich, damit die Gewohnheit, die Geheimniſſe der Bibel zu verehren, den Glauben deſſelben an die Geheimniſſe der Konſtitution beſtärkte. Die Aufgeklärten bezeigten, nach einer Art von nothwendigen geſellſchaftlichen Anſtändigkeit, ihre Verehrung gegen die eingeführte Religion. Uebrigens muß in einem Lande, wo das **Unterhaus** allein zu Würden führt, wo die Mitglieder deſſelben tumultuariſch vom Volk gewählt werden, die anſcheinende Hochachtung gegen die Meynungen deſſelben von allen Ehrgeizigen zur Tugend erhoben werden.

In Frankreich waren einige kühne Werke erſchienen; aber die Angriffe, die ſie enthielten, waren nur mittelbar. Selbſt das Buch über den Geiſt *(de l'Eſprit)* war gegen die Religionsſätze nur im allgemeinen gerichtet. Er griff alle Religionen bey ihrer Grundfeſte an, und überließ es den Leſern, Folgerungen und Anwendungen zu machen. Es erſchien der **Emil**. Das Glaubensbekenntniß des ſavoyiſchen Vikars enthielt nichts über den Nutzen des Glaubens an einen Gott für die Moral,

und über die Unnützlichkeit der Offenbahrung, die ſich nicht in dem Gedichte über das Naturgeſetz fand. Allein man benachrichtigte diejenigen, die man angriff, daß ſie es wären, von denen man redete. Man führte ſie unter ihrem, nicht unter dem Namen Indiſcher oder Thiletaniſcher Prieſter auf den Schauplatz. Dieſe Kühnheit verwunderte Voltaire, und erregte ſeine Nacheiferung. Der Beyfall des Emils ermunterte ihn und die Verfolgung ſchreckte ihn nicht ab. Rouſſeau war zu Paris allein gerichtlich vorgenommen worden, weil er dem Werke ſeinen Namen vorgeſetzt hatte; und zu Genf hatte man ihn verfolgt, weil er in dem Emil behauptet hatte, daß ein Volk ſein Recht nicht aufgeben könne, eine fehlerhafte Konſtitution zu verbeſſern. Dieſe Lehre bevollmächtigte die Bürger der Republik, die Ariſtokratie aufzuheben, die ihr Magiſtrat eingeführt hatte, und die eine erbliche Gewalt in den Händen einiger reichen Familien vereinigte.

Voltaire konnte ſich vor Verfolgungen ſicher halten, wenn er ſeinen Namen verhehlte, die Regierungen ſchonte, und — ſo ſeine Angriffe wider die Religion richten und ſelbſt die weltliche Macht bewegen, ihre Herrſchaft zu ſchwächen. Eine Menge von Schriften, in

welchen er abwechſelnd Beredſamkeit, Unterſuchungsgeiſt, und beſonders witzige Laune anwandte, verbreiteten ſich in Europa unter allen Geſtalten, die die Nothwendigkeit, die Wahrheit zu verſchleyern, oder ſie auffallend zu machen, hat erfinden können. Sein Eifer gegen eine Religion, die er als die Urſache des Fanatismus anſah, der ſeit ihrer Entſtehung Europa verheert, als die Urſache des Aberglaubens, der es verdummt hatte, und als die Quelle der Uebel, die die Feinde der Menſchheit noch fortfuhren anzurichten, ſchien ſeine Thätigkeit und ſeine Kräfte zu verdoppeln. „Ich bin es müde, ſagte er einſtmals, immer wiederholen zu hören, daß zwölf Juden hinreichend geweſen ſind, das Chriſtenthum einzuführen. Ich habe Luſt zu zeigen, daß nur ein einziger Menſch nöthig iſt, es über den Haufen zu werfen.“ *)

Die Kritik der Schriften, welche die Chriſten als eingegeben anſehen, die Geſchichte der Lehrſätze, die ſeit der Entſtehung der Religion allmählig eingeführt worden, die lächer-

*) Je ſuis las, diſait - il un jour, de leur entendre répéter, que douze hommes ont ſuffi pour établir le chriſtianisme, et j'ai envie de leur prouver, qu'il n'en faut qu'un pour le détruire. — Eine gottloſe Behauptung, deren Nichtigkeit man nicht zu widerlegen braucht.

lichen oder blutigen Streitigkeiten, die ſie erregt haben, die Wunder, die Prophezeihungen, die Mährchen, die in den Kirchenhiſtorikern und Legendenſchreibern verbreitet ſind, die Religionskriege, die Aufopferungen, die im Namen Gottes befohlen wurden, die Scheiterhauſen und Schaffots, die Europa auf Geheiß der Prieſter bedeckten, der Fanatismus, der Amerika entvölkerte, das Königsblut, das unter dem Schwerdte der Meuchelmörder floß — alle dieſe Gegenſtände erſchienen unter tauſend verſchiednen Geſtalten immer in ſeinen Werken wieder. Er erregte Unwillen, erweckte Thränen und verſchwendete das Lächerliche. Man ſchauderte über eine grauſame That; man lachte über eine Ungereimtheit. Er trug kein Bedenken, dieſelben Gemälde, dieſelben Raiſonnements öfter wieder unters Auge zu bringen. „**Man ſagt, daß ich mich wiederhohle,** ſchrieb er: Nun wohlan! **Ich werde mich ſo lange wiederhohlen, bis man ſich beſſert.**“

Uebrigens verbreiteten ſich dieſe Werke, die in **Frankreich**, in **Italien**, zu **Wien**, in **Portugall**, in **Spanien** aufs ſtrengſte verboten wurden, nur langſam. Alle konnten nicht zu allen Leſern gelangen; aber in den franzöſiſchen Provinzen war kein entlegener

Winkel, in fremden Ländern keine Nation, die das Joch der Intoleranz drückte, wohin nicht einige derſelben kamen.

Die Freydenker, die vorher nur in einigen Städten, wo man die Wiſſenſchaften kultivirte, und unter den Litteratoren, Gelehrten, Groſſen und Staatsperſonen waren, vermehrten ſich durch ſeine Stimme in allen Klaſſen der Geſellſchaft, wie in allen Ländern. Da ſie bald ihre Anzahl und Stärke kannten, wagten ſie es, ſich zu zeigen, und Europa erſtaunte, ſich ungläubig zu ſehen.

Inzwiſchen machte eben dieſer Eifer Voltairen alle diejenigen zu Feinden, die von dieſer Religion ihren Unterhalt oder ihr Glück erhalten hatten, oder erwarteten. Allein, dieſe Parthey hatte keinen Boßuet, d'Arnaud oder Nicole mehr an ihrer Spitze. Die, welche ſie durch ihre Kenntniß in der Philoſophie oder den Wiſſenſchaften erſetzten, waren zu der Gegenparthey übergegangen; und die Mitglieder der Geiſtlichkeit, die ihnen am wenigſten nachſtanden, gaben dem Intereſſe nach, nicht in der Meynung der aufgeklärten Männer zu verliehren, hielten ſich deshalb entfernt, oder ſchränkten ſich dahin ein, die Nützlichkeit eines Glaubens zu behaupten, den ſie mit dem Volke nicht theilen wollten, und ſetzten an die

Stelle des leichtgläubigen Aberglaubens ihrer Vorfahren eine Art von religiöſem **Machiavellismus.**

Es erſchien eine Menge von Schmähſchriften und Widerlegungen. Dadurch, daß Voltaire darauf antwortete, konnte allein der Name dieſer Broſchüren erhalten werden, die bloß von denen geleſen wurden, denen ſie unnütz waren, und die weder die Einwürfe noch Antworten verſtehen wollten oder konnten.

Dem Geſchrey der Fanatiker ſtellte Voltaire die Achtungsbezeugungen der Souverains entgegen. Die Kaiſerin von **Rußland**, der König von **Preußen**, die Könige von **Pohlen, Dännemark** und **Schweden** intereſſirten ſich für ſeine Arbeiten, laſen ſeine Werke, ſuchten ſeine Lobſprüche zu verdienen, und unterſtützten ihn bisweilen bey ſeiner Wohlthätigkeit. In allen Ländern bewarben ſich die Großen, die Miniſter, die nach Ruhm ſtrebten, die Europa mit ihrem Namen beſchäftigen wollten, um den Beyfall des Philoſophen zu Ferney, und vertrauten ihm ihre Hofnungen oder Beſorgniſſe wegen der Fortſchritte der Vernunft und ihre Entwürfe zur Beförderung der Einſichten und zur Zerſtöhrung des Fanatismus. Er hatte in ganz Europa ein Bündniß geſtiftet, deſſen Seele er war, und deſſen Vereinigungsparole

die Worte waren: **Vernunft und Toleranz!** Wurde bey einer Nation irgend eine große Ungerechtigkeit begangen, erfuhr man eine Handlung des Fanatismus, eine Schmach, die man der Menſchheit erwieſen — ſo verklagte eine Schrift von Voltaire die Schuldigen vor Europa. Und wer weiß, wie oft die Furcht vor dieſe ſichre und furchtbare Rache, den Arm der Unterdrücker mag zurück gehalten haben.

Beſonders übte er in Frankreich dieſen Dienſt der Vernunft aus. Seit der Trauergeſchichte des Kalas fanden alle die, die ungerechter Weiſe aufgeopfert, oder durch das Schwerdt der Geſetze verfolgt wurden, eine ſichre Stütze, oder einen Rächer an ihm.

Die Hinrichtung des Grafen von **Lally** erregte ſeinen Unwillen. Rechtsgelehrte, die über das Betragen eines Generals in Oſtindien urtheilten; — ein Todesurtheil, das man fällte, ohne daß es möglich war, ein einziges beſtimmtes Verbrechen anzuführen, und das zudem nur einen bloßen Verdacht über die ſchwerſte Beſchuldigung enthielt; — ein Urtheil, das man nach dem Zeugniſſe erklärter Feinde, nach den ſchriftlichen Ausſagen eines Jeſuiten abgefaßt hatte, der zwey widerſprechende Aufſätze einlieferte, ungewiß, ob er den General oder ſeine Feinde beſchuldigen ſollte, und der nicht wußte, wen

er am mehrſten haßte, wen es ihm am nütz‑lichſten ſeyn würde zu ſtürzen: — — ein ſol‑ches Dekret mußte den Unwillen eines jeden Freundes der Gerechtigkeit erregen, wenn auch ſelbſt die Schmähungen, womit man den unglücklichen General überhäufte, und die ſchreckliche Barbarey, daß man ihn mit einem Knebelholze zum Richtplatze führte, nicht bis zu den innerſten Fibern alle Herzen erſchüttert hätte, die die Gewohnheit, über das Leben ih‑rer Nebenmenſchen willkührlich zu gebieten, nicht verhärtet hatte.

Indeß redete Voltaire lange alleine. Die vielen Bedienten der oſtindiſchen Kompagnie, die ſich bemüheten, die unglücklichen Folgen ihres Verfahrens auf einen Mann zu ſchieben, der nicht mehr war; der mächtige Gerichtshof, der ihn verurtheilt hatte; — der ganze An‑hang von Menſchen, den dies Kollegium hatte, und deren Stimmen ihm verkauft waren; — die andern Korps, die mit demſelben durch gleiche Namen, gleiche Geſchäfte und Abſichten verei‑nigt, die Sache deſſelben wie die ihrige betrach‑tet, — endlich das Miniſterium, daß ſich ſchämte, die Schwachheit oder die grauſame Politik gehabt zu haben, den Grafen Lally der Hofnung aufzu‑opfern, in ſeinem Grabe die Fehler zu verbergen, die den Verluſt der oſtindiſchen Beſitzungen ver‑

anlaßt hatten; alles ſchien ſich einer zögernden Gerechtigkeit zu widerſetzen. Allein Voltaire triumphirte, indem er öfters auf den Gegenſtand zurückkam, triumphirte über das Vorurtheil, und über den Eigennutz, der ſich bemühete, daſſelbe auszubreiten und zu erhalten. Die rechtſchaffenen Männer hatten nur nöthig, unterrichtet zu werden; er riß die andern mit fort. Als daher der Sohn des Grafen **Lally** (**Tolendal**), der ſeitdem durch ſeine Beredſamkeit und Entſchloſſenheit ſo berühmt geworden iſt, das Alter erreicht hatte, in welchem er Gerechtigkeit fodern konnte, ſo waren die Gemüther vorbereitet, auf ſie zu dringen und ihm Beyfall zu geben. Voltaire war ſeinem Tode nahe, als nach **zwölf Jahren** dieſes ungerechte Urtheil kaſſirt wurde. Er erfuhr es, rafte ſeine Kräfte zuſammen, und ſchrieb: „**Ich ſterbe zufrieden; ich ſehe, daß der König die Gerechtigkeit liebt.**„ — Die letzten Worte, die jene Hand zeichnete, welche ſo lange die Sache der Menſchheit und Gerechtigkeit verfochten hatte.

In eben dem Jahre 1766 ſetzte ein andres Urtheil Europa in Verwunderung. Indem es die Werke unſrer Philoſophen las, glaubte es, daß ſich hellere Einſichten in Frankreich, wenigſtens in den Klaſſen der Geſellſchaft verbreitet hätten, in denen es nothwen-

dig iſt, beſſer unterrichtet zu ſeyn, und daß die Landesleute **Montesquieu's** nach mehr als vierzehn Jahren Zeit gehabt hätten, ſeine Grundſätze kennen zu lernen.

Ein hölzernes Crucifix, das auf der Brücke zu **Abbeville** ſtand, wurde des Nachts gemis- handelt. Die lächerliche Ceremonie einer Kir- chenbuße vermehrte und beſtärkte den ärger- lichen Unwillen des Volks. Der Biſchof von **Amiens**, der in ſeinem Alter von Fanatikern beherrſcht wurde, und nicht fähig war, die Folgen dieſer religiöſen Farce vorauszuſehen, gab derſelben durch ſeine Gegenwart ein bedeu- tendes Aufſehen. Indeß lenkte der Haß eines Bürgers zu Abbeville den Verdacht des Volks auf den Chevalier **la Barre**, einen jungen Officier aus einer patriciſchen, mit den ober- ſten Magiſtratsperſonen verwandten Familie, der ſich damals bey einer ſeiner Anverwand- tinnen, der Aebtiſſin von **Villancourt**, in der Nähe von Abbeville aufhielt. Man fing den Prozeß wider ihn an. Die Richter zu Abbe- ville verurtheilten den Chevalier la Barre, und ſeinen Freund von **Etallonde**, der glücklich entflohen war, zu Strafen, deren Schrecklich- keit ſelbſt die Einbildungskraft eines Kanniba- len erſchüttern würde. Der Chevalier la Barre hatte ſich vors Gericht geſtellt. Er hatte viel

zu verlieren, wenn er Frankreich verließ, und rechnete auf den Schutz ſeiner Anverwandten, die die erſten Stellen im Rathe und im Parlamente bekleideten. Seine Hofnung wurde getäuſcht. Anſtatt eine Stütze in der Meynung des Publikums zu ſuchen, beſorgte die Familie, die Aufmerkſamkeit auf den Prozeß deſſelben zu wenden. **La Barre** wurde, in einem Alter von ungefähr 17 Jahren, durch eine Mehrheit von **zwey** Stimmen verurtheilt, daß ihm der Kopf **geſpalten** werden ſollte, nachdem er vorher die Folter erlitten, und ihm die **Zunge abgeſchnitten** war.

Dieſes ſchreckliche Urtheil wurde vollzogen. So ſchrecklich die Strafe war, ſo lächerlich waren indeß die Beſchuldigungen. Man argwohnte bloß, daß er an der Mishandlung des Krucifix Theil genommen habe. Aber man erklärte ihn für überwieſen, daß er bey Luſtgelagen einige von jenen zum Theil ſchmutzigen, zum Theil religiöſen Liedern geſungen habe, die bey ihrem kraſſen Inhalte, in den erſten Jahren der Jugend die Einbildungskraft durch ihren Kontraſt mit der Hochachtung oder Gewiſſenhaftigkeit beluſtigen, die die Erziehung über eben dieſe Gegenſtände einflößt; — daß er eine Ode hergeſagt habe, deren öffentlich bekannter Verfaſſer eine Penſion aus der Schatoulle

des Königs genoß; daß er im Vorübergehen vor einigen von jenen ausgelaſſenen Schriften die Knie gebogen habe, die zu einer Zeit Mode waren, wo die Menſchen durch die Strenge der religiöſen Moral verleitet, die Wolluſt nicht von trunkner Luſtigkeit zu unterſcheiden wußten; und endlich beſchuldigte man ihn, daß er Reden gehalten habe, die jenen Liedern und Büchern angemeſſen waren.

Alle dieſe Beſchuldigungen beruhten] auf die Ausſagen von gemeinen Menſchen, die dieſe jungen Leute bey ihren luſtigen Geſellſchaften bedient hatten, und auf das Zeugniß von Kloſteraufwärterinnen, denen leicht Aergerniß zu geben war.

Jenes Urtheil empörte alle Gemüther. Kein Geſetz enthielt die Todesſtrafe weder auf Zerſtöhrung von heiligen Bildern, noch auf dergleichen religiöſe Läſterungen. Die Richter hatten alſo ſelbſt die Strafen überſchritten, die die Geſetze vorſchreiben, die alle aufgeklärte Menſchen nur mit Schauder unſern Criminalkodex noch entſtellen ſehen. Es war kein Vater einer Familie, der nicht zittern mußte, weil es wenige junge Leute giebt, denen nicht ähnliche unvorſichtige Aeußerungen entfahren; und die Richter verurtheilten einen Jüngling zu einem grauſamen Tode wegen Reden, die die

mehrſten unter ihnen ſich in ihrer Jugend ſelbſt erlaubt hatten, die ſie ſich vielleicht noch erlaubten, und deren ſich ihre Kinder eben ſo ſchuldig machten, als der, den ſie verurtheilten.

Voltaire wurde in Unwillen und zugleich in Schrecken verſetzt. Man hatte mit Fleiß das **philoſophiſche Dictionnaire** unter die Bücher gezählt, vor denen, wie man behauptete, der Chevalier **la Barre** niedergeknieet hatte. Man wollte zu verſtehen geben, daß das Leſen der Voltairſchen Werke die Urſache jener unbeſonnenen Kindereyen geweſen wäre, die man in Gottloſigkeiten verwandelte. Indeß hielt ihn die Gefahr nicht ab, die Vertheidigung jener unglücklichen Opfer des Fanatismus zu übernehmen. **Von Etallonde**, der ſich nach **Weſel** geflüchtet hatte, erhielt auf ſeine Empfehlung eine Stelle bey einem **preußiſchen** Regimente. Verſchiedne gedruckte Schriften belehrten Europa von den nähern Umſtänden des Vorgangs zu Abbeville; und die Richter waren auf ihrem Richtſtuhle über das fürchterliche Urtheil erſchrocken, das ſie aus ihrer Dunkelheit entriß, um ſie einer ſchändlichen Unſterblichkeit zu übergeben.

Der Angeber des Grafen von Lally, den man beſchuldigte, daß er zu der Hinrichtung des Chevalier la Barre beygetragen habe, und

der gezwungen war, jene, von Staatsſtellen unabhängige Macht zu erkennen, die die Natur zur Aufrichtung und Vertheidigung der Menſchheit dem Genie verliehen hat, ſchrieb einen Brief, in welchem er ſich, theils mit Beſchämung, theils mit Stolz entſchuldigte, und zugleich Drohungen äußerte. Voltaire antwortete ihm mit folgender Anekdote aus der chineſiſchen Geſchichte: „**Ich verbiete euch**, ſagte ein Kayſer zu dem Vorſteher des Reichshiſtorikerkollegiums, **weiter von mir zu reden.**“ Der Mandarin fieng an zu ſchreiben: „**Was macht ihr da?**“ fragte der Kayſer. „**Ich ſchreibe den Befehl auf**, war die Antwort, **den Ew. Majeſtät mir eben geben.**“

Während 12 Jahren, die Voltaire dieſe Ungerechtigkeit überlebte, verlor er die Hoffnung nicht aus den Augen, ihren gerichtlichen Widerruf zu erlangen. Allein er konnte nicht das Vergnügen haben, ihn zu bewirken. Die Beſorgniß, das Pariſer Parlement zu beleidigen, behielt immer das Uebergewicht über die Gerechtigkeitsliebe; oder, wenn die Vorſteher des Miniſteriums bisweilen ein entgegengeſetztes Intereſſe hatten, ſo hielt ſie die Beſorgniß ab, der Geiſtlichkeit zu mißfallen. Die Regierungen bedenken nicht, welches Anſehen ihnen ſowohl bey dem Volke, das ſie beherrſchen,

als bey auswärtigen Nationen jene auffallenden Handlungen einer nachdrücklichen Juſtiz gegen Privatperſonen verſchaffen, und wie ſehr die Stütze der guten Meynung ſichrer iſt, als die Schonung gegen Kollegien, die ſelten dankbar ſind, und bey denen es ſtaatskluger gehandelt ſeyn würde, ihnen durch ſolche große Beyſpiele einen Theil ihres Anſehens beym Volke zu rauben, als daſſelbe dadurch zu vermehren, daß man durch eben dieſe Schonungen beweiſt, wie viele Furcht ſie einzuflößen gewußt haben.

Indeß war **Voltaire** bedacht, dem Ungewitter zuvorzukommen, und die Mittel bereit zu halten, ſich ihm zu entziehen. Er ſchränkte ſein Haus ein und ſicherte ſich zahlbare Kapitalien, mit denen er ſich anderswo niederlaſſen könnte. Dieß war immer ſein geheimer Entwurf bey ſeinen Vermögenseinrichtungen geweſen. Um ihn Mangel erfahren zu laſſen und ihm ſeine Unabhängigkeit zu rauben, wäre eine Verſchwörung unter den Mächten von Europa nöthig geweſen. Er hatte unter ſeinen Gläubigern Fürſten und Große, die nicht pünktlich bezahlten. Aber er hatte die Grade des menſchlichen Verderbens berechnet. Er wußte, daß eben dieſe, ſonſt wenig gewiſſenhafte Perſonen, Mittel zu finden wiſſen würden, ihm

in dem Augenblicke einer Verfolgung zu bezahlen, wo ihre Nachläßigkeit ſie zum Gegenſtande des Spottes und der Verachtung des unwilligen Europa machte.

Dieſe Verfolgung ſchien einen Augenblick ihrem Ausbruche nahe. **Ferney** liegt in der Diöceſe von Genf, deſſen Titularbiſchof in dem Städtgen **Annecy** reſidirt. Da **Franz de Salles**, der unter die Heiligen verſetzt worden, dieß Bißthum beſeſſen hatte, ſo hatte man, um die Ketzer nicht in ihrer eignen Hauptſtadt zu ärgern, beſchloſſen, dieſe Stelle nur einem Manne zu geben, dem man keinen Stolz, Luxus und Weichlichkeit — Eigenſchaften, deren die Proteſtanten die katholiſchen Prälaten beſchuldigen — vorwerfen könnte. Allein ſeit längrer Zeit hielt es ſchwer, Heilige zu finden, die durch Verſtand und Geburt ausgezeichnet, mit einem ſo kleinen Bisthume vorlieb nahmen. Der Prälat, der im Jahre 1767 den Stuhl zu Annecy beſaß, war ein Mann fürs Volk, in einem Seminar zu Paris erzogen, in welchem er ſich allein durch ſtrenge Sitten, durch eine kleinliche Andacht und einen ohnmächtigen Fanatismus ausgezeichnet hatte. Er ſchrieb an den Grafen von **St. Florentin**, und erſuchte ihn, aus ſeiner Diöceſe, folglich aus dem Königreiche, Voltaire zu entfernen,

der damals auf eigne Koſten eine Kirche erbauen ließ, und Wohlſtand in einer Gegend verbreitete, die die Proteſtantenverfolgung entvölkert hatte. Der Biſchoff gab vor, daß der Gutsherr von Ferney nach der Meſſe eine moraliſche Ermahnung in der Kirche wider den Diebſtahl gehalten habe, und daß die Handwerker, die er zur Erbauung dieſer Kirche brauchte, ein altes Kreuz nicht mit gebührender Hochachtung an eine andre Stelle geſetzt hätten; *) — wichtige Beweggründe, einen Greis aus ſeinem Vaterlande zu verjagen, der

*) Die erſte Verſchönerung, die Voltaire zu Ferney machte, war die Erbauung einer neuen Kirche, an die Stelle der alten verfallnen. Sie erhielt die ſimple Aufſchrift: Deo erexit Voltaire. Voltaire hatte den Bau eigenmächtig unternehmen laſſen. Als ſich der Biſchof von Annecy darüber beſchwerte, antwortete er: Aus welchem Grunde beſchweren Sie ſich darüber: „Ich und mein Gott hatten eine Scheuer zur Wohnung; ich habe ihm einen anſtändigen Tempel erbaut. Das Chriſtusbild war von wurmſtichigem Holze, und ich habe eines, wie ein Kayſerbild vergolden laſſen.“

Uebrigens hatte Voltaire nie in der Kirche von der Kanzel gepredigt. Allein er hatte den Leuten, wie ſie aus der Kirche gehen wollten, eine Anrede über den Diebſtahl gehalten, weil ſie ihm ſo viel aus ſeiner ſchönen Holzung geſtohlen hatten. Er ſtellte ſich auf die Thürſchwelle und

die Ehre deſſelben war, und ihn aus einer Freyſtatt zu vertreiben, nach welcher ſich Europa beeiferte, ihm den Tribut ſeiner Verehrung zu ſchicken. Hätte der Miniſter auch nur die Namen und die politiſche Exiſtenz der beyden Männer erwogen, ſo konnte er nicht in die Verſuchung gerathen, dem Biſchofe gefällig zu werden. Indeß benachrichtete er Voltaire, ſich gegen dergleichen Angebungen in Sicherheit zu ſetzen, die die Vereinigung des Biſchofs von Annecy mit franzöſiſchen Prälaten von mehrerm Einfluſſe gefährlich machen könnten.

Damals faßte er darauf den Entſchluß, eine feyerliche **Kommunion** vorzunehmen. Eine öffentliche Bezeugung ſeiner Hochachtung gegen die Kirche und ſeiner Verachtung gegen die Verleumder folgte auf dieſelbe; — ein unnützer Schritt, der mehr Schwachheit als Klugheit zu erkennen gab, und den das Vergnügen, ſeinen Pfarrer zu zwingen, ihn aus Furcht vor den weltlichen Richtern kommuniciren zu laſſen, und dem Biſchof von Annecy von Rechtswegen Beleidigungen zu ſagen, in den Augen des freyen und ſtandhaften Men-

ſagte: „Ihr habt jetzt eine ſchöne Predigt gehört, habt euren Gottesdienſt gehalten; aber wißt ihr auch, daß eben der Gott euch geſagt hat: Du ſollſt nicht ſtehlen ꝛc.

ſchen nicht entſchuldigen kann, der mit kaltem Blute die Rechte der Wahrheit und die Pflichten abwägt, die die Klugheit erfodert, wenn Geſetze, die der natürlichen Gerechtigkeit entgegenſtehen, die Wahrheit gefährlich und die Klugheit nothwendig machen.

Die Prieſter benutzten den kleinen Vortheil nicht, den ſie von dieſem ſonderbaren Auftritte hätten ziehen können, indem ſie die Erklärung für falſch angaben, die Voltaire bekannt gemacht hatte.

Er hielt ſich damals nicht mehr in der Nähe von Genf auf. Bey ſeiner erſten Ankunft daſelbſt hatte er ſich mit den Familien verbunden, die durch ihre Erziehung, ihre Meynungen, ihren Geſchmack und Vermögen ihm am mehrſten ähnlich waren; und dieſe Familien hatten damals den Entwurf gemacht, eine Art von Ariſtokratie einzuführen. In einer Stadt ohne Gebiet, in welcher ſich die Macht der Bürger eben ſo leicht und ſchnell vereinigen kann, als die der Regierung, würde ein ſolches Projekt ungereimt geweſen ſeyn, wenn die reichen Bürger nicht die Hoffnung gehabt hätten, fremde Unterſtützung zu ihrem Beſten zu bekommen.

Die Kabinette zu Verſailles und zu Turin waren leicht gewonnen. Der Senat zu Bern, dem daran gelegen iſt, den Augen ſeiner Unter-

thanen das Schauſpiel der republikaniſchen Gleichheit zu entziehen, macht es zu ſeiner beſtändigen Politik, alle ariſtokratiſche Unternehmungen um ſich herum zu begünſtigen. Allenthalben in der Schweiz ſind die Magiſträte, die Unterdrückungen unternehmen, ſicher, einen eifrigen und getreuen Beſchützer an demſelben zu finden. So beraubte denn der elende Stolz, in einer kleinen Stadt eine verächtliche Herrſchaft zu erlangen, und gehaßt, ohne angeſehen zu werden, die Einwohner von Genf ihrer Freyheit und die Republik ihrer Unabhängigkeit. Die Anführer der Volksparthey wandten die Waffen des Fanatismus an. Sie wußten, welchen Einfluß die Religion ehemals in die politiſchen Fehden gehabt hatte; allein ſie kannten ihr Jahrhundert nicht genug, um einzuſehen, bis zu welchem Grade die Vernunft, vom Lächerlichen unterſtützt, dieſe, ehemals ſo fürchterlichen Waffen ſtumpf gemacht hatte.

Man wollte daher die Geſetze wieder in Kraft ſetzen, die den Katholiken verboten, Güter im Genfer Gebiete zu beſitzen. Man warf den Magiſtratsperſonen ihre Verbindungen mit Voltaire vor, der ſich unterſtanden hatte, ſeine Stimme gegen die grauſame Hinrichtung des Servet zu erheben, die Kalvin den feigen und abergläubiſchen Senatoren zu Genf im Namen

Gottes befohlen hatte. Voltaire wurde genöthigt, ſeine Wohnung zu Delices aufzugeben.

Bald darauf ſtellte Rouſſeau in ſeinem Emil Grundſätze auf, die den Einwohnern zu Genf den ganzen Umfang ihrer Rechte aufdeckten, und ſie auf einfache Wahrheiten gründeten, die jeder einſehen konnte, jeder annehmen mußte. Die Ariſtokraten wollten ihn dafür züchtigen. Allein ſie hatten dazu einen Vorwand nöthig. Sie nahmen den der Religion, und verbanden ſich mit den Prieſtern, die, in allen Ländern gegen die Form der Konſtitution und gegen die Freyheit der Menſchen gleichgültig, den Beyſtand des Himmels der Parthey verſprechen, die am mehrſten ihre Tyranney begünſtigt, und — wie es ihr Eigennutz räth — bald die Stützen der Tyranney eines verfolgenden Fürſten, oder eines abergläubiſchen Senats, und bald die Vertheidiger der Freyheit eines fanatiſchen Volks werden.

Abwechſelnd den Angriffen der beyden Partheyen ausgeſetzt, blieb Voltaire neutral — aber zugleich ſeinem Haſſe gegen die Unterdrücker treu. Er begünſtigte die Sache des Volks gegen den Magiſtrat und die der Natifs gegen die Citoyens. Denn die Natifs, denen

denen auf immer das Bürgerrecht abgeſpro= chen war, ſahen ſich unglücklicher, ſeitdem die Citoyens, mehr über die Grundſätze des Staats= rechts belehrt, aber weniger über das Natur= recht aufgeklärt, ſich als Souverains und die Natifs als ihre Unterthanen betrachteten, die ſie ſich für berechtigt hielten, eben der willkühr= chen Gewalt zu unterwerfen, deren Anmaßung ſie bey den Magiſtratsperſonen ſo ſtrafbar fanden.

Voltaire machte ein Gedicht, worinn er über alle Partheyen Lächerlichkeiten anbrachte, und dem man nur allein die Verſe gegen Rouſ= ſeau vorwerfen kann, die ein Zorn eingab, deſſen gerechte Veranlaſſungsgründe weder die Heftigkeit, noch die Ausdrücke entſchuldigen können. Als aber die Bürger in einem Tu= multe einige Natifs getödtet hatten, so beei= ferte er ſich, die Familien zu Ferney aufzu= nehmen, *) die die Unruhen nöthigten, Genf

*) Durch dieſe Anſiedlungen wurde das kleine Fer= ney, das vorher ein elendes Dorf von ungefähr 40 armen und gedrückten Bauern war, der zahl= reiche Wohnſitz von wohlhabenden Künſtlern. Hätte Voltaire noch einige Zeit länger gelebt, ſo würde ſich Ferney ſelbſt zu einer blühenden Stadt erhoben haben. Der Abt **Belloney** hatte ſchon folgende ausgezeichnete Inſchrift für das Thor der künftigen Stadt entworfen:

zu verlaſſen; und zu einer Zeit, wo der Bankerott des Abts Terrai, der nicht einmal durch die Nothwendigkeit entſchuldigt wurde und bloß zur Erleichterung einer ſchändlichen Verſchwendung diente, ihm einen Theil ſeines Vermögens raubte, ſah man ihn die unterſtützen, die kein Vermögen hatten, Häuſer für andre bauen, die er ihnen zu einem niedrigen Preiſe und auf Leibrenten verkaufte, indeß er zugleich die Milde der Regierung für ſie erſuchte, und ſeinen Einfluß bey Souverains, bey Miniſtern, bey den Großen aller Nationen anwandte, um jenen entſtehenden Uhrmachermanufakturen Abſatz zu verſchaffen, die bald in ganz Europa bekannt wurden.

Indeß beſchäftigte ſich die franzöſiſche Regierung damit, den Genfern eine Freyſtatt zu **Verſoy**, an den Ufern des Genfer-See's, zu

In Voltairiopolim.

Sumptibus has propriis ſtruxit Voltairius aedes.
Hic effudit opes, dum ſcriptis edocet orbem.
Moenia ſi ſtarent, vatis dum ſcripta manebunt,
Urbs aeterna fores! aeternum nomen haberes!

Auf Voltairs Stadt.

Dieſe Gbäude hat Voltaire auf eigne Koſten erbaut. Während er die Welt durch Schriften belehrte, verwandte er hier ſein Vermögen. Stündet ihr Mauern ſo lange die Schriften des Sängers dauern; dann wärſt du ewig, o Stadt! hätteſt einen unſterblichen Namen!

eröfnen. Es ſollte daſelbſt eine Stadt ange-
legt werden, wo Kunſtfleiß und Handlung
frey ſeyn, und neben der proteſtantiſchen Kir-
che ein katholiſcher Tempel errichtet werden
ſollte. Voltaire hatte dieſen Plan annehmlich
gemacht, allein der Miniſter beſaß nicht die
Macht, ein Geſetz von Religionsfreyheit zu er-
halten. Eine heimliche Toleranz, die ſich bis
auf die Zeit ſeines Miniſteriums erſtreckte, war
alles, was ihm anzubieten möglich war, und
Verſoy konnte demnach nicht entſtehen.

Das Jahr 1771 war eine der unangenehm-
ſten Epochen im Leben Voltairs. Der Kanzler
Meaupou und der Herzog von **Aiguillon**, die
beyde von den Parlementern gehaßt waren, ſa-
hen ſich genöthigt, ſie anzugreifen, um nicht
ihre Opfer zu werden. Der eine konnte nicht
ins Miniſterium kommen, der andre ſich nicht
darinn erhalten, wenn nicht der Herzog von
Choiſeul geſtürzt wurde. In Verbindung mit
der Frau von Berry, die dieſer Miniſter die
Unvorſichtigkeit gehabt hatte, ſich auf immer
zur Feindin zu machen, überredeten ſie den
König, daß ſein verkanntes Anſehen ſich nicht
wieder erheben; daß der Staat, der ſeit dem
Frieden durch die Parlementsſtreitigkeiten
unaufhörlich beunruhigt worden war, den in-
nern Frieden nicht wiedererhalten könne, wenn

man nicht durch eine nachdrückliche Verfügung den Anmaßungen jener oberſten Gerichtskollegien eine Gränze ſetze, die ſie nicht überſchreiten dürften; wenn man ihnen nicht ein Ziel beſtimme, über welches ſie ſich nicht weiter erkühnten, ſich dem königlichen Willen zu widerſetzen.

Der Herzog von Choiſeul konnte nicht Theil an dieſem Entwurfe nehmen, ohne die Zuneigung des Volks zu verliehren, die er ſchon lange beſeßen hatte und die noch ſeine einzige Stütze war. Jene erzwungene Erniedrigung hätte ihm auch das Zutrauen des Monarchen, der ihm ſchon abgeneigt war, nicht wiederverſchaft. Es war daher wahrſcheinlich, daß ſeine Verbindung mit den Parlementern ihm daſſelbe vollends rauben, und daß es leicht ſeyn würde, den König zu überreden, entweder, daß ſeine Stimme im Miniſterium das gröſte Hinderniß des glücklichen Fortgangs der neuen Maasregeln der Regierung ſey, oder daß er einen Krieg anzuſpinnen ſuche, um ſich wider Willen des Königs in ſeinem Poſten zu erhalten.

Der Angriff gegen die Parlementer wurde geſchickt unternommen. Man entfernte alles, was die Nation intereſſiren konnte. Der König ſchien bloß die völlige geſetzgebende Macht wieder an ſich ziehen zu wollen; eine Macht, die die Lehre von der Nothwendigkeit einer

freyen Geſetzregiſtrirung, nicht der Nation, ſondern den Parlementern in die Hände gegeben hatte. Man ſah leicht, daß dieſe Macht, mit der ausgebreitetſten gerichtlichen, unter zwölf beſtändigen Tribunälen vertheilten Gewalt, auf die Einführung einer tyranniſchen Ariſtokratie in Frankreich abziele, die für die Freyheit, Sicherheit und das Eigenthum der Bürger weit gefährlicher als die Monarchie war. Man konnte daher auf den Beyfall der aufgeklärten Männer und der Gelehrten rechnen, die das Parlement zu Paris durch Verfolgung und Verachtung, durch ſeine Ergebenheit gegen Vorurtheile und durch ſeine hartnäckige Verwerfung aller Aufklärung ſich zu Feinden gemacht hatte.

Allein, es iſt weit leichter, eine politiſche Intrigue zu entwerfen, als einen Reformeplan mit Weisheit auszuführen. Je mehr die Grundſätze, die die Regierung einführen wollte, die Freyheit bedrohten, deſto mehrere Nachſicht und Güte mußte ſie im Einzeln zeigen. Die Strenge im Kleinen gieng bis zu einem kindiſchen Raffinement. Ein Monarch ſcheint hart zu ſeyn, wenn er nicht bey den Strafen, die er auflegt, aufs gewiſſenhafteſte alles das ungehindert läßt, was die Geſundheit, Gemächlichkeit, und ſelbſt das natürliche Gefühl derer

betrift, die er ſtraft. Allein in dieſer Hinſicht war bey dieſen Verordnungen alles außer Acht gelaſſen worden. Einem Sohne war es verboten, ſeinen ſterbenden Vater zu umarmen; man hielt einen Menſchen an einem ungeſunden Orte feſt, wo ihn ſeine Anverwandten nicht ohne Gefahr beſuchen konnten. Ein Kranker erhielt kaum die Freyheit, in der Hauptſtadt die Unterſtützung zu ſuchen, die ſie allein geben kann. Giebt eine uneingeſchränkte Regierung Furcht zu erkennen, ſo bezeugt ſie eben dadurch Mistrauen auf ihre Stärke, oder Unſchlüſſigkeit des Regenten, oder Unbeſtändigkeit der Miniſter, und ermuntert dadurch zum Widerſtande. Und man zeigte jene Furcht, indem man die Rückkehr der Exilirten von einer unnützen Meynungen-Uebereinſtimmung derer abhängig machte, die ſie eben verlangten.

Eine heilſame Verfügung bleibt an und für ſich dieſelbe, wenn ſie mit Härte ausgeführt wird. Aber der brave und aufgeklärte Menſch, der ſie billigt, vertheidigt ſie dann nur ungern, wenn er glaubt ſie vertheidigen zu müſſen. Sein empörter Geiſt hat weder Eifer noch Wärme mehr für eine Parthey die ihre Vorſteher gehäſſig machen. Die, die keine Einſichten haben, vertauſchen ihren Haß gegen den Miniſter, mit Abſcheu gegen die Maaßre-

geln, die er mit Unterdrückung ausführt, und die Stimme des Publikums verdammt das, was ſie ſonſt vielleicht gelobt hätte.

Die vielen Magiſtratsperſonen, denen dieſe Revolution ihre Stellen raubte, das Verdienſt und die rühmlichen Eigenſchaften verſchiedner derſelben, die Menge von Unter⸗Juſtizbedienten, die durch Ehre und Eigennutz an ihren Stand gebunden waren, jene natürliche Neigung der Menſchen, es mit den Verfolgten zu halten und der eben ſo natürliche Haß gegen die Gewalt; — alles mußte zugleich die Operationen des Miniſteriums verhaßt machen, und demſelben Schwierigkeiten erregen, als es genöthigt war, die Tribunäle wieder zu erſetzen, die es zerſtöhren wollte, und die Macht unnütz und das Zutrauen nothwendig wurde.

Indeß boten die Barbarey der Kriminal- und die empörenden Mängel der Civilgeſetze den Urhebern der Revolution ein ſichres Mittel dar, die gute Meynung des Publikums wieder zu gewinnen, und denen, welche die Funktionen der Parlemente wieder übernehmen wollten, eine Entſchuldigung an die Hand zu geben, die die Ehre und der Patriotismus laut hätten billigen können. Das Parlement hatte ſich allen aufgeklärten Menſchen durch die Hinderniſſe verhaßt gemacht, die es der Schreibfrey⸗

heit entgegenſtellte, und durch ſeinen Fanatismus, von dem die Hinrichtung des Chevalier la Barre noch ein neues Beyſpiel in den Augen von ganz Europa war. Allein, über die Schmähſchriften aufgebracht, die wider ihn erſchienen, in Beſorgniß durch die Werke verſetzt, in welchen man ſeine Grundſätze angriff, und endlich befliſſen, die Geiſtlichkeit auf ſeine Seite zu bringen, beſchloß der Kanzler Meaupou, der Preßfreyheit neue Feſſeln anzulegen. Der ehrliche Name des la Barre wurde nicht wiederhergeſtellt. Sein Freund konnte eine Reviſion ſeines Prozeſſes nicht erhalten, die diejenigen mit Schande überhäuft hätte, denen die öffentliche Zuneigung zu entziehen ſich der Chef der Juſtiz doch ſo ſehr angelegen ſeyn ließ. Die Kriminalprocedur behielt ihre ganze Schrecklichkeit. Acht Tage würden indeß hinreichend geweſen ſeyn, ein Geſetz zu verfertigen, das die ſo grauſam verſchwendete Todesſtrafe unterdrückt, die Folter abgeſchaft, und die Marterſtrafen aufgehoben; das eine große Stimmenmehrheit nothwendig gemacht hätte, um jemanden zum Tode verurtheilen zu können, das gewiſſe Entſchuldigungen zugelaſſen, den Beklagten den Beyſtand eines Raths erlaubt; das ihnen endlich die Erlaubniß gegeben hätte, alle Akten des Prozeſ-

ſes nachzuſehen und zu unterſuchen; das Recht ferner, Zeugen zu ſtellen, und Rechtfertigungen vorzubringen. Die Nation und ganz Europa würden ſolches laut gelobt haben. Die abgeſetzten Magiſtratsperſonen wären dann bloß als Feinde jener heilſamen Neuerungen, und ihr Sturz als der Zeitpunkt angeſehen worden, in welchem der Monarch die Freyheit wiedererlangt hätte, ſeine gerechten und menſchenfreundlichen Abſichten ins Werk ſetzen zu können.

Die **Käuflichkeit** der Stellen wurde freylich abgeſchaft. Allein da die Richter allein vom Hofe ernannt wurden, ſo ſah man in dieſer Veränderung nur die leichte Möglichkeit, bey den Gerichtshöfen Männer ohne Vermögen anzuſetzen, die deſto leichter zu beſtechen waren.

Man ſchränkte die ausgebreitetſten Jurisdiktionen ein, erhob aber die neuen Gerichtshöfe nicht zu Parlamentern. Man verſtattete ihnen nicht die Einregiſtrirung der Edikte, und führte dadurch zwiſchen ihnen und den vorigen Tribunälen einen Unterſchied ein, der ihren baldigen Verfall prophezeihte. Endlich hob man die Sportel der Richter auf, und erſetzte ſie durch eine beſtimmte Gehaltsvermehrung; — die einzige Verfügung, die die Vernunft ganz billigen konnte.

Ohnerachtet einer allgemeinen Gegenſtimmung brachten es indeß die Urheber dieſer Revolution dahin, daß ſie völlig zu Stande kam. Der Herzog von **Choiſeul**, den man beſchuldigte, daß er den etwas wankelmüthigen Widerſtand des Pariſer Parlaments heimlich anfache, und die Abſchließung einer Friedensherſtellung zwiſchen England und Spanien verzögert habe, wurde auf ſeine Güter **exilirt**, und das Parlament, das aus Dankbarkeit die Parthey der Entſchloſſenheit gewählt hatte, bald aufgehoben. Der Herzog von **Aiguillon** wurde nunmehr Miniſter. An die Stelle des Parlaments kam ein neues Tribunal. Einige Parlamenter in den Provinzen hatten ein gleiches Schickſal wie das zu Paris; andre entſchloſſen ſich, fortzudauern, und opferten einen Theil ihrer Mitglieder auf. Alles ſchwieg vor der Macht. Zum glücklichen Erfolge der Miniſter fehlte nichts als der Beyfall des Publikums, dem ſie Trotz boten, und deſſen Widerwille nach einigen Jahren ihren Sturz bewirkte.

Voltaire haßte das Parlament zu Paris, und liebte den Herzog von **Choiſeul**. Jenes ſah er als einen alten Verfolger, den ſein Ruhm erbittert hatte; dieſen als ſeinen Wohlthäter und ſeine Stütze an. Er blieb dankbar und

ſtandhaft in ſeinen Meynungen. In allen ſeinen Briefen zeigt er freymüthig und ſtark ſeine Geſinnungen für den Herzog von Choiſeul; und es war ihm nicht unbekannt, daß ſeine Briefe — Schande, daß man ſo die öffentliche Treue verletzt — von den Feinden des exilirten Miniſters geleſen wurden. Eine niedliche Erzählung, die den Titel **Barmecide** führt, iſt ein dauerhaftes Denkmahl von der Theilnahme, die die Ungnade des Miniſters bey ihm erregte. Die Ungerechtigkeit, womit die Freunde oder Anhänger des Miniſters ihn der Undankbarkeit beſchuldigten, war der unangenehmſte Kummer, den Voltaire empfand. Er war es um ſo mehr, da der Miniſter eben ſo ungerecht zu denken verleitet war. Vergebens verſuchte Voltaire ihm ſeinen Irrthum zu benehmen. Vergebens berief er ſich auf die Beweiſe, die er von ſeiner Anhängigkeit und ſeinem Bedauern gegeben hatte.

Je l'ai dit à la terre, au ciel, à Gusman même.

Ich hab's dem Himmel und der Erde und ſelbſt
Gusman bezeigt.

ſchrieb er in ſeiner Betrübniß; allein er wurde nicht gehört.

Die Großen, die Staatsperſonen haben intereſſirte Abſichten, und ſelten feſte Meynun-

gen. Beſtreitet man diejenige, die ihren dermaligen Entwürfen angemeſſen iſt, ſo heißt das in ihren Augen ſo viel, als man erklärt ſich gegen ſie. Jene Ergebenheit gegen die Wahrheit — eine der ſtärkſten Leidenſchaften erhabner, freyer Geiſter — iſt für ſie nur ein ſchimäriſcher Gedanke. Sie glauben, daß ein Raiſonneur, ein Philoſoph, nur, wie ſie, Meynungen des Augenblicks hat, das erklärt, was er will, weil er auf nichts feſt hält, und folglich ſeine Grundſätze nach dem abwechſelnden Intereſſe ſeiner Freunde oder ſeiner Wohlthäter verändern muß. Sie ſehen ihn als einen Menſchen an, der dazu da iſt, die Sache zu vertheidigen, die ſie unternommen haben, und nicht ſeine eignen Grundſätze zu behaupten; der da iſt, unter ihnen zu dienen, und nicht die Rechtmäßigkeit des Kriegs zu beurtheilen. Der Herzog von Choiſeul und ſeine Freunde ſchienen ebenfalls auch zu glauben, daß Voltaire aus Hochachtung für ihn verbunden ſey, entweder ſeine Meynungen über ſtaatsrechtliche Gegenſtände zu verleugnen, oder zu verhelen. Ein eignes Beyſpiel, das beweiſt, bis zu welchem Grade der Stolz der Größe, oder der Geburt die natürliche Unabhängigkeit des menſchlichen Geiſtes und die Ungleichheit der Denkungsart und Talente vergeſſen machen

können; eine Ungleichheit, die noch größer und weſentlicher als die Ungleichheit an Rang und Würden iſt.

Voltaire ſah mit Vergnügen die Abſchaffung der Käuflichkeit der Stellen, der Sporteln, und die Einſchränkung der zu großen Jurisdiktion des Pariſer Parlaments; — Misbräuche, die er ſeit mehr als 40 Jahren mit Raiſonnement und Spott beſtritt. Er zog einen Herrn mehrern, einen Souverain, deſſen Vorurtheile man allein zu fürchten hat, einem Haufen von Deſpoten vor, deren Vorurtheile noch gefährlicher ſind, deren eigennützige Abſichten und kleine Leidenſchaften man noch mehr zu fürchten hat, und die, furchtbar für gewöhnliche Menſchen, es beſonders für die ſind, deren Einſichten ſie beſorgt, deren Ruhm ſie hämiſch aufgebracht macht. „Ich habe nicht ſehr biegſame Gelenke, ſagte Voltaire; ich mache wohl eine Verbeugung; aber hundert nach einander fallen mir beſchwerlich.„

Er gab demnach jenen Veränderungen ſeinen Beyfall, und war unter den aufgeklärtern Männern, die einerley Meynung mit ihm waren, der einzige, der ſie öffentlich zu äußern wagte. Ohne Zweifel ſah er ein, mit welcher Kleinheit der Mittel und der Einſichten man jene ſo günſtige Gelegenheit hatte vorübergehen

laſſen, die franzöſiſche Geſetzverfaſſung zu verbeſſern, den Köpfen Freyheit, dem Menſchen ihre Rechte wieder zu geben, die Intoleranz und Barbarey zu verbannen, und endlich dieſen Augenblick zu einer Epoche einer für die Nation wohlthätigen, und für den Fürſten und ſeine Miniſter glorreichen Revolution zu machen. Allein Voltaire war auch zu ſcharfſichtig, um nicht einzuſehen, daß, wenn die Geſetze dieſelben geblieben, die Gerichtshöfe verändert wären, wenn ſie ſelbſt den Geiſt ihrer Vorgänger geerbt hätten, ſie nicht zugleich ihr Anſehen und ihre Kühnheit beſäßen; daß die Neuheit, die ihnen jene Achtung des Volks für alles, was den Roſt des Alterthums beſitzt, raubte, ihnen auch zugleich einen großen Theil ihrer Macht entzog; daß die öffentliche Zuneigung ihnen dieſe allein wiederverſchaffen könne, und daß ſie, um ſich dieſe eigen zu machen, kein andres Mittel weiter beſäßen, als der Vernunft Gehör zu geben, und ſich mit den Feinden der Vorurtheile und mit den Freunden der Menſchheit zu vereinigen.

Der Beyfall, den Voltaire den Staatseinrichtungen des Kanzlers **Meaupou** ertheilte, war wenigſtens für Unglückliche vortheilhaft. Wenn er keine Gerechtigkeit für den hingerichteten **la Barre** erhalten, wenn er dem jungen

d'**Etallonde** keinen freyen Eintritt in ſein Vaterland verſchaffen konnte, ſo hatte Voltaire wenigſtens das Glück, die Frau des **Montbailli** zu retten. Dieſer Unglückliche war fälſchlich eines Vatermordes beſchuldigt und gerädert worden. Seine Frau war auch zum Tode verurtheilt. Sie gab vor, daß ſie ſchwanger gehe, und hatte das Glück, einige Hinrichtungsfriſt zu erlangen.

Unſre Gerichtshöfe haben vor einiger Zeit das weiſe Geſetz verworfen, welches zwiſchen dem gefällten Urtheile und der Ausführung deſſelben einige Zwiſchenzeit verſtattet, die die Unſchuld ſich zu Nutze machen und das dadurch allen Ungerechtigkeiten vorbeugen kann. Sie haben dies Geſetz in einem Tone verworfen, der hinreichend iſt, die Nothwendigkeit deſſelben zu beweiſen. *) Frauenzimmer, die ſich für ſchwanger ausgeben, entgehen allein den Gefahren dieſer übereilten Hinrichtungen. In weniger als 20 Jahren hat dieſes Vorgeben drey unſchuldigen Perſonen, deren beſondre

*) Es iſt billig, zu bemerken, daß nicht alle Magiſtratsperſonen dieſe hohe Idee von ihren Rechten, dieſe Gewaltſucht beſitzen. Ein Mitglied des Pariſer Parlaments ſagte vor einiger Zeit in einer Sitzung deſſelben die rühmlichen Worte: „**Die Bürger allein haben Rechte; die Obrigkeiten als Obrigkeiten allein Pflichten.**"

Umſtände die öffentliche Neugier erregt haben, das Leben gerettet; — ein neuer Beweis von der Nützlichkeit jenes Geſetzes, dem ſich allein ein barbariſcher Stolz widerſetzen kann, und das ſo lange fortdauern muß, bis die Erfahrung wird erwieſen haben, daß die neue franzöſiſche Geſetzgebung (die ohne Zweifel bald an die Stelle der alten treten wird) die Unſchuld keiner Gefahr ausſetze.

Man revidirte den Prozeß der Frau des Montbailli. Der Rath zu Artois, der ſie verurtheilt hatte, erklärte ſie für unſchuldig. Mit mehrerm Edelmuthe oder wenigerm Stolze als das Parlement zu Toulouſe begabt, beweinte er das unerſetzliche Unglück, einen Unſchuldigen verurtheilt zu haben. Er machte es ſich ſelbſt zur Pflicht, ruhige Tage der Unglücklichen zu verſchaffen, deren Glück von ihm zerſtört war.

Hätte Voltaire nur ſeinen Eifer gegen Ungerechtigkeiten gezeigt, die mit öffentlichen Ereigniſſen, oder mit der Sache der Toleranz in Verbindung ſtanden, ſo hätte man ihn der Eitelkeit beſchuldigen können. Allein ſein Eifer war ebenderſelbe in dieſer unbekannten Sache, die allein durch ſeinen Namen Aufſehen gemacht hat.

So hat man nachdem einen Mann, der zu

früh ſeinen Freunden und den Unglücklichen entriſſen iſt — den Hrn. **Dupati** — Europa bewegen ſehen, an der Sache dreyer Bauern aus Champagne Antheil zu nehmen, und ſich durch ſeine Beredſamkeit und gerichtliche Verfolgung einen glänzenden und dauerhaften Ruhm zum Preiſe eines Eifers erworben, den die Empfindung der Menſchenliebe und der Gerechtigkeit allein eingeflößt hatte. Die Menſchen, die ſolcher Handlungen nicht fähig ſind, unterlaſſen nie, ihre Unternehmungen der Ruhmbegierde zuzuſchreiben. Sie wiſſen nicht, welchen ſchmerzhaften Kummer das Schauſpiel einer Ungerechtigkeit in einer edlen und gefühlvollen Seele erzeugt, wie ſehr es die Vorſtellung und Gedanken beunruhigt, wie ſehr es das dringende Bedürfniß empfinden läßt, das Verbrechen zu hemmen, oder es wieder gut zu machen; ihnen iſt jener Unwille, jener unwiderſtehliche Schauder unbekannt, den der Anblick, ſelbſt die bloße Vorſtellung eines triumphirenden oder geſtraften Unterdrückers über alle Sinne verbreitet; und man muß die mitleidig bedauern, die ſich haben einbilden können, daß der Verfaſſer der Alzire und des **Brutus** des Ruhms einer guten Handlung bedurfte, um die Unſchuld zu vertheidigen und ſeine Stimme gegen die Tyranney zu erheben.

Einige Zeit nachher bot ſich ihm eine neue Gelegenheit dar, die beleidigte Menſchheit zu rächen. Die Leibeigenſchaft, die von **Ludwig Hutin** feyerlich in Frankreich abgeſchafft worden, beſtand unter Ludwig dem XV. noch in verſchiednen Provinzen. Vergebens hatte man mehr als einmal den Entwurf gemacht, ſie abzuſchaffen. Geiz und Stolz hatten der Gerechtigkeit einen Widerſtand entgegengeſtellt, der die Trägheit der Regierung ermüdet hatte. Die obern Gerichtshöfe, die aus Adlichen beſtanden, begünſtigten die Abſichten der Gutsbeſitzer.

Jene Geißel der Menſchheit drückte noch die Franche-Comté und beſonders das Gebiet des Kloſters **St. Claude.** Die Mönche deſſelben waren im Jahre 1742 ſäkulariſirt worden. Die mehrſten Erbſchaftsrechte, die ſie beſaßen, gründeten ſich auf falſche Anſprüche. Sie übten ſie indeß mit einer Strenge aus, die ein rohes, aber gutmüthiges und fleißiges Volk ins Elend verſetzte. Starb ein Einwohner, und ſeine Kinder hatten **nicht immer in ſeinem Hauſe gewohnt**, ſo fielen die Früchte ſeiner Arbeit den Mönchen zu. Die Kinder und Wittwe, wurden aus dem Schooße eines arbeitſamen und friedlichen Lebens, ohne Geräthe, ohne Kleider, ohne Obdach, zum Bet-

telſtabe getrieben. Starb ein Fremder, wenn er ſich **ein Jahr** in dieſem Gebiete aufgehalten hatte, das mit dem Fluche des Lehnſyſtems belegt war, ſo gehörte ebenfalls ſein Vermögen den Mönchen. Eine Tochter erbte nicht von ihrem Vater, wenn man beweiſen konnte, daß ſie die Nacht ihres Hochzeitstages außer dem Hauſe deſſelben zugebracht hatte.

Dieſes Volk litt, ohne Beſchwerden zu wagen. Es ſah mit ſtummen Schmerz ſeine Erſparungen in die Hände der Mönche fallen, die für ſeinen Fleiß und Ackerbau nützliche Kapitalien abgeben ſollten. Glücklicherweiſe eröffnete die Anlegung einer Heerſtraße die Gemeinſchaft zwiſchen ihnen und den benachbarten Kantons. Sie erfuhren, daß ſich am Fuße des **Jura** ein Mann aufhalte, deſſen unerſchrockene Stimme mehr als einmal die Klagen des Unterdrückten bis in den Pallaſt der Könige hätte erſchallen laſſen, und deſſen Name allein den Prieſterdespotismus erſchrecke. Sie ſchilderten ihm ihre Leiden und fanden eine Stütze an ihm.

Frankreich und ganz Europa ſahen die Anmaßungen und die Härte dieſer ſcheinheiligen Prieſter ein, die ſich für Schüler eines erniedrigten Welterlöſers ausgaben und für ſich Sklaven behalten wollten. Allein, nach mehr-

jährigen Bemühungen konnte man von dem furchtſamen Nachfolger des Kanzlers von Meaupou kein Staatsrathsdekret auswirken, das jene unwürdige Verletzung der Rechte der Menſchheit aufhob. Aus ſchonender Rückſicht gegen das Parlament zu Beſançon, wagte er es nicht, deſſen Foro eine Sache zu entziehen, die nicht als ein ordentlicher Prozeß angeſehen werden konnte, ohne auf eine ſchändliche Weiſe die Rechtmäßigkeit der Leibeigenſchaft anzuerkennen. Die Leibeignen von St. Claude wurden an ein Tribunal verwieſen, deſſen Mitglieder Beſitzer von Gütern waren, auf denen ſelbſt die Leibeigenſchaft beſtand, und die ſich ein barbariſches Vergnügen daraus machten, die Feſſeln ihrer Sklaverey noch enger zuſammenzuziehen; eine Sklaverey, die noch fortdauert.

Die Bauern erhielten im Jahre 1778 bloß die Freyheit, durch Verlaſſung ihres Vaterlandes und ihrer Hütten ſich der Mönchsherrſchaft entziehen zu können. Allein ein andrer Artikel eben der königlichen Verordnung überwog durch ſeinen Nachtheil bey weitem dieſe ſo geringe Wohlthat für Unglückliche, die die Armuth mehr als das Geſetz an den mütterlichen Boden band. In eben jenem Edikte belegte der Souverain zum erſtenmale mit dem heiligen Namen und Karakter des Eigenthums ge-

häſſige Rechte, die ſelbſt zur Zeit der tiefſten Unwiſſenheit und der Barbarey des dreyzehnten Jahrhunderts, als Uſurpationen angeſehen wurden, die weder die Zeit, noch Vorgebungen rechtmäßig machen konnten; und ein ſcheinheiliger Miniſter ließ die Freyheit des Sklaven nicht von der Gerechtigkeit der Geſetze, ſondern von dem Willen ſeiner Tyrannen abhängen.

Wer ſollte, wenn er dieſe anderweitigen Umſtände lieſet, glauben, daß dieſes die Lebensgeſchichte eines großen Dichters, eines fruchtbaren und unermüdeten Schriftſtellers ſey! Wir haben ſeinen gelehrten Ruhm auf einige Zeit vergeſſen, wie er ihn ſelbſt vergeſſen hatte. Er ſchien nur eine Art des Ruhms mehr zu kennen, den, die Menſchheit zu rächen und der Unterdrückung ihre beſtimmten Opfer zu entziehen.

Sein raſtloſer Geiſt beſchäftigte ſich indeß in allen Fächern der Wiſſenſchaften, die er umfaßte, und machte ſelbſt in neuen Gattungen Verſuche. Es erſchienen **Tragödien**, denen man freylich Mattigkeit vorwerfen kann, die nicht mehr den lauten Beyfall eines Theaterpublikums erregen konnten, das er ſelbſt zu ſtrenger Beurtheilung angeleitet hatte, in denen aber der Gelehrte ſchöne Verſe und erhabne philoſophiſche Gedanken bewundern, und der

Jüngling, der ſich dem Theater widmet, die Geheimniſſe ſeiner Kunſt ſtudiren kann; — **Erzählungen**, die, ohne wie bis dahin, auf wollüſtige oder angenehme Bilder eingeſchränkt zu ſeyn, die die Einbildungskraft beluſtigen und Fröhlichkeit erwecken, im philoſophiſchen Anzuge erſchienen, und wie die Fabeln, eine Schule der Moral und der Vernunft wurden; — **Zuſchriften**, in welchen man im Vergleich mit ſeinen frühern Werken, weniger Korrektheit, einen nicht ſo gut durchgeführten Ton und nicht ſo glänzende Poeſie, aber auch mehr ungekünſtelte Darſtellung und Mannichfaltigkeit, eine freyere und praktiſchere Philoſophie und mehrere Züge von jener tiefen Einſicht findet, die Erfahrung erzeugt; — **Satyren** endlich, in welchen die Vorurtheile und ihre Freunde in tauſend unterhaltenden Geſtalten lächerlich gemacht werden.

Zu gleicher Zeit gab er in ſeiner **Philoſophie der Geſchichte** den Geſchichtſchreibern Lehren, trotzte dem Haſſe der Pedanten, und ſchilderte ihre dumme Leichtgläubigkeit und ihre neidiſche Bewunderung des Alterthums. Zudem vervollkommnete er ſeinen Verſuch über die Sitten und den Geiſt der Nationen, und ſein Jahrhundert Ludwigs des XIV. Er fügte demſelben die Geſchichte des Jahrhunderts

Ludwigs des XV. bey — eine unvollſtändige, aber genaue Geſchichte; — die einzige, durch welche man ſich eine Vorſtellung von den Begebenheiten dieſer Regierung machen kann, und in welcher man all die Wahrheit findet, die man von einer gleichzeitigen Geſchichte erwarten kann, die weder eine Denunciation, noch eine Schmähſchrift ſeyn muß.

Neue Romane, ernſthafte oder launigte Werke, die die Umſtände veranlaßten, vermehrten zwar den Ruhm Voltairs nicht, erhielten ihn aber fortdauernd gegenwärtig; erhielten die theilnehmende Ergebenheit ſeiner Anhänger und demüthigten jenen Haufen heimlicher Gegner, die die Maske der Strenge annahmen, um nicht die Bewunderung zu äußern, die Europa ihnen auflegte.

Endlich unternahm er es, in Form eines Wörterbuchs alle die Ideen und Bemerkungen zu ſammeln, die ſich ihm über die verſchiednen Gegenſtände ſeines Nachdenkens, das heißt, faſt über alle menſchliche Kenntniſſe, darboten. In dieſer Sammlung, die den beſcheidnen Titel führt: **Unterſuchungen über die Encyklopädie für Liebhaber** — Queſtions à des amateurs, ſur l'Encyclopédie — redet er abwechſelnd über Theologie, Grammatik, Phyſik und Litteratur; unterſucht darin bald Ge-

genſtände des Alterthums, bald Fragen der Politik, der Geſetzgebung und des Staatsrechts. Sein ſtets lebhafter und unterhaltender Styl verbreitet über jene verſchiednen Gegenſtände einen Reitz, deſſen Geheimniß er bisher nur allein gekannt hat, und der beſonders durch eine gewiſſe Nachläßigkeit entſteht, mit der er ſich ſeiner erſten Empfindung überläßt, ſeinen Vortrag weniger nach ſeinem Stoffe als nach der dermaligen Stimmung ſeines Geiſtes einrichtet, bald Lachen über Gegenſtände verbreitet, die nur Schrecken erregen zu können ſcheinen, und bald darauf, von der Stärke und Empfindlichkeit ſeiner Seele hingeriſſen, heftig gegen die Vorurtheile donnert, über die er eben erſt launigt geſprochen hat. An andern Orten eifert er gegen den verkehrten Geſchmack; ſieht bald, daß ſein Unwille für größre Gegenſtände aufgeſpart werden muß, und lacht endlich über ſeinen eignen Zorn. Bisweilen unterbricht er eine moraliſche oder politiſche Unterſuchung durch eine litterariſche Bemerkung, und indem er Lehren über den Geſchmack ertheilt, läßt er unerwartet Grundſätze einer tiefen Philoſophie mit einfließen, oder macht eine Pauſe, um gegen den Fanatismus oder die Tyranney einen ſtarken und plötzlichen Ausfall zu thun.

Der beſtändige Antheil, den Voltaire an dem Glücke Rußlands gegen die Türken nahm, verdient beſonders bemerkt zu werden. Mit Gütigkeiten von der Kayſerin überhäuft, belebte unſtreitig die Dankbarkeit ſeinen Eifer. Allein man würde ſich irren, wenn man glaubte, daß ſie die einzige Urſache deſſelben war. Ueber jene Komptoirpolitiker erhaben, die den Vortheil einiger in den Bureaux bekannter Kaufleute für das Intereſſe der Handlung, und das Intereſſe dieſer für das Intereſſe des Menſchengeſchlechts halten; nicht weniger über jene nichtigen Ideen des Gleichgewichts von Europa erhaben, die den politiſchen Kompilatoren ſo wichtig ſind, ſah er in der Zerſtöhrung des türkiſchen Reichs, Millionen Menſchen wenigſtens befreyt, unter dem Deſpotismus eines Souverains den noch unerträglichen Deſpotismus eines Vols zu erdulden; ſah in jene unglückliche Gegenden, wo ſie entſtanden, jene barbariſchen Gebräuche des Orients wieder verbannen, die ein ganzes Geſchlecht zu einer unwürdigen Sklaverey verdammen. Unermeßliche Landſchaften, unter einem ſchönen Himmel gelegen, und von der Natur beſtimmt, die nützlichſten Produkte für den Menſchen hervorzubringen, würden dem Fleiße ihrer Einwohner wieder geſchenkt werden; und jene Gegenden, in

welchen die Menſchen zuerſt Genie zeigten, würden in ihrem Schooße die Künſte wieder aufblühen ſehen, von denen ſie die vollkommenſten Muſter gegeben, und die Wiſſenſchaften, zu denen ſie den erſten Grund gelegt haben.

Freylich würden dadurch die angenommenen Spekulationen einiger Kaufleute zerrüttet, und ihre Vortheile vermindert werden. Allein das wahre Wohlſeyn aller Völker würde dadurch zunehmen, weil man auf dem Erdreiche den Landraum, in welchem der Ackerbau blühet, die Handlung ſicher, und die Volkskraft thätig iſt, nicht erweitern kann, ohne daß auch zugleich für alle Menſchen die Maße des Genuſſes und der Hülfsquellen vermehrt wird. Warum ſollte ein Philoſoph den Reichthum einiger Nationen der Freyheit eines ganzen Volks, warum den Handel einiger Städte den Fortſchritten der Kultur und Künſte in einem großen Reiche vorziehen? Weg mit jenen niedrigen Spekulanten, die in Europa, Griechenland in den Feſſeln der Türken erhalten, und in Afrika Menſchen rauben, ſie wie's Vieh verkaufen, ſie durch Stockſchläge nöthigen wollen, ihrem unerſättlichen Geize zu dienen, und die mit ernſter Miene jene Millionen berechnen, die dieſe Erniedrigungen der menſchlichen Natur einbringen.

Allenthalben ſey der Menſch frey; — jedes Land genieße die Vortheile, die die Natur ihm verliehen hat — dies erfodert das gemeinſchaftliche Glück aller Völker, ſowohl derer, die ihre Rechte erſt wiederbekommen müſſen, als auch derer, wo einige einzelne Perſonen, und nicht die Nation das Unglück Andrer benutzt haben. Was käme es bey dieſen großen Gegenſtänden, bey dem ewigen Guten, das eine ſolche große Revolution hervorbringen würde, was käme es auf das Verderben einiger habſüchtigen Menſchen an, die ihr Glück auf die Thränen und das Blut ihrer Mitbrüder gegründet hätten!

So mußte **Voltaire** denken; ſo dachte **Turgot.**

Man hat von der Ungerechtigkeit eines Kriegs gegen die Türken geredet. Kann man ungerecht gegen eine Bande von Räubern ſeyn, die ein ſklaviſches Volk in Feſſeln halten, das ihre habſüchtige Grauſamkeit mit Drangſalen überhäuft? Laß ſie in jene Steppen zurückkehren, aus welchen ihnen die Schwäche Europa's einſtens auszuwandern verſtattete, da ſie in ihrem brutalen Stolze fortgefahren haben, eine Brut von Tyrannen zu bilden. Daß doch endlich das Vaterland derer, denen wir unſre Einſichten, unſre Wiſſenſchaften, ſelbſt unſre Tu-

genden verdanken, nicht mehr durch die Gegenwart eines Volks entehrt werde, welches mit den ſchändlichen Laſtern der Weichlichkeit, die Grauſamkeit wilder Völker vereinigt. Ihr ſeyd für das Gleichgewicht von Europa beſorgt; — — als wenn jene Eroberungen die Stärke der Eroberer nicht eher verminderten, anſtatt ſie zu vermehren; — — als wenn Aſien nicht lange genug den ehrgeizigen Regenten eine leichte Beute darbieten würde, die ſie von mislichen Eroberungen, welche ſie in Europa verſuchen könnten, abhielte. Nicht die Politik der Fürſten, ſondern die Einſichten gebildeter Völker werden Europa auf immer vor Ueberfällen ſchützen; und je mehr ſich die Kultur auf der Erde verbreiten wird, deſto mehr wird man auch den Krieg und die Eroberungen, ſo wie Sklaverey und Elend von derſelben verſchwinden ſehen.

Ludwig der XV. ſtarb. Dieſer Regent hatte ſeit langem in ſeinem Betragen die Vorſchriften der chriſtlichen Moral überſehen, ſich aber nie über die Schrecken der Religion erhoben. Die Drohungen derſelben verſetzten ihn bey Erſcheinung der geringſten Gefahr in Beängſtigung. Allein er glaubte, daß das Verſprechen der Enthaltſamkeit, welches ſo leicht auf dem Sterbebette gegeben werden konnte, und einige

Worte eines Prieſters die Fehler einer 60jährigen Regierung wieder gut machen könnten. Noch mehr furchtſam als abergläubiſch, und von dem Kardinal von **Fleury** angeleitet, die Denkfreyheit als eine Urſache der Unruhe in ſeinem Staate, oder wenigſtens der Verlegenheit für die Regierung anzuſehen, machte doch wider ſeinen Willen, unter ſeiner Regierung die Vernunft reißende Fortſchritte in Frankreich. Der Mann, der mit dem mehrſten Glanze und Glücke dazu beytrug, war der Gegenſtand ſeines Haſſes geworden. Indeß ſchützte er in ihm den Ruhm Frankreichs, und ſah nicht ohne Stolz, daß die Bewundrung Europa's einem ſeiner Unterthanen den erſten Rang unter den berühmten Gelehrten ertheile. Sein Tod veränderte nicht die Lage und Verhältniße Voltairs. Herr von **Maurepas** verband mit den Vorurtheilen Fleury's, einen noch ſtärkern Haß gegen alles, was ſich über das Gewöhnliche bey den Menſchen erhob.

Voltaire hatte bis zu ſeiner Abreiſe nach Berlin Ludwig den XVten mit Lobſprüchen überhäuft, ohn ihn ſich geneigter machen zu können. Seit dieſem Zeitpunkte, wo die Unfälle und Mängel ſeiner Regierung, ſeine Lobſprüche würden niedrig gemacht haben, beobachtete er faſt ein gänzliches Stillſchweigen.

Allein nach ſeinem Tode unterließ er nicht, gegen denſelben in dem Augenblicke gerecht zu ſeyn, wie faſt die ganze Nation ſich ein Vergnügen daraus zu machen ſchien, ſein Andenken zu ſchmähen. Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, daß die **Philoſophen**, die Ludwig nie begünſtigte, damals die einzigen waren, die einige Unpartheylichkeit zeigten, indeß die Prieſter, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, ſeiner Schwachheiten ſpotteten.

Die neue Regierung bot Voltaire bald Hofnungen dar, die er nicht zu bekommen geglaubt hatte. **Turgot** wurde ins Miniſterium gerufen. Voltaire kannte dies große und erhabene Genie, das ſich in allen Fächern der Kenntniſſe feſte und beſtimmte Grundſätze gebildet hatte, nach denen es alle ſeine Meynungen richtete, nach denen es ſein ganzes Betragen lenkte; — ein Ruhm und eine Auszeichnung, die kein andrer Staatsmann mit ihm gemein hatte. Er wußte, daß **Turgot** mit einem Herzen, das ganz für die Wahrheit und das Glück der Menſchen eingenommen war, einen über alle Furcht erhabenen Muth, und eine Karaktergröße verband, die ihn über alle Verſtellung hinwegſetzte; daß alle ſeine hohen Bedienungen nur ein Mittel wären, ſeine heilſamen Abſichten auszuführen, und ihm bloß eine niedrige Skla-

verey ſcheinen würden, wenn er dieſe Hofuung verlöhre. Endlich wußte er, daß Turgot von allen Vorurtheilen frey war, ſie als die gefährlichſten Feinde des Menſchengeſchlechts haßte, die Denk- und Preßfreyheit als ein Recht jedes Bürgers, als ein Recht ganzer Nationen anſah, deren Vernunftfortſchritte allein das Wohl des Staats auf eine unerſchütterliche Grundfeſte ſtützen können.

Voltaire ſah in der Ernennung Turgots die Morgenröthe der Herrſchaft der Vernunft, die ſo lange verkannt und noch länger verfolgt worden war. Er hofte den ſchnellen Sturz der Vorurtheile, und die Aufhörung jener niedrigen und tyranniſchen Staatskunſt, die, um dem Stolze oder der Trägheit der Staatsbedienten gefällig zu werden, das Volk zu Niedrigkeit und Elend verdammte.

Inzwiſchen waren ſeine Bemühungen zum Beſten der Leibeignen des Juragebirges unnütz. Vergebens verſuchte er auch, für den jungen Etallonde und für das Andenken des Chevalier la Barre, jene öffentliche Gerechtigkeit zu erlangen, die die Menſchheit ſo ſehr wie die Ehre der Nation foderten. Dieſe Gegenſtände gehörten nicht für's Finanzdepartement. Zudem hatte jene übertreffende Größe an Einſichten, Karakter und Tugend, die Turgot nicht

verbergen konnte, ihm alle Miniſter und ränkiſche Unterbedienten zu Feinden gemacht. Da ſie keinen Ehrgeiz und perſönliche Projekte bey ihm zu bekämpfen fanden, ſo eiferten ſie wider alles, was ſie für förderſam zu ſeinen edlen und wohlthätigen Abſichten hielten. Man konnte übrigens den Leibeignen des Juragebirges ihre Freyheit nicht wiedergeben, ohne das Parlament zu Beſançon zu beleidigen. Die Reviſion des Abbeviller Prozeſſes hatte das Pariſer-Parlament gedemüthigt. Eine ungeſchickte Politik hatte die alten Parlamente wiederhergeſtellt, ohne ihre Aufhebung und den geringen Kredit der Perſonen, die an ihre Stelle eingeſetzt waren, zur Einführung einer allgemeinen Geſetz- und Gerichtshöfe-Reforme zu benutzen, deren Nothwendigkeit alle kundige Perſonen einſahen. Allein, ein ſchwaches, Aufklärung haſſendes Miniſterium, wagte oder wollte nicht dieſe Gelegenheit ergreifen, wo das Gute noch weniger Schwierigkeiten gefunden hätte, als zu der günſtigen Zeit, die ſo ſchändlich von dem Kanzler Meaupou ungenutzt gelaſſen worden war.

Eben ſo ließ das Miniſterium aus Gefälligkeit gegen die Vourrtheile der Parlamenter die Vortheile aus den Augen, die ihm die Aufhebung der Jeſuiten zur Verbeſſerung der öf-

fentlichen Erziehung darbot. Man traf ſelbſt im Jahre 1774 nicht die geringſte Vorſichtigkeits-Maasregeln, um der Wiederentſtehung der Streitigkeiten vorzubeugen, die im Jahre 1770 die Aufhebung der Parlamenter veranlaßt hatten. Man hatte nur den einzigen Vortheil gehabt, ſich eine perſönliche Dankbarkeit zu verſichern, die den Urhebern der Veränderung ein Mittel war, gegen die Nebenbuhler ihrer Macht, mit Nutzen den Einfluß von Kollegien zu gebrauchen, deren Herſtellung ihr Werk war.

Der einzige Vortheil, den Voltaire alſo von dem Miniſterium Turgots erlangen konnte, war der, daß er das Ländchen Gex der Pachttyranney entzog. Von Frankreich durch Berge getrennt, und mit Genf und der Schweiz in leichter Verbindung ſtehend, konnte dieſe unglückliche Landſchaft der Fiskalverwaltung nicht unterworfen werden, ohne der Schauplatz eines ewigen Kriegs zwiſchen den Bedienten des Fiskus und den Einwohnern zu ſeyn, ohne Hebungskoſten zu entrichten, die drückender als die Auflagen ſelbſt waren. Die geringe Wichtigkeit dieſer Operation hätte ſie leicht machen ſollen. Inzwiſchen hatte Voltaire lange vergebens darum erſucht.

Ein Theil der franzöſiſchen Provinzen iſt

durch verſchiedne Urſachen von dem Joche der Generalpacht frey geblieben, oder hat es nur zur Hälfte getragen. Allein die Pächter haben öfters ihre Gränzen und ihre Anmaßungen in iſolirten Gegenden erweitert. Sie hatten den Grundſatz, daß ihr, ſo wie der Römer Gränzgott, nie zurückweichen müſſe; daß ſein erſter Rückſchritt das Vorzeichen von der Zerſtöhrung ſeiner Herrſchaft ſeyn würde. Allein ihre Widerſetzung konnte bey Turgot eine gerechte und wohlthätige Verfügung nicht hintertreiben, die, ohne dem Fiskus zu ſchaden, die Einwohner erleichterte, Ungerechtigkeiten und Verbrechen vorbeugte, und in eine verheerte Landſchaft Wohlſtand und Frieden zurückbrachte.

Das Ländchen Gex wurde demnach, mittelſt einer Kontribution von 30,000 Livres von der Ferme befreyt; und Voltaire konnte, indem er einen Vers aus ſeinem Mithridates parodirte, an ſeine Freunde ſchreiben:

> Et mes derniers regards ont vu fuir les commis.
>
> Und meine letzten Blicke haben die Kommis weichen ſehen.

Die Verordnungen vom Jahre 1776 würden die Verehrung Voltairs gegen Turgot noch vermehrt haben, wenn er nicht vorher ſchon

ſein Herz und ſeinen Geiſt gekannt hätte. Dieſer große Staatsmann hatte geſehen, daß er zu einer Zeit an die Spitze der Finanzen geſtellt ſey, wo er durch die Maſſe der Staatsſchulden und durch die Schwierigkeiten, die die Hofleute und der Miniſter von dem mehrſten Einfluße, jeder großen Reform in der Verwaltung, jeder beträchtlichen Erſparung in den Weg ſetzten, verhindert war, die Auflagen zu vermindern. Indeß wollte er das Volk erleichtern, und die Gutsbeſitzer entſchädigen, indem er ihnen Rechte wiedergab, die eine tyranniſche Verwaltung ihnen geraubt hatte.

Die Frohndienſte, die die Felder verödeten, den Dürftigen zwangen, ohne Lohn zu arbeiten und die Pferde des Landmanns dem Ackerbaue entzogen, wurden in eine Abgabe verwandelt, die allein die Gutsbeſitzer entrichteten. In allen Städten ließen lächerliche Zunftgeſellſchaften einem Theile der Einwohner das Recht, zu arbeiten, kaufen. Die, welche ſich vom Kunſtfleiß, oder der Handlung nährten, waren genöthigt, unter der Dienſtſchaft einiger Privilegirten zu leben, oder ihnen Abgaben zu bezahlen. Dieſe abgeſchmackte Einrichtung hörte auf, und den Bürgern wurde das Recht wiedergegeben, ihre Arme oder ihre Zeit frey zu gebrauchen.

Die Freyheit des Korn- und des Weinhandels, von denen erſterer durch Volsvorurtheile, der andre durch tyranniſche Privilegien, die einige Städte erzwungen hatten, eingeſchränkt war, wurde den Eigenthümern wiedergegeben. Dieſe weiſen Verfügungen mußten die Fortſchritte der Kultur beſchleunigen, und die Reichthümer der Nation vermehren, indem ſie den Unterhalt des Volks ſicherten.

Allein dieſe wohlthätigen Verordnungen waren das Signal zu dem Sturze des Miniſters, der ſie entworfen hatte. Man brachte die Parlamenter gegen ſelbige auf. Dieſen war es ſehr daran gelegen, die Zunfteinrichtungen — eine fruchtbare Quelle einträglicher Prozeſſe — zu erhalten; waren den bisherigen Verwaltungseinrichtungen ergeben, da ſie ein Mittel für ſie waren, die Gemüther des Volks in Bewegung zu ſetzen; — ſahen unwillig die Laſt des Wegbaues den reichen Güterbeſitzern auflegen, ohne Hofnung, daß eine feige Nachgiebigkeit die Subſidien derſelben erleichtern würden; — und waren beſonders für das Uebergewicht beſorgt, das ein Miniſter zu bekommen ſchien, deſſen Volksgeiſt ſie mit dem Sturze ihrer Macht bedrohete.

Dieſe Verbindung beföderte die Intriguen der Feinde Turgots. Man ſah nunmehr, wie

nützlich für ihre geheimen, der Nation verderblichen Abſichten, die Art ſey, womit ſie die Gerichtshöfe wiederhergeſtellt hatten. Man erfuhr damals, wie gefährlich es für einen Miniſter ſey, das Beſte des Volks zu wollen. Wenn man dem Urſprunge der Begebenheiten nachgienge, ſo würde man vielleicht finden, daß ſelbſt der Fall wirklich ſtrafbarer Miniſter das Beſte des Volks, das ſie ſtiften wollten, zur Urſache hatte, und nicht das Uebel, das ſie ſtifteten.

Voltaire ſah in dem Unglücke Frankreichs die Zerſtöhrung der Hofnungen, die er ſich für die Fortſchritte der menſchlichen Vernunft gemacht hatte. Er hatte geglaubt, daß die Intoleranz, der Aberglaube, die ungereimten Vorurtheile, die ſich über alle Zweige der Geſetzgebung, über alle Theile der Adminiſtration, über alle Klaſſen der Geſellſchaft erſtreckten, vor einem Miniſter verſchwinden würden, der ein Freund der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Aufklärung war. Die, welche ihn einer niedrigen Schmeicheley beſchuldigt, die, welche ihm mit Bitterkeit den Gebrauch vorgeworfen haben, den er vielleicht zu oft von Lobſprüchen machte, um die Großen milder zu machen, und ſie zu nöthigen, menſchlich und gerecht zu denken, mögen dieſe Lobſprüche

mit denen, die er Turgot ertheilte, und beſonders mit der Zuſchrift an einen Mann (Epitre à un homme) vergleichen, die er an ihn zur Zeit ſeiner Ungnade richtete. Sie werden darinn das wirkliche Gefühl der Bewunderung von dem unterſcheiden, was nur ein Kompliment war, und das, was vom Herzen kommt, von dem, was nur ein Spiel der Einbildungskraft iſt; ſie werden finden, daß Voltaire nur allein den Fehler hat, daß er glaubte, Staatsperſonen eben ſo wie die Damen behandeln zu können. Man ertheilte allen beynahe dieſelbe Art von Lobſprüchen und Ehrenbezeugungen. Der Ton allein unterſcheidet das, was man empfindet, von dem, was man aus bloßer Höflichkeit ſagt.

Voltaire führt nicht dieſelbe Sprache, wenn er Könige und Miniſter preiſet, um ſie für die Sache der Wahrheit zu intereſſiren, als wenn er das Genie und die Tugend erhebt. Will er bloß loben, ſo verbreitet er die Reize ſeiner glänzenden Einbildungskraft, vervielfältigt jene feinen Gedanken, die ihm ſo gewöhnlich ſind; allein, ertheilt er ein Lob, das ſein Herz vorſchreibt, ſo geht ſeine Seele in daſſelbe über; ſein hoher Geiſt redet in demſelben. Bey ſeinem letzten Aufenthalte in Paris, drang aus allen ſeinen Reden ſeine Bewunde-

rung gegen Turgot hervor. Er ſtellte dieſen Mann denen entgegen, die ſich gegen ihn über den Verfall unſers Jahrhunderts beklagten; ihm bewies er bey jeder Gelegenheit ſeine Ehrerbietung. Ich habe Voltaire geſehen, daß er ſeine Hände ergriff, ſie mit ſeinen Thränen benetzte, ſie wider ſeinen Willen küßte, und dabey ſchluchzend ſagte: „**Laſſen Sie mir die Hand küſſen, die das Wohl des Volks unterſchrieben hat.**“

Voltaire hatte lange gewünſcht, ſein Vaterland wieder zu ſehen, und ſeinen Ruhm in der Mitte des Volks zu genießen, das der Zeuge ſeines erſten Beyfalls, und nur zu oft der Mitſchuldige ſeiner Neider geweſen war. Herr von **Villette** heyrathete gerade zu Ferney die Fräulein von Baricour, aus dem Lande **Gex**, die von ihren Eltern der Frau **Denis** zur Bildung übergeben war. Voltaire folgte dieſen Neuvermählten nach **Paris**. Der Wunſch, das Trauerſpiel **Irene**, das er eben vollendet hatte, daſelbſt aufführen zu laſſen, verleitete ihn mit dazu. Seine Reiſe blieb geheim gehalten. *) Der Neid hatte nicht die

*) Voltaire ſuchte ſich unterweges allen Ehrenbezeugungen zu entziehen. Allein ſie unterblieben doch nicht. Unter andern fuhren nicht die Poſtillons, ſondern die Poſtmeiſter ſelbſt ſeinen

Zeit, ſein Gift zu bereiten, und der Enthuſiasmus des Publikums erlaubte demſelben nicht, ſich zu zeigen. Eine Menge von Menſchen, Frauenzimmer von allen Ständen und Beſchäftigungen, denen ſeine Verſe ſanfte Thränen ausgepreßt, die ſo oft ſein Genie auf der Bühne und in ſeinen Werken bewundert hatten; die ihm ihre feinere Bildung verdankten, denen er ihre Vorurtheile genommen, denen er einen Theil jenes Eifers gegen den Fanatismus eingeflößt hatte, der ihn ſo ganz beſeelte — brannten vor Begierde, den großen Mann zu ſehen, den ſie lange bewunderten. Die Eiferſucht verſtummte bey einem Ruhme, den es unmöglich war zu erreichen, verſtummte bey dem Guten, das er über die Menſchen verbreitet hatte. Das Miniſterium und der Stolz der Geiſtlichkeit waren genöthigt, den zu achten, den die Nation als einen Abgott verehrte. Der Enthuſiasmus verbreitete ſich

Wagen. Einer derſelben war aber ſchon zu alt und kümmerlich, als daß er noch reiten konnte. Er empfahl daher den Reiſenden der Sorgfalt des erſten Poſtillons, indem er ſagte: „Bedenke, was das für eine Ehre iſt, einen ſo großen Mann zu fahren! Es giebt in Europa zehn Könige, aber in der Welt nur einen einzigen **Voltaire.**“ — Voltaire unternahm dieſe Reiſe mitten im härteſten Winter und kam am 10. Februar 1778. zu Paris an.

bis zum Volke. Man blieb unter ſeinen Fenſtern ſtehen und brachte daſelbſt ganze Stunden zu, in Hoffnung, ihn einmal zu ſehen. Sein Wagen, der genöthigt wurde, langſam zu fahren, wurde von zahlreichen Haufen umgeben, die ihn ſegneten und ſeine Werke prieſen.

Die **franzöſiſche Akademie**, die ihn erſt in ſeinem 52ſten Jahre zu ihrem Mitgliede aufgenommen hatte, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und empfieng ihn nicht wie einen ihres Gleichen, ſondern wie den Souverain des Reichs der Wiſſenſchaften. *) Die Kinder

*) Statt der ſonſt gewöhnlichen zwey, ernannte die Akademie **drey** Deputirte, an deren Spitze ſich der **Prinz von Beauveau** befand. Ein großer Theil Akademiker vermehrte das Gefolge. Auch die franzöſiſchen **Schauſpieler** bekomplimentirten ihn. Die Mamſell **Clairon** hielt in ihrem Namen **kniend** eine Anrede an ihn. „Meine Herren, erwiederte Voltaire darauf, ich lebe allein **durch Sie und für Sie**.“ Mit dieſen Geſellſchaften machten ihm auch Prinzen, Miniſter, Damen, Gelehrte ꝛc. ihre Aufwartung. — Wie er im Schauſpielhauſe war, erhob ſich unter dem betäubenden Freudengeſchrey eine Stimme, die ausrief: **Man ſetze ihm eine Krone auf!** tauſend Stimmen wiederholten dieſe Worte. Der Schauſpieler **Briſard** gehorchte denſelben. Die Beſcheidenheit des Philoſophen widerſetzte ſich lange der Ehre, die ganz neu und ungeſehen war.

jener ſtolzen Hofleute, die ihn mit Unwillen in ihrer Geſellſchaft unerniedrigt hatten leben ſehen, und die ſich ein Vergnügen daraus machten, die Größe ſeines Geiſtes und ſeiner Talente zu demüthigen, beeiferten ſich um die Ehre, ihm vorgeſtellt zu werden, um ſich rühmen zu können, ihn geſehen zu haben.

Allein von allen Seiten rief man: **Es iſt das Publikum, welches die Krone giebt.** Die Freudensbezeugungen dauerten unausgeſetzt vier Stunden fort, und wurden in hundert Ausdrücken bezeugt. **Es lebe Voltaire! Es lebe der franzöſiſche Sophokles! Es lebe unſer Homer! Es lebe der Philoſoph, der die Welt aufgeklärt! Es lebe der Vertheidiger von Calas** ꝛc. ꝛc. — — Das waren die Beyfallsbezeugungen des Publikums. Die Schauſpieler erzeigten ihm gleichfalls ſchmeichelhafte Ehre. Wie nach einem Akte der Vorhang wieder aufgezogen wurde, ſah man in der Mitte des Theaters die **Büſte Voltairs** von **Caffieri** gemeißelt. Um dieſelbe ſtellten ſich die Schauſpieler mit **Lorbeerkränzen.** Eine der Aktricen hielt darauf eine Anrede an Voltaire. Darauf gieng jeder der Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu der Statue, neigte ſich vor derſelben und ſetzte ihr einen **Lorbeerkranz** auf; und beym Aufſetzen jedes Kranzes riefen die Zuſchauer: **Es iſt das Publikum, das ihn aufſetzt.** Und dieſes Publikum beſtand aus Prinzen, Ducs, Pairs, Miniſtern, hohen Damen, Gelehrten ꝛc., die den Ton angaben.

Das Theater, auf welchem er ſo lange geherrſcht hatte, war der Schauplatz, auf dem er die größte Ehrenbezeugung erwarten mußte. Er kam ins Schauſpielhaus bey der dritten Vorſtellung der Irene — eines freylich matten Stücks, das aber voller einzelnen Schönheiten iſt, und in welchem die Runzeln des Alters noch das ehrwürdige Gepräge des Genies zeigen. Er allein zog die Blicke eines Volks auf ſich, das begierig war, ſeine Geſichtszüge, ſeine Bewegungen und Stellungen zu bemerken. Sein Bruſtbild wurde auf dem Theater unter Beyfallklatſchen, Freudengeſchrey und unter Thränen des Enthuſiasmus und gerührter Verehrung gekrönt. Beym Weggehn aus dem Schauſpielhauſe mußte er den unzähligen Haufen durchdringen, der ſich auf ſeinem Wege verſammelt hatte. Schwach und ſich kaum haltend, waren ihm die Wachen unnütz, die man ihm zu Hülfe gegeben hatte. Bey ſeiner Annäherung wich man mit einer ehrerbietigen Zärtlichkeit zurück. Jeder ſtritt um den Ruhm, ihn einen Augenblick auf der Treppe gehalten zu haben. Jeder Schritt bot ihm eine neue Stütze dar, und man gab nicht zu, daß jemand ſich das Recht anmaaßte, ihn zu lange zu halten.

Die Zuſchauer folgten ihm bis zu ſeiner

Wohnung. Die Freudenausrufungen: **Es lebe Voltaire! Es lebe die Henriade! Es lebe Mahomet! Es lebe die Pucelle!** ertönten um ihn. Man warf ſich zu ſeinen Füſſen, man küßte ſeine Kleider. Nie empfieng ein Mann rührendere Beweiſe von der Bewundrung, von der zärtlichen Ergebenheit des Publikums. Nie wurde das Genie durch ſchmeichelhaftere Huldigungen geehrt. Und dieſe Huldigung wurde nicht ſeiner Macht, ſondern dem Guten geleiſtet, das er geſtiftet hatte. Ein großer Dichter würde nur Beyfallsgeklatſche erhalten haben; Thränen floſſen über den Philoſophen, der die Feſſeln der Vernunft zerbrochen und die Sache der Menſchheit vertheidigt hatte.

Das erhabne, gefühlvolle Herz Voltairs wurde über dieſe Verehrungs- und Ergebenheitsbezeugungen aufs tiefſte gerührt. „**Man will mich vor Vergnügen ſterben laſſen,**" ſagte er. Dies war der Ausdruck der gerührten Empfindung, nicht der Eigenliebe. Bey den Ehrenbezeugungen der franzöſiſchen Akademie war ihm beſonders die Möglichkeit auffallend, eine freyere Philoſophie in dieſelbe einführen zu können. Man behandelt mich beſſer, ſagte er eines Tags, als ichs verdiene. Glaubt ihr wohl, daß ich hoffe, die Lob-

rede Coligny's mit Erfolg vorſchlagen zu können?"

Während der Aufführungen der Irene beſchäftigte er ſich, ſeinen Verſuch über die Sitten und den Geiſt der Nationen wieder durchzuſehen, und darinn dem Fanatismus neue Streiche zu verſetzen. Unter dem Beyfallsgeklatſche des Theaters hatte er mit geheimen Vergnügen bemerkt, daß die Verſe am mehrſten applaudirt wurden, in welchen er den Aberglauben und die Namen angriff, die er geheiligt hat. Auf dieſen Gegenſtand bezog er alle Ehrenbezeugungen, die er erhielt. Er ſah in der allgemeinen Bewunderung den Beweis der Herrſchaft, die er über den Geiſt der Menſchen erhalten hatte, ſah darinn den Beweis von dem Verfall der Vorurtheile, der ſein Werk war.

Paris beſaß zu gleicher Zeit den berühmten Franklin, der in einem andern Welttheile auch der Apoſtel der Philoſophie und der Toleranz geweſen war. Wie Voltaire, hatte er öfters die Waffen der ſcherzenden Laune gebraucht, die die menſchliche Thorheit beſſert und ihre Verkehrtheit zeigt. Wie Voltaire durch ſein poetiſches, ſo hatte er durch ſein phyſikaliſches Genie der Philoſophie Ehre gemacht. Franklin befreyete einen großen

Theil Amerika's vom Joche Europa's, und Voltaire Europa von den alten Theokratien Aſiens. Franklin eilte, einen Mann zu ſehen, deſſen Ruhm ſeit langem ſich über die beyden Welttheile erſtreckte. Voltaire hatte die Fertigkeit verloren, engliſch zu ſprechen. Indeß machte er einen Verſuch, die Unterredung in dieſer Sprache zu führen, und fieng bald darauf wieder franzöſiſch an, indem er ſagte: „Ich habe der Neigung nicht widerſtehen können, einen Augenblick die Sprache des Hrn. Franklin zu reden.“

Der amerikaniſche Philoſoph ſtellte ihm ſeinen Enkel vor und bat für ihn um ſeinen Segen. „Gott und Freyheit! — God and Liberty! — ſagte Voltaire, das iſt der einzige Segen, der ſich für den Enkel Franklins paßt. Sie ſahen ſich einander in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften wieder. Das Publikum betrachtete mit Rührung dieſe beyden nebeneinander ſitzenden Männer, die in verſchiednen Welttheilen geboren, ehrwürdig durch ihr Alter, durch ihren Ruhm, durch die Anwendung ihres Lebens waren, und die beyde die Wirkungen genoſſen, die ſie auf ihr Jahrhundert gehabt hatten. Sie umarmten ſich unter lebhaftem Freudenzuruf. Man hat geſagt, es ſey Solon geweſen, der den

Sphokles umarmt habe. Allein der franzöſiſche Sophokles hatte die Irrthümer ausgerottet und die Herrſchaft der Vernunft erweitert; und der Solon von Philadelphia, der die Konſtitution ſeines Landes auf die unerſchütterliche Grundfeſte der Rechte der Menſchen gründete, hatte nicht zu beſorgen, daß noch während ſeines Lebens ſeine unbeſtimmten Geſetze ſeinem Vaterlande Feſſeln bereiten und der Tyranney die Thore öffnen würden.

Das Alter hatte die Thätigkeit Voltairs nicht geſchwächt. Die Freudensbezeugungen ſeiner Landsleute ſchienen ſie noch zu vermehren. Er hatte den Vorſatz gefaßt, das zu widerlegen, was der Herzog von SaintSimon in ſeinen **Memoires**, die noch geheim gehalten wurden, aus Haß und Vorurtheil gegen ihn aufgeſetzt hatte. Er beſorgte, daß dieſe Memoires, denen die anerkannte Rechtſchaffenheit des Verfaſſers, ſein Stand und der Titel eines Zeitgenoſſen, einiges Anſehn von Gewicht geben könnten, zu einer Zeit erſcheinen möchten, wo keiner den Begebenheiten ſo nahe lebte, daß er die Wahrheit vertheidigen und die Irrthümer widerlegen könnte.

Zugleich hatte er die franzöſiſche Akademie beredet, ihr **Dictionnaire** nach einem neuen Plane zu machen. Dieſer Plan beſtand

darinn, daß man der Geſchichte jedes Worts bis auf den Zeitpunkt nachgehen ſollte, in welchem es in der Sprache erſchienen; daß man die verſchiednen Bedeutungen, die es in den verſchiednen Jahrhunderten erhalten, und den verſchiednen Sinn, den es hätte, angeben, und um dieſe verſchiednen Abſtufungen der Bedeutungen kenntlich zu machen, nicht willkührlich eigne Redensarten, ſondern Beyſpiele gebrauchen ſollte, die aus den Schriftſtellern gewählt wären, welche das mehrſte Anſehn gehabt hätten. Auf die Weiſe würde man ein wahres litterariſches nnd grammatikaliſches Wörterbuch erhalten; und Ausländer und ſelbſt Franzoſen, alle Feinheiten der Sprache daraus haben kennen lernen können.

Dieſes Wörterbuch würde für die Gelehrten ein ſehr unterrichtendes Werk geweſen ſeyn, das zur Bildung des Geſchmacks beygetragen und die Fortſchritte des Sprachverderbniſſes gehemmt hättte. Jeder Akademiker ſollte einen Buchſtaben des Alphabets übernehmen. Voltaire hatte den Buchſtaben A genommen; und um ſeine Kollegen zu ermuntern, und zu zeigen, wie leicht es ſey, dieſen Plan auszuführen, wollte er in wenigen Monaten den Theil zu Stande bringen, den er übernommen hatte.

So viele Arbeiten hatten ſeine Kräfte erſchöpft. Ein Blutſpeyen, das durch ſeine Anſtrengung bey den Probedeklamationen der Irene veranlaßt war, hatte ihn geſchwächt. *) Seine Geiſtesthätigkeit reichte indeß zu allem hin, und verbarg ihm ſeine wahre Schwäche. Endlich wurde er durch die Anſtrengung einer zu anhaltenden Arbeit des **Schlafs beraubt.** Er wollte ſich ihn auf einige Stunden verſchaffen, um im Stande zu ſeyn, perſönlich die Akademie zur unwiderruflichen Annahme des Plans des Dictionnairs zu bewegen, gegen welches einige Einwendungen gemacht waren. Er entſchloß ſich deshalb, **Opium** zu nehmen. Sein

*) Voltaire hatte ſchon beſchloſſen, nach Ferney wieder zurückzukehren. Als die Bauern daſelbſt erfuhren, daß er zu Paris krank geworden, ſo erboten ſie ſich, dahin zu kommen, um ihn in einer Sänfte ganz nach Ferney zurück zu tragen. Die freyere Religion Voltairs hatte anfangs die Bauern abgeneigt gegen ihn geſinnt gemacht. Allein ſein freundliches Betragen und ſeine Wohlthätigkeit erwarben ihm bald die außerordentliche Liebe und Verehrung derſelben. Wenn er zu Ferney ſpazieren gieng, folgten ihm öfters die Leute nach, umgaben und ſegneten ihn. Kamen die Bauern von der Arbeit zurück, ſo knieten ſie nicht ſelten vor dem von ihm errichteten Grabmonumente nieder und riefen ihren wohlthätigen Guthsherrn als einen Heiligen an.

Geiſt beſaß alle ſeine Stärke; ſeine Seele, alle ihre natürliche Lebhaftigkeit; ſein Karakter alle ſeine Thätigkeit und Munterkeit, als er das Ruhemittel nahm, das er für nöthig hielt. Seine Freunde hatten ihn noch am ſelbigen Abend geſehen, wie er ſich ſeinem Haß gegen die Vorurtheile ganz überließ, ihn mit Beredſamkeit ausdrückte, und bald darauf ſie nur von der lächerlichen Seite betrachtete, und mit jenem Reiz, mit jener beſondern Darſtellung ſich über ſie luſtig machte, die ſeinen launigten Vortrag karakteriſirte. Er nahm darauf zu wiederhohltenmalen **Opium**, und **verſah ſich in den Portionen**, wahrſcheinlich in der Art von Betäubung, die die erſtern genommenen Doſen verurſacht hatten. Dreyßig Jahre vorher war er eben ſo unvorſichtig im Opiumnehmen, und dadurch in Lebensgefahr geweſen. Dieſesmal reichten ſeine erſchöpften Kräfte nicht hin, das Gift zu beſiegen. Seit langem hatte er ſchon Schmerzen an der Blaſe gelitten, und bey der allgemeinen Schwäche ſeiner Glieder, bekam das Glied, das ſchon verlezt war, einen unheilbaren Schaden.

Kaum konnte er in dem langen Zwiſchenraume zwiſchen dieſem traurigen Zufalle und ſeinem Tode, den Kopf einige Augenblicke nach einander in die Höhe heben, und aus der

Schlafſucht kommen, in die er verſenkt war. In einer dieſer glücklichen Zwiſchenaugenblicke ſchrieb er an den jungen Grafen von **Lally**-Tolendal — der ſchon ſo berühmt durch ſeinen Muth war, und es nachmals durch ſeine Beredſamkeit und ſeinen Patriotismus zu ſeyn verdient hat — jene oben angeführten Zeilen, die letzten, die von ſeiner Hand gekommen ſind, in welchem er die Regierung pries, deren Gerechtigkeit ſo eben eine von den Gewaltthätigkeiten des Parlamentsdeſpotismus vernichtet hatte. Voltaire ſtarb endlich am 30. **May** 1778.

Die Pariſer ſind — Dank ſey es den Fortſchritten der Vernunft, und dem Lächerlichen, das über den Aberglauben verbreitet iſt — ſo lange ſie ſich wohl befinden, vor der Tyranney der Prieſter ſicher; aber ſie fallen unter dieſelbe zurück, ſobald ſie krank werden. Die Ankunft Voltairs hatte den Zorn der Fanatiker entbrannt, und den Stolz der Anführer der kirchlichen Hierarchie beleidigt; zugleich aber hatte ſie einigen Prieſtern den Gedanken beygebracht, ihren Ruf und ihr Glück auf die **Bekehrung** jenes weltberühmten Feindes zu gründen. Unſtreitig ſchmeichelten ſie ſich nicht, ihn zu überzeugen; allein ſie hoften ihn zu bewegen, daß er ſich ſtelle es zu ſeyn. Voltaire wünſchte, zu Paris bleiben zu können, ohne daſelbſt durch

prieſterliche Angebungen beunruhigt zu werden. Er hielt es ſelbſt nach einer alten Stimmung ſeiner Jugend zum Beſten der Freunde der Vernunft für dienlich, daß intolerante Auftritte nicht ſeine letzten Augenblicke begleiteten. Er ließ alſo gleich beym Anfange ſeiner Krankheit einen Hoſpitalprediger hohlen, der ihm ſeine Dienſte angeboten hatte, und ſich rühmte, den Abt Attaignant, der durch Anſtößigkeiten andrer Art bekannt iſt, wieder mit der Kirche ausgeſöhnt zu haben.

Der Abbe' Gauthier beichtete Voltaire, und erhielt von ihm ein Glaubensbekenntniß, wodurch er erklärte, daß er in der katholiſchen Religion ſterbe, in der er gebohren ſey.

Bey der Nachricht von dieſem Vorgange, der den Aufgeklärten mehr ärgerlich war, als er die Andächtigen erbaute, lief der Pfarrer von St. Sulpice zu ſeinem Pfarrkinde, zu Voltaire. Dieſer empfing ihn höflich, und gab ihm, wie's Gebrauch war, einen anſehnlichen Allmoſen für ſeine Armen. Allein, eiferſüchtig darüber, daß ihm der Abbe' Gauthier zuvorgekommen, fand er, daß derſelbe zu nachſichtig geweſen ſey; daß er ein umſtändlicheres Glaubensbekenntniß, eine ausdrückliche Verläugnung aller dem Glauben zuwiderlaufenden Lehren hätte verlangen müſſen, deren Behaup-

tung man Voltaire vorwerfen könnte. Der Abt Gauthier behauptete, daß man alles würde verlohren haben, wenn man alles verlangt hätte. Während dieſes Streits wurde Voltaire wieder beſſer. Man führte die Irene auf, und die Bekehrung wurde vergeſſen. Allein im Augenblicke ſeines Rückfalls, ſtellte ſich der Pfarrer wieder ein, feſt entſchloſſen, Voltaire nicht begraben zu laſſen, wenn er nicht von ihm den ſo gewünſchten Widerruf erhalten hätte.

Dieſer Pfarrer war ein halb ſcheinheiliger, halb ſchwacher Menſch, redete mit der dummen Ueberzeugung eines Auserwählten, handelte mit der Biegſamkeit eines Jeſuiten, war demüthig in ſeinem Benehmen bis zur Niedrigkeit, anmaßend in ſeinen Prieſteranſprüchen, kriechend bey den Großen, gütig gegen jene Pöbelgattung, die man mit Allmoſen gewinnt, und ermüdete mit ſeinem gebietriſchen Fanatismus die Einfältigen. Er wollte durchaus, daß Voltaire wenigſtens die **Gottheit Chriſti** anerkenne, die ihm mehr angelegen war, als die andern Lehren. Er riß ihn daher eines Tags aus ſeinem lethargiſchen Schlummer, und ſchrie ihm in die Ohren: *) „Glauben Sie

*) In welcher ſinnloſen Betäubung Voltaire lag, zeigte die Antwort, die er ſchon vorher gab. Man

an die Gottheit Chriſti? „Um Gottes Willen, mein Herr, antwortete Voltaire, ganz betäubt und faſt ſchon aller Beſinnung beraubt, ſprechen Sie mir nicht von jenem Menſchen mehr, und laſſen Sie mich in Ruhe ſterben.„

Nunmehr erkärte der Prieſter, daß er nicht umhin könne, ihm das Begräbniß zu verſagen. Dazu hatte er aber das Recht nicht einmahl. Denn, nach den Geſetzen muß vor dieſer Begräbnißverweigerung, erſt ein Exkommunikations- oder weltliches Urtheil erfolgt ſeyn. Man kann ſelbſt über die Exkommunikation, als über einen Misbrauch appelliren. Hätte ſich die Familie Voltairs beym Parlamente beklagt, ſo würde ſie Gerechtigkeit erhalten haben. Allein ſie ſcheuete den Fanatismus dieſes Kollegiums, den Haß ſeiner Mitglieder gegen Voltaire, der ſo oft wider ihre Ungerechtigkeiten gedonnert, und ihre Anmaßungen beſtritten hatte. Sie bedachte und wußte nicht, das das Parlament ohne eigne Schande, nicht von den Grundſätzen abgehen könne, die es zum Beſten der Janſeniſten befolgt hatte; daß ferner viele

ſagte ihm, daß ſein Beichtvater, der Abt Gauthier da ſey. „Der Abt Gauthier, mein Beichtvater, antwortete er, indem er kaum den Kopf aufheben konnte, machen Sie ihm mein Kompliment.

junge Parlamentsglieder nur auf eine Gelegenheit warteten, durch eine auffallende Handlung jenen Vorwurf von Fanatismus zu vertilgen, der ſie ärgerte, und ſich eine Ehre zu erwerben, indem ſie eine Achtung dem Andenken eines Mannes von Genie erzeigten, den ſie das Unglück gehabt hatten unter ihre Feinde zu zählen. Die Familie bedachte nicht, welche ſtarke Unterſtützung ihr jener Enthuſiasmus gebe, den Voltaire erregt hätte; ein Enthuſiasmus, der ſich durch alle Klaſſen der Nation verbreitet hatte, und den keine Macht ſich unterſtanden hätte, gradezu anzugreifen.

Man zog daher Unterhandlungen mit dem Miniſterium vor. Die Miniſter, die weder das Publikum beleidigen wollten, indem ſie zu der Rache der Geiſtlichkeit behülflich waren, noch den Prieſtern misfallen, indem ſie ſie zwangen, ſich nach den Geſetzen zu bequemen, noch ſie beſchämen, indem ſie dem großen Manne ein öffentliches Denkmahl errichteten, deſſen Aſche ſie ſo unwürdig beunruhigten, und ihn für die geiſtlichen Ehrenbezeugungen, die ſo wenig für ihn paßten, durch bürgerliche Ehrenbezeugungen entſchädigten, die ſein Genie und das Gute verdienten, das er über die Nation verbreitet hatte, — genehmigten den Vorſchlag, den Leichnam Voltairs in einer Kloſter-

kirche beyſetzen zu laſſen, deren Abt ſein Neveu war. Er wurde alſo (des Nachts in einer Poſtchaiſe) nach **Scellieres** gebracht. Die Prieſter hatten beſchloſſen, der Ausführung dieſes Vorhabens ſich nicht zu widerſetzen. Zwey vornehme — ſehr andächtige — **Damen,** ſchrieben indeß an den Biſchof von **Troyes**, und erſuchten ihn, daß er ſich als Biſchof jenes Kloſterſprengels dem Begräbniſſe widerſetzen mögte. Allein, zum Glück für die Ehre des Biſchofs, kamen dieſe Briefe zu ſpät an; — und Voltaire wurde begraben. *)

Die franzöſiſche **Akademie** hatte die Gewohnheit, für jedes ihrer verſtorbenen Mitglieder ein Todtenamt von den Franziskanern halten zu laſſen. Der Erzbiſchof von Paris, **Beaumont**, den ſeine Unwiſſenheit und ſein Fanatismus ſo bekannt gemacht haben, verbot, dieſes Todtenamt zu halten. Die Franziskaner gehorchten ihm ungern. Allein ſie wußten, daß die Beichtkinder Beaumonts ihm ſeine Rache verziehen, und ihm nicht Gerechtigkeit

*) Das Herz von Voltaire wurde in einem vergoldeten Behältniß nach Ferney gebracht, und in einem Sarkophag verwahrt, den man in ſeinem ehemaligen Arbeitszimmer aufſtellte. Ueber die Thüre des Zimmers wurde folgende Inſchrift geſetzt: „**Sein Herz iſt hier, ſein Geiſt aber allenthalben.**„

predigten. Die Akademie entſchloß ſich darauf, jenen Gebrauch ſo lange zu verſchieben, bis die Beleidigung, die man dem unſterblichſten ihrer Mitglieder bezeigte, wieder gut gemacht wäre. So trug alſo Beaumont, wider ſeinen Willen, zur Aufhebung eines lächerlichen, abergläubiſchen Gebrauchs bey.

Inzwiſchen ließ der König von **Preußen** ein feyerliches Todtenamt für Voltaire in der **katholiſchen** Kirche zu **Berlin** halten. Die preußiſche Akademie wurde dazu von ihm eingeladen, und er ſchrieb — was das glorreichſte für Voltaire war, — ſelbſt in dem Lager, in welchem er an der Spitze von 150,000 Mann, die Rechte des deutſchen Reichs vertheidigte, und ſich der Macht des Hauſes Oeſtreich widerſetzte, die Lobrede des berühmten Mannes, deſſen Schüler und Freund er geweſen war, der ihm vielleicht nie die unwürdige und auffallende Gewaltthätigkeit, die auf ſeinen Befehl zu Frankfurt wider ihn verübt wurde, vergeben hatte, zu dem ihm aber ein Gefühl von Bewunderung und eine natürliche Neigung, ſelbſt wider ſeinen Willen, immer zurückführten. Dieſe Lobſchrift war ein ſehr ſchöner Erſatz für die unwürdige Rache der Prieſter.

Von allen Gewaltthätigkeiten wider die Menſchheit, die die Prieſter in den Zeiten der

Unwiſſenheit und des Aberglaubens die Macht erhalten haben, ungeſtraft auszuüben, iſt die, die ſie über Leichname ſich anmaßen, ohne Zweifel die am wenigſten ſchädliche. In den Augen der Philoſophen können ihre Beſchimpfungen allein Anſprüche auf Ruhmlob ſcheinen. Indeß iſt die ehrerbietige Achtung gegen die körperlichen Ueberreſte von Perſonen, die man geliebt hat, kein Vorurtheil. Sie iſt eine von der Natur ſelbſt eingeflößte Empfindung, die eine Art von religiöſer Verehrung gegen alles das unſern Herzen eingeprägt hat, was uns Weſen wieder in Erinnerung bringt, die die Freundſchaft oder Dankbarkeit uns heilig gemacht haben. Die Freyheit, ihren Ueberreſten jene traurigen Ehrenbezeugungen zu erweiſen, iſt daher für den Menſchen von Gefühl ein theures Recht, und man kann ihm, ohne Ungerechtigkeit nicht die Freyheit rauben, diejenigen unter denſelben zu wählen, die ihm ſein Herz vorſchreibt, und noch weniger ihm jenen Troſt überhaupt, nach dem Willen jenes hierarchiſchen Korps verſagen, das mit einer, nur zu lange erlittnen Kühnheit, ſich das Recht angemaßt hat, die Gedanken zu richten und zu ſtrafen.

Die Herrſchaft dieſes Korps über die Gemüther des Volks iſt übrigens noch nicht auf-

gehoben. Ein Chriſt, dem das Begräbniß verſagt wird, iſt noch in den Augen des Pöbels ein Menſch, der Verachtung und Verabſcheuung verdient; und dieſe Verabſcheuung erſtreckt ſich bey Gemüthern, die von Vorurtheilen beherrſcht werden, ſelbſt über ſeine Familie. Wenn der Haß der Prieſter nur Männer verfolgte, die ſich durch Meiſterwerke verewigt haben, deren Namen gleichſam das Gerücht ermüdet hat, deren Ruhm alle Jahrhunderte umfaßt, dann könnte man ihnen ohnſtreitig ihre ohnmächtigen Bemühungen vergeben. Allein ihre Verfolgung kann ſich über weniger berühmte Unglückliche ausdehnen, und alle Menſchen haben dieſelben Rechte.

Das Miniſterium war über ſeine Schwäche etwas beſchämt. Es glaubte der öffentlichen Verachtung dadurch zu entgehen, daß es **verbot, in den periodiſchen Schriften, oder an den Oertern von Voltaire zu reden, wo** die Polizey gewohnt iſt, die Freyheit unter dem Vorwande zu verletzen, daß man die gute Ordnung herſtellen müſſe, die ſie oft mit der Achtung gegen eingeführte oder begünſtigte Sottiſen verwechſelt.

Man verbot in öffentlichen Blättern von ſeinem Tode zu reden, und die Schauſpieler bekamen den Befehl, keines ſeiner Stücke auf-

zuführen. Die Miniſter bedachten nicht, daß dergleichen Mittel, um den öffentlichen Unwillen über ihre Schwäche zu unterdrücken, nur dazu dienen würden, einen neuen Beweis von derſelben zu geben, und zu zeigen, daß ſie weder den Muth hätten, den Beyfall des Publikums zu verdienen, noch den Tadel deſſelben zu ertragen.

Die bisherige bloße Erzählung der Lebensereigniſſe Voltairs hat ſchon hinlänglich den Geiſt und den Karakter deſſelben dargeſtellt. Wohlthätigkeit, Nachſicht gegen Schwächen, Haß gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung machten die Grundzüge deſſelben aus. Man kann ihn unter die wenigen Menſchen rechnen, bey denen die Liebe zur Menſchheit eine wahre Leidenſchaft iſt. Dieſe Leidenſchaft, die edelſte unter allen, iſt nur erſt in neuern Zeiten geſehen worden. Die Fortſchritte der Aufklärung haben ſie erzeugt, und ihre Exiſtenz allein iſt hinreichend, die blinden Anhänger des Alterthums und die Verläumder der Philoſophie zu widerlegen.

Allein die glücklichen Neigungen Voltairs wurden öfters durch eine natürliche, wankelmüthige Lebhaftigkeit verleitet, die die Gewohnheit, Trauerſpiele zu verfertigen, noch vermehrt hatte. In einem Augenblicke gieng

er vom Zorn zu gerührter Zärtlichkeit, vom Unwillen zum Scherz über. Mit heftigen Leidenſchaften gebohren, riſſen ſie ihn oft zu ſehr hin, und ſeine wankelmüthige Lebhaftigkeit, gab ihm nicht die gewöhnlichen Vorzüge leidenſchaftlicher Seelenfeſtigkeit des Betragens und jenen Muth, den die Furcht beym Handeln nicht unterdrücken kann, und der durch die Gegenwart einer vorhergeſehenen Gefahr nicht erſchüttert wird. Man hat ihn öfters ſich dem Sturm faſt mit Verwegenheit ausſetzen, aber ſelten demſelben mit Standhaftigkeit trotzen ſehen; und dieſe Abwechslung von Kühnheit und Schwäche verunwilligte oft ſeine Freunde, und verſchafte ſeinen Feinden unwürdige Triumphe.

Als **Freund** war er ſtandhaft und beſtändig. Die Freundſchaft, die ihn mit **Genonville**, mit dem Präſidenten de **Maiſons**, mit **Formont**, **Cideville**, mit der Marquiſe von **Chatelet**, mit **Argental** und **Alembert** verband, wurde durch Gewölke ſelten getrübt, und endigte ſich nur mit ihrem Tode. Man erſieht aus ſeinen Werken, daß wenige Menſchen von Gefühl ſo lange, wie er, das Andenken von Freunden behalten haben, die ſie in ihrer Jugend verlohren.

Man hat ihm ſeine zahlreichen Streitig-

keiten vorgeworfen. Allein bey keiner war er der angreifende Theil geweſen. Hingegen hatten ſich ſeine Feinde, die wenigſtens, gegen die er unverſöhnlich war, die er der öffentlichen Verachtung Preis gab, nicht auf bloße perſönliche Angriffe beſchränkt; ſie waren ſeine Angeber bey den Fanatikern geworden und hatten über ſein Haupt das Schwerdt der Verfolgung zu bringen geſucht. Es iſt traurig, in dieſe Liſte Männer von wirklichem Verdienſt mit ſetzen zu müſſen, z. B. den Dichter Jean Baptiſt Roußeau, die beyden Pompignan *), Larcher und ſelbſt den Genfer-Roußeau. Allein, iſt es nicht eher zu

*) Einer dieſer Brüder hat ſeit kurzem durch ein edles und patriotiſches Betragen die Flecken abgewiſcht, die ſeine biſchöflichen Anſchwärzungen über ſein Leben verbreitet hatten. Wie man ſieht, nimmt er jetzt muthig eben die Grundſätze der Freyheit an, die er in ſeinen Werken mit Bitterkeit den Philoſophen vorwarf, und gegen welche er die Rache des Deſpotismus aufzubringen ſuchte. Man würde ſich irren, wenn man ihm, zufolge dieſes Widerſpruchs, Unredlichkeit vorwürfe. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß Männer, die mit Rechtſchaffenheit und Gradſinn, Furchtſamkeit des Geiſtes verbinden, gewiſſe Grundſätze nicht zu unterſuchen, und über gewiſſe Gegenſtände ſich kein eignes Syſtem zu bilden wagen, ehe ſie ſich nicht durch die Meynung des Publikums unterſtützt ſehen.

verzeihen, wenn man bey ſeiner Rache die Rechte der Selbſtvertheidigung zu weit treibt, und ungerecht iſt, indem man ſich einem Zorne überläßt, deſſen Veranlaſſung rechtmäßig iſt, als wenn man die Geſetze der Menſchheit verletzt, indem man die Rechte, die Freyheit und Sicherheit eines Mitbürgers in Gefahr bringt, um ſeinen Stolz, die Entwürfe ſeiner Scheinlichkeit, oder ſeine hartnäckige Ergebenheit an ſeine Meynungen zu befriedigen?

Man hat Voltaire ſeine Erbittrung gegen Maupertuis vorgeworfen; allein begnügte ſich dieſe Erbittrung nicht damit, einen Mann lächerlich zu machen, der durch niedrige Ränke ihn zu verläumden und zu ſtürzen geſucht, — der, um ſich wegen einiger launigten Aeuſſerungen zu rächen — die Macht eines Königs zu Hülfe rief, der durch ſeine hinterliſtigen Anſchwärzungen aufgebracht worden war?

Man hat behauptet, Voltaire ſey eiferſüchtig geweſen — und darauf mit dem Verſe aus dem Tancred geantwortet:

De qui dans l'Univers peut - il être jaloux?

Ueber wen in der Welt kann er eiferſüchtig ſeyn?

Aber er war es, ſagt man, über Buffon. Wie? der Mann, deſſen mächtiger Arm die alten Säulen des Tempels des Aberglaubens

erſchütterte, der ſich beſtrebte, jene elenden Heerden, die ſo lange unter dem Stabe der Prieſterſchaft ſeufzten, in Menſchen zu verwandeln, der ſollte über die glückliche und reizende Abbildung der Gewohnheiten einiger Thiere, oder über die mehr oder weniger glückliche Vereinbarung einiger nichtigen, durch Thatſachen widerlegten Syſteme, eiferſüchtig geweſen ſeyn?

Aber er war über J. J. Roußeau eiferſüchtig. Es iſt wahr, die Kühnheit deſſelben erregte den Muth Voltairs. Allein, der Philoſoph, der die Fortſchritte der Aufklärung die Menſchen milder, freyer und vollkommner machen ſah, der ſich dieſer Revolution als ſeines Werks erfreute — ſollte der über den beredten Schriftſteller eiferſüchtig geweſen ſeyn, der den Geiſt des Menſchen zu einer ewigen Unwiſſenheit verdammen wollte? Sollte der Feind des Aberglaubens über den eiferſüchtig geweſen ſeyn, der nicht genug Ruhm darin zu finden glaubte, die Altäre zu zerſtöhren, und daher — aber vergebens — ſie wieder aufzubauen ſuchte?

Voltaire ließ den Talenten Roußeau's keine Gerechtigkeit wiederfahren, weil ſein, von Natur richtig denkender Geiſt einen unwiderſtehlichen Widerwillen gegen übertriebene Mey-

nungen hatte; — weil der Ton der Strenge ihm in einen Anſtrich von Scheinheiligkeit darſtellte, deren geringſter Zug ſeine freye, offene Seele empörte; — und weil er endlich gewohnt war, über alle Gegenſtände zu ſcherzen, und ihm der Ernſt in den kleinen Umſtänden der Leidenſchaften, oder des menſchlichen Lebens etwas lächerlich vorkam. Er war ungerecht, weil Roußeau ihn gereizt hatte, indem er mit Beleidigungen auf freundſchaftliche Anerbietungen antwortete, die Voltaire ihm machte; *) weil Roußeau ihn beſchuldigte,

*) Roußeau behauptete bekanntlich, daß der denkende Menſch ein Thier ſey; daß man keine Wiſſenſchaften lernen müſſe, um ein glücklicher Menſch zu ſeyn. Dieſer paradoxe Satz, oder vielmehr dieſe Sottiſe hatte das Unglück, von der Akademie zu Dijon mit Beyfall aufgenommen zu werden. Roußeau ſchickte ſeine Preisabhandlung auch an Voltaire. Dieſer dankte ihm in einem ſchmeichelhaften Briefe, worin er unter andern ſagte, „daß noch keiner ſo viel Verſtand gezeigt habe, die Menſchen zu Thieren machen zu wollen, und daß, wenn er ſeine Abhandlung läſe, ihm die Luſt ankäme, auf Vieren zu kriechen.“ Allein Roußeau nahm dieß Kompliment übel, und haßte Voltaire auf immer. Roußeau gab bald darauf ſeinen Emil heraus. Er erſchien in Holland mit Privilegien. Das Pariſer Parlement ließ dieß Buch aber durch den Scharfrichter verbrennen. Roußeau wurde mit gefäng-

daß er ihn verfolge, grade wie er ſeine Verthei=
digung übernahm, und Voltairen nachmals
ſelbſt ſeinen Verfolgern angab.

Er war eiferſüchtig über Montesquieu.
Allein er hatte ſich über den Verfaſſer des **Gei=
ſtes der Geſetze** (Esprit des Loix) zu beklagen,
der ihn, theils aus einem nicht wohlangebrachten
trotzigen Stolze, theils aus einer furchſamen Po=
litik mit Gleichgültigkeit und faſt mit Verachtung
anſah. Und doch iſt jener berühmte Ausdruck
Voltairs: **Die Menſchheit hatte ihre Rechte
verlohren; Montesquieu hat ſie wieder=
gefunden, und ſie ihr zurückgegeben.** „ —
noch der ſchönſte Lobſpruch auf das Werk über
den Geiſt der Geſetze, der indeß ſelbſt die Grän=
zen der Gerechtigkeit überſchreitet. Wenig=
ſtens iſt er nur für Frankreich wahr. Denn,
ohne die Werke des Althuſius **) und eini=

licher Haft bedrohet, und kam in die gröſte Ge=
fahr. Voltaire bot ihm unter dieſen Umſtänden
eine Freyſtatt bey ſich an. Allein der bizarre
Weltweiſe antwortete auf dieſen gütigen Vor=
ſchlag mit folgendem kurzen Briefe: „Ich kann
**Sie nicht ausſtehen, mein Herr, weil ſie meine
Bürgerrepublik durch Ihre Komödien ver=
derben.** „ — „**Mein Freund Jean Jaques** iſt
kränker wie ich glaubte, „ war das Urtheil, das
Voltaire darauf äußerte.

**) Ein deutſcher Rechtsgelehrter des 16ten Jahr=
hunderts, der ſchon damals behauptete, daß die
Souverainetät der Staaten dem Volke zukomme.

ger andern zu erwähnen, ſind die Rechte der Menſchheit weit nachdrücklicher und freymüthiger von **Locke** und Sidnei als von Montesquieu reklamirt worden.

Voltaire hatte öfters das Buch über den Geiſt der Geſetze getadelt, aber faſt immer mit Recht. Daß er Recht gehabt hat, **Montesquieu** zu beſtreiten, wird dadurch bewieſen, daß noch heut zu Tage die ungereimteſten und verderblichſten Vorurtheile durch das Anſehn dieſes berühmten Mannes erhalten werden. Hätten nicht die Fortſchritte der Aufklärung das Joch jeder Art von Autorität in den Rechtsunterſuchungen abgeſchüttelt, die allein der Vernunft vorbehalten ſind, ſo würde das Werk **Montesquieu's** jetzt mehr Schaden in **Frankreich** ſtiften, als es Gutes in Europa hat ſtiften können. Der Enthuſiasmus ſeiner Anhänger iſt ſo weit gegangen, daß man behauptet hat, Voltaire ſey nicht im Stande geweſen, Montesquieu zu beurtheilen, ja nicht einmahl zu verſtehen. Ueber den Ton dieſer Kritiken aufgebracht, mag Voltaire ſeinen richtigen Bemerkungen wohl einen Anſtrich von Bitterkeit gegeben haben. Allein, rechtfertigt ſie nicht ein ſo lächerlicher Stolz?

Die Mode, Voltairen der Eiferſucht zu beſchuldigen, gieng ſelbſt ſo weit, daß man die-

ſer Empfindung auch ſeine weiſen Bemerkungen über das Werk des **Helvetius** zuſchrieb, das er aus Achtung gegen einen verfolgten Philoſophen die ſchonende Zurückhaltung gehabt hatte, erſt nach deſſen Tode herauszugeben; — daß man derſelben ſeinen Unwillen über den Tagsbeyfall einiger ſchlechten Tragödien zuſchrieb; als wenn man nicht, ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt, über jenen erſtohlnen Beyfall gekränkt ſeyn könnte, der für die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und der Philoſophie öfters ſo nachtheilig iſt. Wie ſehr haben nicht in einem andern Fache die Lobſprüche, die an **Richelieu**, an **Colbert** und einige andre Miniſter verſchwendet wurden, die Fortſchritte der Vernunft in den politiſchen Wiſſenſchaften gehemmt!

Wenn man die Werke Voltairs lieſet, ſo ſieht man, daß vielleicht kein Menſch in einem höhern Grade Richtigkeit des Verſtandes beſeſſen hat, als er. Er behält ſie mitten in ſeinem poetiſchen Enthuſiasmus, wie im Taumel launigter Fröhlichkeit. Allenthalben leitet ſie ſeinen Geſchmack, und ordnet ſeine Meynungen. Sie iſt eine der Hauptquellen des unausſprechlichen Reizes, den ſeine Werke für alle gute Köpfe haben. Kein Genie hat vielleicht mehr Ideen auf einmal umfaſſen können,

keines hat mit mehrerer Scharfſicht alles durchdrungen, was ein einziger Augenblick faſſen kann, oder zugleich mehr Gründlichkeit in allem dem gezeigt, was nicht entweder eine lange Auflöſung oder ein ſtarkes Nachdenken erfodert. Sein Adlerblick hat ſelbſt die mehr als einmal in Verwundrung geſetzt, die jenen Mitteln tiefere Ideen, größre und beſtimmtere Darſtellungen verdankten. Oefters ſah man ihn in der Unterredung in einem Augenblicke unter verſchiednen Gedanken wählen, ſie auf einmal ordnen, und um ſie deutlich und wirkſam zu machen, mit einem treffenden und glänzenden Ausdrucke bekleiden.

Daher jener trefliche Vorzug, daß er ſtets klar und ungekünſtelt iſt, ohne je abgeſchmackt zu ſeyn, daß er mit gleichem Vergnügen von der niedrigſten Klaſſe der Leſer, wie von dem erſten Philoſophen geleſen wird. Lieſet man ihn mit Nachdenken, ſo findet man in ſeinen Werken eine Menge erhabner und wahrer philoſophiſcher Grundſätze, die den oberflächigen Leſern entgehen, weil ſie die Aufmerkſamkeit nicht erzwingen, und keine Anſtrengung erfodern, um verſtanden zu werden.

Betrachtet man ihn als **Dichter**, ſo wird man finden, daß in allen Gattungen der Poeſie, worin er ſich verſucht hat, die **Ode** und das

Luſtſpiel die einzigen ſind, in denen er nicht verdient hat, den erſten Rang zu bekommen. Es glückte ihm nicht im Luſtſpiele, weil er, wie wir ſchon bemerkt haben, die Gabe beſaß, das Lächerliche der Meynungen, aber nicht der Karaktere zu treffen, welches in Handlung geſetzt werden kann, und allein fürs Luſtſpiel geſchickt iſt. In einem Lande, wo die menſchliche Vernunft von allen ihren Gängelbänden frey, wo die Philoſophie populär wäre, könnte man allerdings auch Meynungen mit Erfolg auf die Bühne bringen, die zugleich gefährlich und abgeſchmackt wären; allein dieſe Art von Freyheit herrſcht noch bey keinem Volke.

Die **Dichtkunſt** verdankt ihm die Freyheit, ſich in einem ausgedehntern Felde üben zu können. Er hat gezeigt, wie ſie mit der Philoſophie verbunden werden kann, ſo, daß die Dichtkunſt, ohne von ihren Reizen zu verliehren, ſich zu neuen Schönheiten erhebt, und die Philoſophie ohne Trockenheit und Schwulſt, ihre Genauigkeit und Gründlichkeit behält.

Man kann ſeine theatraliſchen Werke nicht leſen, ohne zu bemerken, daß die Kunſt der **Tragödie** ihm allein die Fortſchritte verdankt, die ſie ſeit **Racine** gemacht hat. Selbſt die, welche ihm die Ueberlegenheit oder Gleichheit des Talents der Poeſie mit Racine nicht ganz

einräumen wollen, können ohne Verblendung oder Ungerechtigkeit dieſe Fortſchritte nicht verkennen. Er ſah ein, daß man die Tragödie noch mehr der Natur nähern könne, ohne ihr etwas von ihrer Pracht und Würde zu benehmen; daß ſie noch zu oft Modeſitten ſchildre; daß die Frauenzimmer darin zu viel von ihrer Liebe ſprächen; daß man ſie auf dem Theater vorſtellen müſſe, wie ſie in der wirklichen Geſellſchaft ſind, wie ſie anfangs nur ihre Leidenſchaft durch ihre Bemühung zeigen, ſie verhehlen zu wollen, wie ſie ſich nur erſt in den Augenblicken derſelben überlaſſen, wo das Uebermaaß der Gefahr und des Unglücks ihnen keine Zurückhaltung mehr erlaubt. Er glaubte, daß ungekünſtelte Menſchen, die allein durch ihren Karakter groß, und unbekannt mit Eigennutz und Ehrgeiz ſind, eine Quelle neuer Schönheiten darbieten, und der Tragödie mehr Mannichfaltigkeit und Wahrheit geben könnten. Allein er war ſchon zu ſchwach, ſeine Ideen ausführen zu können; und, wenn man die Rolle des Vaters der Irene ausnimmt, ſo ſind ſeine letzten Trauerſpiele mehr Lehren als Muſter.

Wenn alſo ein Mann von Genie die ſchönen Wiſſenſchaften durch neue Meiſterwerke, und ihre Gränzen erweitert hat, wer hat dieß

mehr als Voltaire! Und doch haben ihn dieß Schriftſteller nicht einräumen wollen, die mehrentheils zu wenig Genie hatten, um einzuſehen, was der wahre Karakter deſſelben iſt.

Voltaire verdankt man's, daß er die Geſchichte unter einen größern und nützlichern Geſichtspunkt gebracht hat, als die Alten. Sie iſt in ſeinen Schriften, nicht die Erzählung der Begebenheiten und der Revolutionen eines Volks; ſie iſt das Gemählde der menſchlichen Natur, nach den Thatſachen entworfen; ſie iſt das philoſophiſche Reſultat der Erfahrung aller Jahrhunderte aller Nationen. Er hat zuerſt **wahre Kritik** in die Geſchichte gebracht, hat zuerſt gezeigt, daß die natürliche Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten gegen die Wahrſcheinlichkeit der Zeugen müſſe abgewogen werden; und daß der philoſophiſche Geſchichtſchreiber nicht allein die Wunderereigniſſe verwerfen, ſondern auch bedächtig die Veranlaſſungsgründe erwägen müſſe, diejenigen Vorgänge zu glauben, die von dem gewöhnlichen Laufe der Natur abweichen.

Vielleicht hat er dieſe ſo weiſe Regel, die er gab, und die ſo genau die Wahrheit erweiſen kann, bisweilen gemisbraucht. Allein, immer hat man's ihm wenigſtens zu verdanken, daß er jenen Haufen von außerordentlichen

Begebenheiten aus der Geſchichte verbannte, die ohne Beweiſe angenommen waren, der Einbildungskraft mehr auffielen und den natürlichſten und poſitivſten Begebenheiten das Intereſſe entzogen. Vor Voltaire kannten die mehrſten Menſchen von der Geſchichte **nur die Mährchen, die ſie entſtellen.** Er hat bewieſen, daß die Ungereimtheiten der **Vielgötterey** bey großen Nationen immer nur die Religion des Pöbels ausmachten, und daß der Glaube an einen einzigen Gott, der unter allen Völkern Statt findet, nicht erſt durch übernatürliche Mittel offenbart zu werden brauchte. Er hat gezeigt, daß alle Völker die Hauptgrundſätze der Moral anerkannten; daß ſie ſtets um ſo reiner war, je mehr ſie ſich gebildet und aufgeklärt hatten. Er hat bewieſen, daß der Einfluß der Religionen öfterer die Moral verdarb, als ſie vervollkommnete.

Als **Philoſoph** hat er zuerſt das Muſter eines Privatmannes aufgeſtellt, deſſen Wünſche und Bemühungen das Wohl des Menſchen in allen Ländern und in allen Jahrhunderten umfaſſen, der wider jeden Irrthum, wider jede Unterdrückung ſeine Stimme erhebt, und alle nützliche Wahrheiten vertheidigt und zu verbreiten ſucht.

Die Geſchichte deſſen, was in Europa zum

Beſten der Vernunft und der Menſchheit geſchehen iſt, iſt die Geſchichte ſeiner Arbeiten und wohlthätigen Unternehmungen. Wenn der thörichte und gefährliche Gebrauch, die **Todten** innerhalb den Städten und ſelbſt in den **Kirchen zu begraben**, in einigen Ländern abgeſchafft worden; — wenn in mehrern Gegenden von Europa die Menſchen durch die **Blatterneinimpfung** einer Krankheit entgehen, die ihr Leben bedroht und oft ihr Glück zerſtört; — wenn die **Geiſtlichkeit** in den katholiſchen Ländern ihre furchtbare Macht verloren hat, und auch im Begriff ſteht, ihre ſchändlichen Reichthümer zu verlieren; — wenn in **Schweden**, **Rußland**, **Pohlen**, **Preußen** und in den Staaten des Hauſes **Oeſtreich** eine tyranniſche Intoleranz verſchwunden iſt; — wenn man ſelbſt in Frankreich und in einigen Staaten Italiens ſie zu vermindern angefangen hat; — wenn die ſchändlichen Ueberreſte der **Feudalſklaverey** in **Rußland**, in **Dännemark**, in **Böhmen** und in **Frankreich** erſchüttert worden; — wenn ſelbſt Polen jetzt das Ungerechte und Gefährliche derſelben einſieht; — wenn die ungereimten und barbariſchen **Geſetze** faſt aller Völker abgeſchafft worden, oder mit einer nahen Aufhebung bedroht werden; — wenn

man allenthalben die Nothwendigkeit eingeſehen hat, die Geſetze und Gerichte zu verbeſſern; — wenn die Menſchen in mehrern Ländern von Europa wahrgenommen haben, daß ſie das Recht beſitzen, **ihre Vernunft zu gebrauchen**; — wenn die **Religionsvorurtheile** aus den erſten Klaſſen der Geſellſchaft verſchwunden und an den Höfen und beym Volke vermindert worden; — wenn die Vertheidiger derſelben zu der beſchämten Nothwendigkeit gebracht ſind, bloß ihren politiſchen Nutzen zu behaupten; — wenn die **Liebe zur Menſchheit** die allgemeine Sprache der Regierungen geworden iſt; — wenn die Kriege ſeltner geworden ſind; — wenn man ihnen nicht mehr den Stolz der Regenten oder Anſprüche zum Vorwande giebt, die der Roſt der Zeiten nichtig gemacht hat; — wenn man die trügeriſchen Masken fallen ſieht, unter welchen privilegirte Korps die Menſchen hintergiengen; — wenn die **Vernunft** zum erſtenmale anfängt, ein gleiches, reines Licht über alle Völker Europa's zu verbreiten; — — ſo wird man in der Geſchichte dieſer Veränderungen allenthalben den Namen **Voltairs** finden; faſt allenthalben wird man ſehen, daß er den Kampf anfieng, oder den Sieg entſchied.

Allein faſt immer ſah er ſich genöthigt,

ſeine Abſichten zu verbergen, ſeine Angriffe zu verdecken; und obgleich ſeine Schriften in aller Händen ſind, ſo ſind die Grundſätze ſeiner Philoſophie nur Wenigen bekannt.

Vorurtheile und Unwiſſenheit ſind die Hauptquellen der menſchlichen Uebel, und die Vorurtheile des Aberglaubens ſind unter allen die nachtheiligſten. Sie verſtopfen alle Quellen der Vernunft, und ihr leidiger Enthuſiasmus verleitet die Menſchen, Verbrechen ohne Gewiſſensgefühl zu begehen. Sanftheit der Sitten, die ſich mit allen Regierungsformen verträgt, vermindert die Uebel, die die Vernunft heilen ſoll und erleichtert die Fortſchritte derſelben. Bey einem gebildetern Volke nimmt ſelbſt die Unterdrückung den Karakter der Sitten an; ſie führt bey ihnen ſelten zu großen Barbareyen. In einem Lande, wo man die Künſte und beſonders die Wiſſenſchaften liebt, duldet man aus Achtung gegen ſie die Freyheit im Denken, die man noch nicht den Muth hat, ſelbſt zu lieben.

Man muß daher jene ſanften Tugenden einzuflößen ſuchen, die beruhigen, zur Vernunft leiten, allen Altern der Menſchheit angemeſſen ſind, und deren Scheinannahme ſelbſt einiges Gutes hervorbringt. Beſonders muß man ſie jenen ſtrengen Eigenſchaften vorziehen,

die man bey gewöhnlichen Seelen faſt nie ohne einen Zuſatz von Härte antrifft, deren Schein anzunehmen ſo leicht und ſo gefährlich iſt; Eigenſchaften, die bisweilen Tyrannen in Schrecken verſetzen, aber nie die Menſchen beglücken, und deren Uebel das Unglück der Nationen beweiſt, deren Geſchichte ſie aufſtellt.

Dadurch, daß man die Menſchen aufklärt und ihre Sitten mildert, kann man hoffen, ſie auf einem ſichern und leichten Wege zur Freyheit zu führen. Allein man kann keine Verbreitung der Aufklärung, keine Veredlung der Sitten hoffen, wenn öftere Kriege die Menſchen gewöhnen, das Blut ihrer Mitbrüder ohne Bedenken zu vergießen und den Ruhm friedlicher Talente zu verachten; wenn die Menſchen, ſtets auf Unterdrückung oder Vertheidigung bedacht, ihre Tugend nach dem Uebel abmeſſen, das ſie haben anrichten können und die Kunſt zu zerſtören zu der erſten der nützlichen Künſte machen.

Je aufgeklärter die Menſchen ſind, deſto freyer werden ſie ſeyn — war der Grundſatz Voltairs, und es wird ihnen dabey weniger Mühe koſten, zur Freyheit zu gelangen. Allein, laßt uns den Unterdrückern nicht Anlaß geben, ein Bündniß wider die Vernunft zu errichten; laßt uns ihnen die genaue und

nothwendige Verbindung der Aufklärung mit der Freyheit verbergen, laßt uns ſie nicht im voraus belehren; daß ein **Volk ohne Vorurtheile bald ein freyes Volk wird!**

Nimmt man die Theokratie aus, ſo haben alle Regierungen einen zunächſt gelegnen Vortheil dabey, wenn ſie gebildete Völker und aufgeklärte Menſchen beherrſchen. Laßt uns ihnen nicht zeigen, daß ſie ein entfernteres Intereſſe haben können, die Menſchen in roher Dummheit zu laſſen! Laßt uns ſie nicht nöthigen, unter dem Intereſſe ihres Stolzes und der Intereſſe ihrer Ruhe und ihres Ruhms zu wählen. Um ihnen die Vernunft liebenswürdig zu machen, muß ſie ſich ihnen ſtets ſanft, ſtets friedlich zeigen; muß ihre eigne Unterſtützung anbieten, indem ſie um die ihrige erſucht, ohne ſie im geringſten durch unvorſichtige Drohungen zu erſchrecken. Greift man die Unterdrücker an, ehe die Einwohner des Staats aufgeklärt ſind, ſo kommt man in Gefahr, die Freyheit völlig zu verlieren und die Vernunft zu unterdrücken. Die Geſchichte enthält die Beweiſe dieſer Wahrheit. Wie oft ſtürzte nicht, — ohnerachtet der edlen Bemühungen der Freunde der Freyheit — eine einzige Schlacht Nationen in eine Sklaverey mehrerer Jahrhunderte zurück!

Welche Freyheit haben ſelbſt die Nationen

genoſſen, die ſie durch die Gewalt der Waffen, nicht durch die Kraft der Vernunft wieder erlangten! — eine kurz dauernde, vergängliche Freyheit, die ſo durch Stürme beunruhigt wurde, daß man faſt zweifeln kann, ob ſie ein wahrer Vortheil für ſie war. Haben nicht die mehrſten die republikaniſchen Regierungsformen mit dem Genuß ihrer Rechte und die Tyranney mehrerer mit der Freyheit vertauſcht? Durch wie viele unbillige, den Naturrechten zuwiderlaufende Verordnungen iſt nicht das Geſetzbuch aller Nationen entſtellt worden, die ihre Freyheit in einem Jahrhunderte erlangten, **wo die Vernunft noch in der Kindheit war.**

Warum will man nicht dieſe traurige Erfahrung benutzen, warum nicht von den Fortſchritten der Aufklärung eine reellere, dauerhaftere und ruhigere Freyheit erwarten? Warum durch Ströme Bluts, durch unvermeidliche Staatserſchütterungen das erkaufen, was dem glücklichen Ausgange des Ohngefährs überlaſſen, was die Zeit ſicher und ohne Aufopferungen verſchaffen wird? **Um freyer, um es ſtets zu ſeyn,** muß man die Augenblicke erwarten, wo die Menſchen, von ihren Vorurtheilen befreyt und von der Vernunft geleitet, **erſt würdig ſind, es zu ſeyn,** indem ſie die wahren Rechte der Freyheit kennen.

Aber was wird dann, um der Freyheit den Weg zu bahnen, die Pflicht des Philoſophen ſeyn? Er wird den Aberglauben angreifen, wird den Regierungen zeigen, daß Friede, Reichthum und Macht der unausbleibliche Lohn der Geſetze ſind, die die Religionsfreyheit ſichern; wird ihnen alles aufdecken, was ſie von den Prieſtern zu beſorgen haben, deren geheimer Einfluß ſtets die Ruhe der Völker bedroht, bey denen keine völlige Schreibfreyheit herrſcht. **Vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt** war's vielleicht unmöglich, ſich ihrem ſchändlichen, drückenden Joche zu entziehen. So lange die Prieſtergewalt nicht durch die Vernunft geſtürzt iſt, bleibt keine Schutzwand vor viehiſcher Dummheit und gefährlichen Unruhen.

Er wird zeigen, daß ohne Denkfreyheit der Prieſtergeiſt eben ſolche Mordthaten, ſolche Todesſtrafen, ſolche Verbannungen, ſolche bürgerliche Kriege, wie ehemals, wieder veranlaſſen; daß man allein durch Aufklärung der Völker die Bürger und ihre Beherrſcher vor dieſen heiligen Freveln ſicher ſtellen kann. Er wird beweiſen, daß Menſchen, die ſich zu Schiedsrichtern der Moral machen, ihre Autorität an die Stelle der Vernunft, ihre Orakelſprüche an die Stelle des Gewiſſens ſetzen wollen, weit

entfernt ſind, durch Verbindung mit religiöſen Meynungen der Moral eine feſtere Stütze zu geben, ſie vielmehr verderben und vernichten, und die Menſchen nicht tugendhafter, ſondern ſie zu blinden Werkzeugen ihrer Ehr- und Habſucht zu machen ſuchen. Früge man ihn, was er an die Stelle der Vorurtheile ſetzen würde, die er aufgehoben hätte, ſo würde ſeine Antwort ſeyn: „Ich habe euch von einer wilden Beſtie befreyt, die euch verſchlingen wollte, und ihr fragt noch, was ich an deſſen Stelle ſetzen will?“

Und wenn man ihm den Vorwurf macht, daß er zu oft auf dieſelben Gegenſtände zurückkomme, daß er zu verächtliche Irrthümer mit Erbittrung angreife, ſo wird er antworten, daß dieſe Irrthümer gefährlich ſind, ſo lange das Volk nicht beſſer belehrt worden, daß, wenn es auch nicht ſo glorreich iſt, Volksvorurtheile zu beſtreiten, als die Weiſen neue Wahrheiten zu lehren, man den Nutzen dem Ruhme vorziehen müſſe, wenn's darauf ankommt, die Bande der Vernunft zu zerbrechen, und einen freyen Weg der Wahrheit zu bahnen.

Anſtatt zu zeigen, daß der Aberglaube die Stütze des Deſpotismus iſt, wird er, wenn er für Völker ſchreibt, die einer willkührlichen Regierung unterworfen ſind, beweiſen, daß

er der Feind der Könige iſt. Von dieſen beyden Wahrheiten wird er diejenige wählen, wird auf diejenige beſtehen, die der Sache der Menſchheit nützen, und nicht auf die, die ihr ſchaden kann, indem ſie übel verſtanden wird.

Anſtatt dem Deſpotismus den Krieg zu erklären, wenn die Vernunft noch nicht Kräfte genug geſammlet hat, anſtatt Völker zur Freyheit aufzurufen, die ſie noch nicht einzuſehen und zu ſchätzen verſtehen, wird er den Nationen und ihren Beherrſchern die kleinern Unterdrückungen öffentlich angeben, die allen Staatsverfaſſungen gemein ſind, und deren Aufhebung eben ſo ſehr das Intereſſe der Gebietenden als der Gehorchenden iſt. Er wird öffentlich ermuntern, die Geſetze zu mildern und einfacher zu machen, die Bedrückungen der Staatsbedienten aufzuheben, die Feſſeln wegzuräumen, in die eine falſche Staatskunſt die Freyheit und Thätigkeit der Bürger einſchränkt — ſo, daß zum Glücke der Menſchen nichts weiter fehlt, als frey zu ſeyn, und der Freyheit Völker dargeſtellt werden können, die ihrer würdiger geworden ſind.

Das iſt das Reſultat der Philoſophie Voltairs; das der Geiſt aller ſeiner Werke.

Daß Menſchen, die ohne ſeine Schriften noch Sklaven der Vorurtheile ſeyn, oder bey

dem Geſtändniſſe zittern würden, daß ſie das Joch derſelben abgeſchüttelt haben; daß die Voltaire beſchuldigen, er habe der Sache der Freyheit geſchadet, weil er ſie ohne Fanatismus und Verblendung vertheidigte; — daß ſie ihn nach einer Stimmung der Gemüther, zehn Jahre nach ſeinem Tode und ein halb Jahrhundert nach ſeiner Philoſophie, daß ſie ihn nach Meynungen beurtheilen, die ohne ihn immer nur ein Geheimniß der Weiſen würden geblieben ſeyn; — daß ſie ihm deswegen Vorwürfe machen, daß er das Gute, welches ohne Freyheit ſeyn kann, von dem Glücke unterſchied, das aus der Freyheit ſelbſt entſpringt; — daß ſie nicht einſehen, daß, wenn Voltaire in ſeinen erſten philoſophiſchen Werken die Grundſätze des alten Brutus, das heißt, die Grundſätze der Independenzakte der Amerikaner angebracht hätte, weder Montesquieu noch Rouſseau ihre Werke hätten ſchreiben können; — daß, wenn er, wie der Verfaſſer des Syſtems der Natur, die Könige zur Erhaltung des Prieſteranſehens eingeladen hätte, Europa noch abergläubiſch ſeyn und lange ſklaviſch bleiben würde; — daß ſie nicht einſehen, daß man in den Schriften, wie im Betragen nur den Muth zeigen muß, der nützlich ſeyn kann; — — an allem dem iſt für den Ruhm Vol-

tairs wenig gelegen. Er muß von aufgeklärten, von den Menſchen beurtheilt werden, die in einer Reihe von Werken, die durch ihre Gattung, ihren Styl und ſelbſt durch ihre Grundſätze verſchieden ſind, den geheimen Entwurf eines Philoſophen zu bemerken im Stande ſind, der muthig und geſchickt den Krieg gegen die Voltaire zu führen weiß, der mehr darauf bedacht iſt, ſie zu beſiegen als ſein Genie zu zeigen, der zu groß iſt, um mit ſeinen Meynungen zu prahlen, zu ſehr ein Freund der Menſchen, als daß er nicht ſeinen erſten Ruhm darin ſetzen ſollte — **ihnen nützlich zu werden.**

Man hat Voltaire vorgeworfen, daß er zu ſehr die monarchiſche Regierung geliebt habe. Allein dieſer Vorwurf kann nur denen glaublich ſcheinen, die ſeine Werke nicht geleſen haben. Es iſt wahr, daß er den ariſtokratiſchen Deſpotismus haßte, der Strenge mit Scheinheiligkeit, und eine härtere Tyranney mit einer verkehrtern Moral verbindet; es iſt wahr, daß ihm die Magiſtratskollegien in Frankreich und die adlichen Schweden und Pohlen nie gefielen, die Freyheit das Joch nannten, unter welches ſie das Volk beugen wollten; — und dieſe Meynung Voltairs iſt die Meynung aller Philoſophen geweſen, die die Definition

eines Freyſtaats in ihrem Herzen und ihrer Vernunft, und nicht, wie der Pedant Mably in den Beyſpielen der tyranniſchen Anarchien Griechenlands und Italiens ſuchten.

Man beſchuldigt ihn, daß er die Pracht des Hofes Ludwigs des Vierzehnten zu ſehr gelobt habe; und dieſe Beſchuldigung iſt wahr. Es war das einzige Vorurtheil, das er aus ſeiner Jugend behalten hatte. Es giebt wohl wenige Menſchen, die ſich ſchmeicheln können, ſich von allen Vorurtheilen frey gemacht zu haben. Man hat ihm vorgeworfen, daß er es zum Glücke eines Volks für hinreichend gehalten habe, wenn es berühmte Künſtler, Redner und Dichter beſitze. Nie hat er einen ſolchen Gedanken haben können. Allein er glaubte, daß die Künſte und Wiſſenſchaften die Sitten mildern, und der Vernunft einen leichtern und ſichrern Weg bahnen; er war überzeugt, daß der Geſchmack an Künſten und Wiſſenſchaften das Herz der Regenten empfindlicher mache, ſie von Gewaltthaten und Verbrechen abhalte, und daß unter ähnlichen Umſtänden das ſinnreichſte und verfeinertſte Volk auch immer am wenigſten unglücklich ſeyn würde.

Seine frommen Feinde haben ihn beſchul-

digt, daß er die Religion ſeines Vaterlandes auf eine untreue Art angegriffen und den Unglauben bis zum Atheismus getrieben habe. Allein beyde Beſchuldigungen ſind falſch. In einer Menge von Einwürfen, die ſich auf Thatſachen, auf Stellen der heil. Schrift ſelbſt gründen, hat man ihm kaum einige Irrthümer vorwerfen können, die aber nicht einer untreuen Verdrehung zuzuſchreiben ſind. Denn vergleicht man die Menge der richtigen Anführungen, der genau angegebnen Sachen, ſo iſt jede Rechtfertigung in dieſer Hinſicht überflüßig. In dem Streite mit ſeinen Gegnern ſagte er immer: „**Man muß nur das glauben, was erwieſen iſt, muß das verwerfen, was wider die Vernunft iſt, was keine Wahrſcheinlichkeit hat.**“ Und ſie antworteten ihm immer: „**Man muß alles annehmen und verehren, was nicht als unmöglich erwieſen iſt.**“ Voltaire ſchien ſtets von dem Daſeyn eines höchſten Weſens überzeugt zu ſeyn, ohne die Stärke der Einwürfe zu verkennen, die man dieſem Glauben entgegen ſetzt. Er glaubte in der Natur eine regelmäßige Ordnung zu erblicken, ohne indeß nicht auffallende Unregelmäſigkeiten zu bemerken, die er nicht erklären konnte.

Er war von dieſem Glauben überzeugt, wenn gleich noch weit von jener abſoluten Ge-

wiſsheit entfernt, vor welcher alle ſchwierige Zweifel verſtummen. Sein Werk unter dem Titel: Il faut prendre un parti ou le principe d'action etc. enthält vielleicht die ſtärkſten Beweiſe für das Daſeyn eines höchſten Weſens, die die Menſchen bis jetzt noch haben auffinden können. Er nahm die Willensfreyheit in dem Sinne an, in welchem ein vernünftiger Menſch ſie annehmen kann; das heiſst, er glaubte an das Vermögen, unſern Neigungen widerſtehen und die Beweggründe unſrer Handlungen beſtimmen zu können.

Ueber den Geiſt des Menſchen, und ſelbſt über die Fortdauer der Seele nach dem Tode blieb er in einer faſt vollkommnen Ungewiſsheit. Allein, da er die Nützlichkeit dieſer Meynung, ſo wie des Glaubens an die Gottheit einſah, ſo zeigte er ſelten ſeine Zweifel, und beſtand faſt immer mehr auf die Beweiſe dafür, als auf die Einwürfe dagegen.

So dachte Voltaire als Philoſoph. Wenn man ſein Leben lieſt, ſo wird man vielleicht finden, daſs er mehr bewundert, als verſtanden worden; daſs, ohnerachtet der Galle, die in einigen ſeiner polemiſchen Werke verbreitet iſt, ihn die Empfindung einer thätigen Güte ſtets beherrſchte, daſs er die Unglücklichen mehr liebte, als ſeine Feinde haſste; daſs die Ruhm-

liebe ſtets bey ihm der edlern Leidenſchaft der Menſchenliebe untergeordnet war. Ohne Prunk in ſeinen Tugenden, ohne Verſtellung in ſeinen Irrthümern, die er frey geſtand, hat es wenige Menſchen gegeben, die ihrem Leben durch mehrere ſchönre Handlungen Ehre gemacht, die es durch wenigere Scheinheiligkeit entſtellt haben. Endlich muß man ſich erinnern, daß zur Zeit ſeines gröſten Ruhms, wie er die franzöſiſche Bühne mit ſo vielen Meiſterſtücken bereichert hatte, wie er in Europa ſo über die Gemüther herrſchte, wie noch keiner vor ihm, jener ſo rührende Vers:

J'ai fait un peu de bien, c'eſt mon meilleur ouvrage,
Ich habe einiges Gutes geſtiftet, dieß iſt mein beſtes Werk,

der naive Ausdruck der angewohnten Empfindung war, die ganz ſeine Seele erfüllte. *)

*) Die noch anderweitigen Biographien, Partikularien und umſtändlichen Darſtellungen und Belege enthalten die nachſtehenden **Memoires** und die unten folgenden **Beylagen und Zuſätze.**

Autobiographiſche Nachrichten
Voltairs.

Ich war des müßigen und unruhigen Lebens zu Paris, des Haufens von Kleinmeiſtern, der ſchlechten Bücher, die mit Genehmigung und Privilegien des Königs gedruckt wurden, der Kabalen der Gelehrten, der Niedrigkeiten und des Straßenräuberweſens der Elenden überdrüßig, die die Litteratur ſchändeten. Ich fand im Jahre 1733 eine junge Dame, die beynahe eben ſo wie ich dachte, und den Entſchluß faßte, zur Bildung ihres Geiſtes einige Jahre auf dem Lande, fern vom Getümmel der Welt, zuzubringen. Dies war die **Marquiſe von Chatelet**, das Frauenzimmer in Frankreich, welches die mehrſte Neigung und Anlage zu allen Wiſſenſchaften hatte.

Ihr Vater, der Baron **v. Breteuil**, hatte ſie das **Latein** lehren laſſen, das ſie eben ſo gut, wie Madame **Dacier** verſtand. Sie wußte die ſchönſten Stellen des **Horaz**, **Virgils** und **Lucrez** auswendig. Alle philoſophiſchen Werke Cicero's waren ihr genau bekannt.

Am mehrſten liebte ſie die Mathematik und Metaphyſik. Selten ſah man einen richtigern Verſtand mit mehrerm Geſchmack und mehrerer Lernbegierde vereint. Dabey liebte ſie nicht weniger die Welt und alle Vergnügungen ihres Alters und Geſchlechts. Indeß gab ſie alles auf, um ſich in ein verfallenes Schloß an der Gränze von Champagne und Lothringen, in einer unfruchtbaren, ſchlechten Gegend, einſam zurückzuziehen. Sie verſchönerte dies Schloß, und ließ es mit anmuthigen Gärten verſehen. Ich baute daſelbſt eine Gallerie, und legte ein ſchönes Naturalienkabinet an. Wir hatten eine zahlreiche Bibliothek. Einige Gelehrte beſuchten uns, und philoſophirten in unſrer Einſamkeit. Wir hatten zwey Jahre den berühmten König bey uns, der als Profeſſor im Haag, und als Bibliothekar der Prinzeſſin von Oranien, geſtorben iſt. **Maupertuis** kam mit Johann Bernouilli zu uns; und ſeit der Zeit nahm mich Maupertuis — der eiferſüchtigſte Mann, der je exiſtirte — zum Gegenſtande der Leidenſchaft, die ihm ſtets ſo werth war.

Ich lehrte die Frau von **Chatelet** das **Engliſche**. Nach drey Monaten verſtand ſie es eben ſo gut wie ich, und las gleich gut **Locke** und **Newton** wie **Pope**. Das Italieniſche lernte ſie eben ſo geſchwind. Wir laſen den

ganzen Taſſo und Arioſt mit einander durch; ſo daß, wie Algarotti nach Cirey kam, wo er ſeinen Newtonianismus für Frauenzimmer (Neutonianismo per le Dame) vollendete, er ſie in ſeiner Mutterſprache bewandert genug fand, um ihr gute Anweiſungen zu geben, die ſie benutzte. **Algarotti** war ein ſehr liebenswürdiger **Venetianer**, der Sohn eines ſehr reichen Kaufmanns. Er reiſete in ganz Europa herum, wußte von allem etwas, und wußte von jeder Sache Reiz zu geben.

Wir ſuchten uns in dieſer ſchönen Einſamkeit bloß zu belehren, ohne uns darum zu bekümmern, was in der übrigen Welt vergieng. Unſre größte Aufmerkſamkeit war lange Zeit auf **Leibnitz** und **Newton** gerichtet. Die Frau von Chatelet ſtudirte zuerſt Leibnitz, und entwickelte einen Theil ſeines Syſtems in einem ſehr wohl geſchriebenen Buche, das den Titel führt, **Anweiſungen der Phyſik** — Inſtitutions de Phyſique. — Sie ſuchte dieſe Philoſophie nicht mit fremden Putze zu ſchmücken. Dieſe Ziererey paßte nicht zu ihrem männlichen, originellen Karakter. Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Eleganz machten ihren Styl aus. Hat man je den Ideen Leibnitzens einige Wahrſcheinlichkeit gegeben, ſo muß man ſie in dieſer Schrift ſuchen. Allein, man fängt jetzt an,

ſich nicht mehr mit dem zu befaſſen, was Leibnitz gedacht hat.

Nach Wahrheit forſchend, verließ ſie bald die Syſteme, und ſtudirte die Entdeckungen des großen **Newtons.** Sie überſetzte das ganze Buch von den mathematiſchen Principien ins Franzöſiſche; und fügte nachdem, wie ſie ihre Kenntniſſe vermehrt hatte, dieſem Buche, das ſo wenige verſtehen, einen algebraiſchen Kommentar bey, der für gemeine Leſer eben ſo wenig leicht zu verſtehen iſt. **Clairault,** einer unſrer beſten Geometer ſah dieſen Kommentar genau durch. Man wollte eine Ausgabe davon verfertigen, die aber, — was unſerm Jahrhunderte eben keine Ehre macht — nicht zu Stande kam.

Wir ſtudirten zu **Cirey** allerley Wiſſenſchaften. Ich ſchrieb daſelbſt die **Alzire, Merope,** den **verſchwenderiſchen Sohn** und **Mahomet.** Ich arbeitete für ſie an einem Verſuche über die Univerſalgeſchichte ſeit Karl dem Großen bis auf unſre Zeiten. Ich wählte dieſe Epoche ſeit Karl dem Großen, weil ſie die iſt, bey der **Boßuet** ſtehen geblieben iſt, und ich es nicht wagte, das zu berühren, was ſchon von dieſem großen **Manne** bearbeitet war. Indeß war die Frau von Chatelet mit der Univerſalgeſchichte dieſes Prälaten nicht zufrieden. Sie

fand ſie bloß beredt geſchrieben und war unwillig darüber, daß das ganze Werk Boßuets nur von einer ſo geringfügigen und verächtlichen Nation, wie die Juden, handelte.

Nachdem wir 6 Jahre im Schoße der Künſte und Wiſſenſchaften in dieſer Einſamkeit zugebracht hatten, mußten wir eine Reiſe nach Brüſſel unternehmen, wo die Familie von Chatelet ſeit längerer Zeit einen wichtigen Prozeß gegen das Handelshaus Honsbrouck führte. Ich hatte das Glück, daſelbſt einen Enkel des berühmten unglücklichen holländiſchen Großpenſionairs van Witt vorzufinden, der erſter Präſident der Rechnungskammer war. Er hate eine der ſchönſten Bibliotheken in Europa, die mir bey der Univerſalgeſchichte ſehr zu ſtatten kam. Allein ich hatte zu Brüſſel ein noch ſeltners und mir noch angenehmeres Glück. Ich brachte einen Vergleich des Prozeſſes zu Stande, deſſen Koſten ſeit 60 Jahren beyde Häuſer ruinirten. Ich brachte es dahin, daß dem Marquis von Chatelet 220,000 Livres baar ausbezahlt, und damit alles beygelegt wurde.

Als ich noch im Jahre 1740 zu Brüſſel war, ſtarb zu Berlin der König von Preußen Friedrich Wilhelm, der unnachſichtigſte, und

unſtreitigſt der ökonomiſchſte, und am baaren Gelde reichſte von allen Königen. Sein Sohn, der ſich einen ſo beſonders ausgezeichneten Ruhm erworben hat, führte mit mir ſeit länger als vier Jahren einen faſt unausgeſetzten Briefwechſel. Vielleicht waren nie ein Vater und ein Sohn, die ſich weniger als dieſe beyden Monarchen glichen. Der Vater war während ſeiner Regierung beſonders bedacht geweſen, Geld zu ſammlen, und ſo wohlfeil als möglich die ſchönſten Truppen von Europa zu unterhalten. Nie war ein König reicher. Er hatte einen großen Theil der Landgüter ſeines Adels gekauft. Dieſer verzehrte bald das Geld wieder, was er dafür gelöſet hatte; und die Hälfte des Geldes floß wieder durch die Taxen auf die Konſumtion in die Kaſſe des Königs. *) Alle Domainen waren

*) Die Hyperbeln und witzige Ungenauigkeit dieſer und einiger andrer hiſtoriſcher Angaben brauchen nicht erſt bemerkt zu werden. Noch weniger iſt es nöthig, deutſchen Leſern die großen Bemühungen und Verdienſte König Friedrich Wilhelms in Rückerinnerung zu bringen. Wer weiß nicht, daß er bey der Energie ſeines Karakters, bey ſeiner ſtrengen Frömmigkeit, ſeiner unabweichlichen Ordnungsliebe, Thätigkeit und weiſen Oekonomie, der verdiente Reformator ſeines Staats, der

an Leute verpachtet, die zugleich Einnehmer und Richter waren, ſo daß, wenn ein Bauer nicht am beſtimmten Tage ſeinem Pachtherrn bezahlte, dieſer ſogleich ſein Richterhabit anlegte, und den Schuldner zur doppelten Erlegung der Summe verurtheilte. Und wenn dieſer Richter am letzten der Tage des Monats nicht dem Könige bezahlte, ſo wurde er am erſten des folgenden Monats doppelt taxirt.

Tödtete jemand einen Haſen, beſchädigte er einen Baum in den Gegenden der königlichen Domainen, oder hatte man ein andres Verſehen begangen, ſo mußte man eine Geldſtrafe erlegen. Kam ein Mädchen mit einem Kinde nieder, ſo mußte die Mutter, der Vater oder die Anverwandten ein Gewiſſes an den König entrichten.

Der König hatte einen Geſandten im Haag, Namens Luicius. Sicherlich war dieß von den Geſandten aller gekrönten Häupter derjenige,

Wohlthäter deſſelben durchs ganze Jahrhundert und der urſprüngliche Schöpfer der Größe war, die nachher Friedrich ſeinem königlichen Hauſe verſchafte. Daß übrigens einige kleine Unweſentlichkeiten und die ungehörigen Anführungen des Textes übergangen werden, darüber iſt ſchon das Nöthige in der Vorrede erinnert. A. d. Ueb.

der am ſchlechteſten bezahlt wurde. Um ſich zu erwärmen, ließ der arme Mann einige Bäume in dem Garten von Hous-Lardik niederhauen, der damals dem preußiſchen Hauſe gehörte. Bald darauf erhielt er eine Weiſung von dem Könige ſeinem Herrn, wodurch ihm ein Jahr Gehalt abgezogen wurde. Lucius war voller Verzweiflung und im Begriff, ſich mit dem einzigen Scheermeſſer, das er hatte, den Hals abzuſchneiden; ein alter Bediente kam ihm zu Hülfe und rettete ihm unglücklicher Weiſe das Leben. Ich habe ſeitdem Se. Excellenz im Haag angetroffen, und ihm vor der Thüre des ſogenannten **alten Hofes** (Oude Hof) ein Allmoſen gegeben; ein Palais, das dem Könige von Preußen gehört und in welchem dieſer arme Geſandte zwölf Jahre gewohnt hatte.

Durch jene ſtrenge Sparſamkeit brachte es Friedrich Wilhelm dahin, daß er binnen einer Regierung von 28 Jahren in den Kellern ſeines Pallaſtes zu Berlin ungefähr 20 **Millionen Thaler** aufhäufte, die in eiſenbeſchlagenen Tonnen ſehr wohl verſchloſſen waren. Er machte ſich das Vergnügen, alle große Zimmer des Pallaſtes mit maſſiven Silbergeräthſchaf-

ten auszumeubliren, bey denen die Kunſt die Materie nicht übertraf. Er übergab auch ſeiner Gemahlinn, der Königinn, ein Kabinet, worinn alle Meublen, bis auf die Knöpfe der Feuerzangen und die Kaffeekannen, von Gold waren.

Der Monarch gieng aus dieſem Pallaſte zu Fuße aus. Er hatte gewöhnlich einen blauen Rock an, der kupferne Knöpfe hatte und ihm bis auf die Schenkel gieng. In dieſem Anzuge, und mit einem großen Korporalſtock verſehen, muſterte der Monarch täglich ſein Rieſenregiment. Dieſes Regiment war ganz ſeine Puppe und er verwandte am mehrſten darauf. Das erſte Glied deſſelben beſtand aus Soldaten, wovon der kleinſte wenigſtens ſieben Fuß hoch war. Er ließ ſie an den Enden von Europa und Aſia aufkaufen. Ich ſah noch einige derſelben nach ſeinem Tode.

Sein Sohn, der nachmalige König, liebte die ſchönen und nicht die großen Menſchen. Er gab letztre ſeiner Mutter, der verwittweten Königinn, zu Heyducken. Ich erinnere mich noch, daß ſie einen alten Staatswagen begleiteten, den man dem Marquis von Beauveau

zuſchickte, welcher im Monat November 1740 angekommen war, um dem Könige zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. König Friedrich Wilhelm hatte alle Prachtmeublen ſeines Vaters verkaufen laſſen, dieſe ungeheure vergoldete Kutſche aber nicht los werden können. Die Heyducken, die neben den Schlagthüren hergiengen, um ſie zu halten, falls ſie umfallen wollte, reichten ſich die Hände über dieſelbe.

Wenn Friedrich Wilhelm die Muſterung gehalten hatte, ſo gieng er in der Stadt ſpazieren. Alles lief eiligſt vor ihm weg. Traf er ein Frauenzimmer an, ſo fragte er ſie, warum ſie ihre Zeit unnütz auf der Straße zubrächte? „Packt euch zu Hauſe, ſagte er auch wohl, ein ordentliches Weib muß auf ihre Haushaltnng paſſen.“ Und dieſen Verweis begleitete er bisweilen mit einer guten Maulſchelle, mit einem Fußſchubs, oder mit einigen Stockhieben.

Das Syſtem des Vaters paßte nicht zu den Geſinnungen des Sohns, der voller Witz, Artigkeit und Feinheit war, zu gefallen ſuchte, ſtudirte, und Muſik und Verſe machte. Sah

der König ein Buch in den Händen des Kronprinzen, ſo warf ers ins Feuer. Spielte der Prinz auf der Flöte, ſo zerbrach ſie der Vater, und behandelte Se. Königl. Hoheit nicht ſelten ſo, wie er die Damen behandelte.

Aller der Sorgfalt, die ſein Vater für ihn hatte, überdrüßig, entſchloß ſich der Prinz eines Tages, im Jahr 1730, davon zu fliehen, ohne noch zu wiſſen, ob er nach England oder Frankreich gehen ſollte. Die väterliche Sparſamkeit verſtattete ihm nicht, wie der Sohn eines Generalpächters, oder eines engliſchen Kaufmanns zu reiſen. Er lieh einige hundert Dukaten zuſammen. Zwey junge, ſehr liebenswürdige Leute, Katt und Keith, ſollten ihn begleiten. Katt war der einzige Sohn eines braven Generals, und Keith der Schwiegerſohn der Baroneſſe von Kniphauſen. Tag und Stunde waren beſtimmt. Allein der Vater kam hinter alles. Der Prinz und ſeine Reiſegefährten wurden zugleich arretirt. Der König glaubte anfangs, daß ſeine Tochter, die Prinzeſſinn Wilhelmine, die nachmals an den Marggrafen von Bayreuth vermählt worden, in das Fluchtprojekt mit einverſtanden ſey; und da er in Juſtizſachen nicht ſäumig war,

ſtieß er die Prinzeſſinn mit den Füßen aus einem Fenſter, das bis auf den Fußboden gieng. Die Königinn, die ſich grade gegenwärtig befand, als die Prinzeſſinn den Sprung machen wollte, hielt ſie mit genauer Noth noch bey dem Kleide zurück. Die Prinzeſſinn bekam eine Kontuſion auf der linken Bruſt, die ſie als einen Beweis der väterlichen Güte ihr ganzes Lebens aufbehielt, und die ich die Ehre hatte, von ihr ſelbſt gezeigt zu bekommen.

Der Kronprinz hatte eine Art von Geliebte, die die Tochter eines Schulmeiſters aus der Stadt Brandenburg war, der ſich zu Potsdam niedergelaſſen hatte. Sie ſpielte das Klavier ziemlich ſchlecht. Der Kronprinz akkompagnirte mit der Flöte. Er glaubte in ſie verliebt zu ſeyn; allein er irrte ſich. Seine Beſtimmung war nicht fürs ſchöne Geſchlecht. Da er ſich indeß geſtellt hatte, als wenn er ſie liebte, ſo ließ der Vater die Mamſell durch den Henker in Potsdam herumführen, der ſie vor den Augen ſeines Sohnes auspeitſchte.

Nachdem er ihn mit dieſem Schauſpiele regalirt hatte, ließ er ihn auf die Citadelle zu

Küſtrin bringen, die mitten in einem Moraſte liegt. Hier war er ein halb Jahr, ohne Bedienten, in eine Art von Kerker eingeſchloſſen. Nach Verlauf dieſer Zeit gab man ihm einen Soldaten zur Aufwartung. Dieſer wohlgewachſene Soldat, der auf der Flöte ſpielte, diente dem Gefangenen zur Unterhaltung. So viele gute Eigenſchaften machten nachdem ſein Glück.

Der Prinz war einige Wochen auf ſeinem Schloſſe zu Küſtrin, als eines Tages ein alter Officier mit vier Grenadieren, weinend in ſein Zimmer kam. Friedrich glaubte nicht anders, als daß ihm der Kopf abgehauen werden ſollte. Allein der Officier, der immerfort weinte, ließ ihn von den vier Grenadieren vors Fenſter bringen und ihm den Kopf aus demſelben hinaushalten. Und indeß wurde ſein Freund Katt auf einem Schaffott, das grade unter ſeinem Fenſter errichtet war, enthauptet. Friedrich ſtreckte die Hand nach Katt aus, und ſank in Ohnmacht.

Keith, der andre Vertraute, entfloh nach Holland. Der König hatte Soldaten abgeſchickt, ihn zu ergreifen. Sie verfehlten ihn

um eine Minute. Er fuhr zu Schiffe nach Portugall, wo er bis zum Tode Friedrich Wilhelms blieb.

Der König wollte es dabey nicht bewenden laſſen. Er hatte den Vorſatz, ſeinen Sohn enthaupten zu laſſen. Er bedachte, daß er noch drey andre Söhne hatte, von denen keiner Verſe machte, und daß das zur Größe Preußens genug ſey. Es waren bereits die Maaßregeln getroffen, den Kronprinzen ſo zum Tode verurtheilen zu laſſen, wie man den Czarewitz Alexis, den älteſten Sohn Peters des Großen verurtheilt hatte.

Es ſcheint eben durch göttliche und menſchliche Geſetze nicht wohl ausgemacht, daß ein junger Menſch den Kopf verlieren muß, weil er hat reiſen wollen. Allein der König würde zu Berlin eben ſo geſchickte Richter, wie die in Rußland gefunden haben. Auf jedem Fall wäre ſeine väterliche Macht hinreichend geweſen. Kaiſer Karl VI. behauptete indeß, daß der Kronprinz, als ein Prinz des Reichs, nicht anders als auf dem Reichstage zum Tode verurtheilt werden könne, und ſchickte den Grafen von Seckendorf an ſeinen Vater, um ihm die

nachdrücklichſten Gegenvorſtellungen zu machen. Ich habe nachdem den Grafen von Seckendorf in Sachſen, wohin er ſich zurückgezogen hatte, geſprochen, und er betheuerte mir, daß er viele Mühe gehabt hätte, es dahin zu bringen, daß dem Prinzen das Leben gelaſſen wurde. Dieß iſt eben der Seckendorf, der die Armeen in Bayern kommandirte, und von dem der Prinz, nachheriger König von Preuſſen, ein ſo nachtheiliges Gemälde in der Geſchichte ſeines Vaters entwirft, die er in einige 30 Exemplare ſeiner Memoires de Brandebourg eingerückt hat.

Nach anderthalb Jahren erhielt der Prinz durch die dringenden Vorſtellungen des Kayſers und die Thränen ſeiner Mutter, der Königin, die Freyheit wieder. Er fieng nun von neuem an, mehr als je, Verſe und Muſik zu machen. Er las Leibnitz und ſelbſt **Wolf**, den er einen Sammler von Plunderkram nannte, und legte ſich, ſo viel er konnte, zugleich auf alle Wiſſenſchaften.

Da ihm ſein Vater keinen Antheil an den Regierungsangelegenheiten erlaubte, und auch wirklich eben keine beſondre Staatsangelegenheiten in einem Lande waren, wo alles aus Revüen beſtand, ſo wandte er ſeine Muße dazu an, mit den franzöſiſchen Gelehrten zu

korreſpondiren, die in der Welt etwas bekannt waren. Die Hauptlaſt fiel auf mich. Die Briefe betrafen metaphyſiſche, hiſtoriſche und politiſche Gegenſtände. Er nannte mich einen göttlichen **Mann**, und ich ihn den **nordiſchen Salomo**. Die Epitheta koſteten uns nichts. Man hat in der Sammlung meiner Werke einige dieſer matten Kleinigkeiten, zum Glück aber kaum den dreißigſten Theil derſelben gedruckt. Ich nahm mir die Freyheit, ihm ein ſchönes Schreibzeug zu überſchicken. Er hatte die Güte, mir einige kleine Sachen von Ambra zum Geſchenk zu machen; und die Schöngeiſter auf den Kaffeehäuſern zu Paris bildeten ſich mit Schrecken ein, daß mein Glück gemacht ſey.

Ein junger Kurländer, Namens **Keyſerling**, der auch franzöſiſche, gute und ſchlechte Verſe machte, und daher ſein Liebling war, wurde von der pommerſchen Gränze zu uns nach **Cirey** geſchickt. Wir gaben ihm ein Feſtin. Ich machte eine ſchöne Illumination, bey welcher die Lichter die Namenszüge des Kronprinzen bildeten, mit der Deviſe: die **Hofnung des Menſchengeſchlechts**. Hätte ich mir meiner Seits perſönliche Hofnungen machen wollen, ſo war ich ſehr berechtigt dazu. Denn man titulirte mich: **mein theuerſter**

Freund, und redete mir in den Schreiben öfters von ſoliden Freundſchaftsbeweiſen, die man mir erzeigen würde, wenn man zum Throne gelangt wäre. Er beſtieg ihn endlich, wie ich noch zu Brüſſel war, und ſchickte gleich darauf einen außerordentlichen, einarmigen, Geſandten, Namens Camas, einen franzöſiſchen Refügie', der damals Officier in ſeinen Dienſten war, nach Frankreich. Es war damals ein franzöſiſcher Miniſter zu Berlin, der nur eine Hand hatte; und um dem Könige von Frankreich nichts ſchuldig zu bleiben, ſchickte er ihm auch einen **einarmigen** Ambaſſadeur. Camas kam in einem Gaſthauſe zu Brüſſel, ſchickte einen jungen Menſchen, den er zu ſeinem Pagen gemacht hatte, an mich, und ließ mir ſagen, daß er von der Reiſe zu ermüdet wäre, um mich beſuchen zu können, er bäte, daß ich ſogleich zu ihm kommen mögte, er habe mir das gröſte und koſtbarſte Geſchenk von dem Könige, ſeinem Herrn, zu übergeben. „**Laufen Sie, laufen Sie**, ſagte die Frau von Chatelet, **man hat ihnen gewiß die Krondiamanten geſchickt.**“ Ich lief, fand den Ambaſſadeur, der aber ſtatt des Felleiſens ein **Fäßchen Wein** aus dem Keller des verſtorbnen Königs hinten auf ſeiner Chaiſe hatte, das der regierende Monarch mir zu trinken be=

fahl. Ich konnte meine Verwunderung eben ſo wenig genug zu erkennen geben, als meine Dankbarkeit über die flüßigen Beweiſe der Güte Sr. Majeſtät, die an die Stelle der ſoliden Beweiſe gekommen waren, womit Sie mir geſchmeichelt hatten. Ich theilte das Fäßchen mit Cantas.

Mein Salomo war damals zu Strasburg. Indem er ſeine langen und breiten Staaten, die ſich von Geldern bis zur Oſtſee hinauf erſtreckten, beſuchte, war er auf den Gedanken gekommen, die franzöſiſchen Gränzen und Truppen in Augenſchein zu nehmen.

Er machte ſich dieß Vergnügen zu Strasburg, unter dem Namen eines Grafen von Four, eines reichen böhmiſchen Edelmanns. Sein Bruder, der ihn begleitete, hatte auch einen andern Namen angenommen, und Algarotti, der ſchon mit ihm in Verbindung ſtand, war der einzige, der nicht maskirt auftrat.

Der König ſchickte mir eine, halb proſaiſche, halb poetiſche Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Brüſſel. Sie war ungefähr im Geſchmack des Bachaumont und Chapelle, ſo viel nämlich ein König von Preuſſen in ihrem Geſchmacke ſchreiben kann. Folgendes ſind einige Stellen aus ſeinem Briefe:

„Nach ſcheußlichen Wegen, haben wir noch ſcheußlichere Nachtlager angetroffen;

Car des hôtes intéreſſés,
De la faim nous voyant preſſés,
D'une façon plus que frugale,
Dans une chaumiére infernale,
En nous empoiſonnant, nous volaient nos écus.
O ſiècle différent du tems de Lucullus! *)

„Scheußliche Wege; ſchlecht geſättigt, ſchlecht getränkt; das war noch nicht alles. Wir hatten noch weit andre üble Zufälle; und unſre Equipage muß wahrlich ein beſonders Anſehen haben; denn allenthalben, wo wir hinkamen, hielt man uns für etwas anders.

Les uns nous prenoient pour des Rois,
D'autres pour des filoux courtois,
D'autres pour gens de connoiſſance;
Par fois le peuple S'attroupoit,
Entre les yeux nous regardoient,
En badauds curieux, remplis d'impertinence,

Da der Poſtmeiſter zu Kehl uns verſicherte, daß keine Gnade ohne einen Paß wäre, und wir uns

*) Da dieſe und die folgenden Verſe darum angeführt werden, um ihre poetiſche Konſtruktion und Beſchaffenheit zu zeigen, ſo müſſen die originellen franzöſiſchen Ausdrücke beybehalten werden.

durchaus in der Nothwendigkeit ſahen, entweder ſelbſt einen zu machen, oder den Vorſatz aufzugeben, Strasburg zu ſehen, ſo wählten wir erſteres. Das preußiſche Wappen, das ich auf dem Petſchaft hatte, kam mir bey dem Paſſe treflich zu ſtatten. Wir kamen demnach zu Strasburg an, und der Zollkorſar und der Viſitator ſchienen mit unſern Päſſen zufrieden.

Ces Scelerats nous épioient,
D'un oeil le paſſe-port liſoient,
De l'autre lorgnoient notre bourſe.
L'or, qui toujours fut de reſſource,
Par lequel Jupin jouiſſoit
De Danaé, qu'il careſſoit;
L'or, par qui Céſar gouvernoit.
Le monde, heureux ſous ſon empire;
L'or, plus Dieu que Mars et l'Amour;
Le même or ſut nous introduire
Le ſoir dans les murs de Strasbourg.

Man ſieht aus dieſem Briefe, daß er noch keiner der beſten Dichter war, und daß ſeine Philoſophie nicht mit Gleichgültigkeit das Metall betrachtete, wovon ſein Vater einen guten Vorrath geſammlet hatte.

Von Strasburg reiſete er nach ſeinen niederdeutſchen Staaten. Er ſchrieb mir, daß er mich incognito zu Brüſſel beſuchen wolle. Wir ſetzten ein ſchönes Haus zu ſeinem Em-

pfange in Stand. Allein, er wurde auf dem kleinen Schloße **Meuſe**, zwey Meilen von Cleve, krank, und ſchrieb mir, er hoffe, daß ich ihm zuvorkommen würde. Ich reiſete alſo ab, ihm meinen tiefen Reſpekt zu bezeigen.

Maupertuis, der ſchon ſeine Plane hatte, und vor Begierde brannte, Präſident einer Akademie zu werden, hatte ſich ihm ſchon ſelbſt präſentirt. Er logirte mit **Algarotti** und **Keyſerling** auf einem Boden jenes Schloſſes. Statt aller Garde fand ich am Eingange des Hofes einen Soldaten. Der Staatsminiſter, geheime Rath **Rambonet**, ſpazierte in dem Hofe herum, indem er auf den Fingern pfiff. Er trug große ſchmutzige Manſchetten, einen durchlöcherten Hut, eine alte Senatorperücke, die auf der einen Seite bis in ſeine Taſchen, auf der andern kaum über die Schulter gieng. Man ſagte mir, daß dieſer Mann einen wichtigen Staatsauftrag habe, und das war wahr. Man führte mich in das Zimmer Sr. Majeſtät. Es war nichts, wie die vier Wände da. Indeß erblickte ich beym Schein eines Wachslichtes ein kleines elendes Bett, drittehalb Fuß breit, auf welchem ein kleiner, in einen blauen Schlafrock eingehüllter Mann lag. Dieß war der König. Er ſchwitzte und zitterte bey einem heftigen Fieber unter einer garſtigen De-

cke. Ich machte ihm meinen Reverenz, und fieng die Bekanntſchaft damit an, daß ich ihm den **Puls** fühlte, als wenn ich ſein erſter Leibmedikus geweſen wäre. Nachdem das Fieber vorüber war, kleidete er ſich an, und ſetzte ſich zur Tafel. Algarotti, Keyſerling, der Geſandte des Königs bey den Generalſtaaten und ich, machten ſeine Tiſchgeſellſchaft aus, in der man über die Unſterblichkeit der Seele, über die Freyheit und die Zwittermenſchen des Plato, bis auf den Grund diſputirte.

Der geheime Rath **Rambonet** war inzwiſchen auf einem Miethpferde davon geritten, ritt die ganze Nacht durch, und kam des Morgens zu **Lüttich** an. Indeß er im Namen des Königs, ſeines Herrn, unterhandelte, ſetzten 2000 Mann Weſelſcher Truppen die Stadt in Kontribution. Dieſe ſchöne Expedition hatte einige Rechtsanſprüche zum Vorwande, die der König auf eine Vorſtadt von Lüttich machte. *)

*) Daß der König dieſe Lütticher Expedition unternahm, gereichte der Würde ſeines Hauſes zur Ehre, und war eine nothwendige Satisfaktion für das unanſtändige Benehmen, das man gegen Friederich Wilhelm gezeigt hatte. „Ein elender Biſchof von Lüttich, ſagt **Friederich** in ſeinen hinterlaſſenen, unſterblichen Werken, machte ſich eine Ehre daraus, den verſtorbenen König zu kränken. Es hatten ſich einige Unterthanen der benachbarten preußiſchen Herrſchaft **Herſtall**

Ich erhielt ſelbſt den Auftrag, ein Manifeſt zu verfertigen. Ich machte es ſo gut wie ich konnte, indem ich nicht zweifelte, daß ein König, mit dem ich zur Tafel gieng, der mich ſeinen Freund nannte, ſtets Recht hätte. Die Sache wurde mittelſt einer Million in Dukaten beygelegt, die Friedrich foderte, und die ihn für die Koſten ſeiner Reiſe nach Strasburg entſchädigten, worüber er ſich in ſeinem poetiſchen Briefe beklagt hatte.

Ich konnte nicht umhin, eine beſondre Zuneigung gegen Friedrich zu empfinden. Er beſaß vielen Geiſt und ein einnehmendes Weſen. Zudem war er König — ein großer Grund der Verführung bey der menſchlichen Schwachheit. Gewöhnlicher Weiſe ſchmeicheln wir Gelehrten nur den Königen. Friedrich hingegen lobte mich vom Fuß bis zum Kopfe, indeß der Abt **Desfontaines** und andres Lumpengeſindel mich wenigſtens einmahl wöchentlich zu Paris durchzogen.

empört. Der Biſchof nahm ſie in ſeinen Schutz Der verſtorbene König ſchickte den Oberſten **Creutz**, mit einem Beglaubigungsſchreiben verſehen nach Lüttich, um die Sache auszugleichen. Sollte man ſich vorſtellen, daß der Biſchof ihn nicht annehmen wollte? Drey Tage nacheinander ſah er dieſen Abgeſandten vor ſeinen Pallaſt kommen — und immer verſagte er ihm den Zutritt.„

Der König von Preußen war einige Zeit vor dem Abſterben ſeines Vaters auf den Gedanken gekommen, wider die Grundſätze **Machiavels** zu ſchreiben. Hätte Machiavel einen Prinzen zum Lehrling gehabt, ſo würde das erſte, was er ihm empfohlen hätte, geweſen ſeyn, gegen ihn ſelbſt zu ſchreiben. Allein als Kronprinz hatte Friedrich nicht ſo viele Klugheit beſeſſen. Er hatte treuherzig zu einer Zeit geſchrieben, wie er noch nicht Regent war, und wie ihm ſein Vater die deſpotiſche Gewalt eben nicht liebenswürdig machte. Er lobte dann von ganzem Herzen die Mäßigung und Gerechtigkeit, und betrachtete in ſeinem Eifer jede Uſurpation als ein Verbrechen. Er hatte mir ſein Manuſcript nach Brüſſel zugeſchickt, um es zu korrigiren, und drucken zu laſſen. Ich hatte es auch ſchon einem holländiſchen Buchhändler, Namens **van Duren** geſchenkt, dem ausgelernteſten Schurken, den ſeine Zunft nur aufweiſen konnte. Ich wurde indeß bedenklich, den Anti-Machiavel drucken zu laſſen; indeß der König von Preußen, der hundert Millionen in ſeinem Schatze hatte, den armen Lüttichern noch eine Million durch den geheimen Rath Rambonet nehmen ließ.

Ich ſahe vorher, daß mein Salomo es nicht dabey bewenden laſſen würde. Sein Vater

hatte ihm 66400 Mann ausgeſuchter Truppen hinterlaſſen. Er vermehrte ſie, und ſchien Luſt zu haben, ſich ihrer bey der erſten Gelegenheit zu bedienen.

Ich ſtellte ihm vor, daß es vielleicht nicht wohlgethan wäre, ſein Werk grade zu der Zeit drucken zu laſſen, wo man ihm vorwerfen könnte, daß er ſelbſt die Vorſchriften deſſelben übertrete. Er erlaubte mir, die Ausgabe noch zurück zu halten. Ich begab mich nach Holland, einzig und allein, um ihm dieſen Gefallen zu thun. Allein der Buchhändler foderte ſo viel Geld, daß der König, der übrigens im Grunde nicht böſe darüber war, daß er gedruckt wurde, lieber umſonſt gedruckt ſeyn wollte, als Geld bezahlen, um nicht gedruckt zu werden.

Als ich noch in Holland mit dieſer Sache beſchäftigt war, ſtarb Karl der VI. im Monat Oktober 1740, an einer Indigeſtion von Champignons, die ihm einen Schlag zuzog. Und dieſe Schüſſel Champignons änderte das Schickſal von Europa. Man ſah bald, daß der König von Preußen, Friedrich der II. nicht ſo ein Feind von Machiavel ſey, wie er es als Kronprinz zu ſeyn geſchienen hatte. Obgleich das Projekt von ſeinem Einfalle in Schleſien ſchon in ſeinem Kopfe herum gieng, ſo rief er mich demohngeachtet an ſeinen Hof.

Ich hatte ihn ſchon zu erkennen gegeben, daß ich mich bey ihm nicht niederlaſſen könne, daß ich die Freundſchaft dem Glanz der Ehre vorziehen müſſe, daß ich mit der Frau von Chatelet in Geſellſchaft lebte, und daß ich als Philoſoph gegen Philoſoph eine Dame einem Könige vorzöge. Er billigte dieſe Freyheit, obgleich er die Frauenzimmer nicht liebte.

Ich machte ihm im Monat Oktober 1740 meine Aufwartung. Der Kardinal von Fleury hatte mir einen langen Brief voller Lobſprüche auf den Anti-Machiavel und ſeinen Verfaſſer geſchrieben; und ich unterließ nicht, ihm dieſen Brief zu zeigen.

Er zog ſchon ſeine Truppen zuſammen, ohne daß einer ſeiner Generale oder ſeiner Miniſter ſeine Abſicht errathen konnte. Der Marquis von Beauveau, der von Verſailles abgeſchickt war, ihm zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, glaubte, daß er ſich zum Beſten der Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Thereſia, Tochter Karls VI. erklären; daß er die Kaiſerwahl des Herzogs von Lothringen und Großherzogs von Toskana Franz, des Gemahls der Königin, unterſtützen würde, und daß er dabey große Vortheile erlangen könnte.

Noch mehr wie andre, mußte ich glauben, daß der neue König von Preußen dieſe Parthey neh-

men würde. Denn er hatte mir drey Monate vorher einen politiſchen Aufſatz zugeſchickt, in welchem er Frankreich als den natürlichen Feind und Zerſtöhrer von Deutſchland ſchilderte. Allein es war ihm eigen, daß er ſtets das Gegentheil von dem that, was er ſagte und ſchrieb; nicht aus Verſtellung, ſondern weil er mit Enthuſiasmus redete und ſchrieb, und dann mit einem Enthuſiasmus andrer Art handelte.

Am 15ten December reiſete er mit einem viertägigen Fieber an der Spitze von 30,000 mit Allem wohl verſehnen und gut geübten Kriegern zur Eroberung Schleſiens ab. Wie er aufs Pferd ſtieg, ſagte er zum Marquis von Beauveau: „Ich reiſe jetzt ab, Ihr Spiel zu ſpielen. Bekomme ich die As, ſo wollen wir theilen.„

Er hat nachdem die Geſchichte dieſes Kriegs geſchrieben. Er zeigte ſie mir ganz. Folgendes iſt unter andern eine von den merkwürdigen Stellen dieſer Annalen. Ich ſchrieb ſie ſorgfältig vor allen andern ab, als ein einziges Denkmahl ihrer Art.

„Zu dieſen Betrachtungen füge man noch ſtets marſchfertige Truppen. Meine wohlgefüllte Schatzkammer und die Lebhaftigkeit meines Karakters waren die Gründe, die mich zum Kriege gegen die Königin von Ungarn und

Böhmen, Maria Thereſia, bewogen.„ Einige Zeilen weiter, drückte er ſich wörtlich alſo aus: „Ehrgeiz, Staatsintereſſe und der Wunſch, mir einen Namen zu machen, bekamen das Uebergewicht, und der Krieg wurde beſchloſſen.“ *)

Seitdem es Eroberer, und leidenſchaftliche Männer giebt, die es haben ſeyn wollen, iſt er, glaube ich, der erſte, der ſo offen von ſich geurtheilt hat. Nie ſah vielleicht ein Mann mehr die Gründe der Vernunft ein, und gab dabey mehr ſeinen Leidenſchaften Gehör. Dieſe Vereinigung der Philoſophie mit den Unregelmäßigkeiten der Einbildungskraft machten ſtets ſeinen Karakter aus.

Es iſt Schade, daß ich ihm jene Stelle aus-

*) Die Beſchreibung des ſchleſiſchen Kriegs von dem großen Könige iſt nun in den Händen des Publikums. Die Gründe, die ihn zu demſelben bewogen, ſind in dem erſten Theile ſeiner Oeuvres poſthumes ausführlich enthalten. Bey der Darſtellung der politiſchen Veranlaſſungen führt der König ſelbſt an: Mais ſi des raiſons auſſi fortes moderoient *les déſirs de la gloire, dont le Roi étoit animé*, des motifs, non moins puiſſans, le preſſoient de donner au commencement de ſon regne des marques de vigueur et de fermeté, *pour faire reſpecter ſa nation en Europe*. Und gleich nachher: Le projet — d'envahir la Sileſie — étoit un moyen *d'acquerir de la reputation*, d'augmenter la puiſſance de l'Etat &c.

ſtreichen ließ, wie ich nachdem ſeine Werke korrigirte. Ein ſolches Geſtändniß hätte verdient, auf die Nachwelt zu kommen, um die Gründe zu zeigen, worauf faſt alle Kriege beruhen. Wir Gelehrten, Dichter, Geſchichtſchreiber und akademiſche Redner preiſen jene ſchöne Thaten, und hier iſt ein König, der ſie ausführt — und verdammt.

Seine Truppen waren ſchon in Schleſien, als der Baron von Gotter, ſein Geſandter zu Wien, der Königinn Maria Thereſia den eben nicht höflichen Vorſchlag that, dem Kurfürſten-Könige, ſeinem Herrn, freywillig drey Viertheile dieſer Provinz abzutreten, wogegen ihr der König von Preußen drey Millionen Thaler leihen, und ihren Gemahl zum Kaiſer machen wollte.

Maria Thereſia hatte damals weder Truppen, noch Geld, noch Kredit; und doch war ſie unbiegſam. Sie wollte lieber alles zu verliehren wagen, als einem Prinzen nachgeben, den ſie nur als einen Vaſallen ihrer Vorfahren betrachtete, und dem ihr Vater, der Kaiſer Karl, das Leben gerettet hatte. Ihre Generale brachten nur mit Mühe 80,000

Mann zuſammen. Ihr Feldmarſchall Neuperg, der ſie kommandirte, zwang den König von Preußen, ſich bey **Molwitz** in eine Schlacht einzulaſſen. Die preußiſche Kavallerie wurde anfangs von der Oeſtreichiſchen zum Weichen gebracht. Der König war nicht gewohnt, Schlachten zu ſehen. *) Maupertuis, der ſein Glück zu machen dachte, war ihm ins Feld gefolgt. Er kaufte ſich einen Eſel, und folgte mit demſelben dem Könige ſo geſchwind als er konnte. Allein ſein Eſel konnte ihn nicht einhohlen; er wurde gefangen, und von den öſtreichiſchen Huſaren geplündert.

Friedrich brachte die Nacht auf einem Strohlager in einer Dorfſchenke zu. Er war voller Verzweiflung, und glaubte genöthigt zu ſeyn, die Hälfte von Pohlen zu durchwandern, um nach ſeinen nördlichen Staaten zu gelangen, als ein Jäger von dem Kampfplatze bey Molwitz ankam, und ihm die Nachricht brachte, daß die Schlacht gewonnen ſey. Eine Viertelſtunde darauf brachte ihm ein Adjutant die

*) Deutſche Leſer ſind von den Umſtänden dieſer Schlacht und des Benehmens des Königs beſſer und ausführlicher unterrichtet.

Beſtätigung dieſer Nachricht, die allerdings wahr war. Wenn die preußiſche Kavallerie der öſtreichiſchen nicht überlegen war, ſo war die Infanterie die beſte in Europa. Der alte Fürſt von Deſſau hatte ſie 30 Jahre lang vortreflich geübt. Ihr Anführer, der Marſchall von **Schwerin** war ein Zögling **Karls des Zwölften.** Er gewann die Schlacht, ſobald ſich der König von Preußen entfernt hatte. Der Monarch kam am folgenden Tage zurück — und der ſiegende Feldherr fiel beynahe in **Ungnade.**

Ich kehrte zurück, in der Einſamkeit zu **Cirey** zu philoſophiren. Die Winter brachte ich zu Paris zu, wo ich eine Menge von Feinden hatte. Denn da es mir eingefallen war, lange vorher die Geſchichte Karls des Zwölften zu ſchreiben, verſchiedne theatraliſche Stücke, und ſelbſt ein epiſches Gedicht zu verfertigen, ſo hatte ich, wie natürlich, alle die zu Feinden, die ſich mit Verſen und Proſa abgaben. Da ich ſelbſt die Kühnheit ſo weit getrieben hatte, über die Philoſophie zu ſchreiben, ſo konnte es nicht anders ſeyn, als daß die ſogenannten Devoten, nach hergebrachter Manier, mich als einen Atheiſten anſahen.

Ich war der erſte geweſen, der es unternommen hatte, meinen Landsleuten die Ent-

deckungen **Newtons** in einer verſtändlichen Sprache bekannt zu machen. Die Carteſianiſchen Vorurtheile, die in Frankreich an die Stelle der peripatetiſchen Irrthümer getreten waren, hatten ſich damals ſo tief eingewurzelt, daß der Kanzler d'Agueſſau jeden für einen Feind der Vernunft und des Staats anſah, der die Entdeckungen annahm, die in England gemacht waren. Er wollte nie ein Druckprivilegium für die Elemente der Newtonſchen Philoſophie bewilligen.

Ich war ein großer Bewunderer von **Locke.** Ich ſah ihn als den einzigen vernünftigen Metaphyſiker an. Ich lobte beſonders jene ſo neue, ſo weiſe und zugleich ſo kühne Darſtellung, nach welcher er behauptet, daß wir durch die Einſichten unſrer Vernunft nie beweiſen können, daß Gott nicht dem Weſen, das man Materie nennt, die Gabe des Denkens und Empfindens mittheilen könne.

Man kann ſich nicht vorſtellen, mit welcher Erbitterung und welcher Kühnheit der Dummheit man wegen dieſes Punktes auf mich losfuhr. Der Grundſatz Locke's hatte vorher in Frankreich kein Aufſehn gemacht, weil die Doktoren den St. Thomas und Quesnel und die Klaſſen der großen Welt Romane laſen. Als ich Locke gerühmt hatte, ſchrie man gegen ihn

und gegen mich. Die armen Leute, die ſich bey dieſem Streite erhitzten, wußten ſicherlich nicht, weder was Materie noch was Geiſt iſt. Und es iſt ausgemacht, daß wir nichts von uns ſelbſt wiſſen, daß wir Bewegung, Leben, Denk- und Empfindungskraft beſitzen, ohne zu wiſſen, wie; daß die Grundſtoffe der Materie uns eben ſo unbekannt, als das übrige ſind; daß wir wie Blinde einhergehen und herumtappen, und daß Locke ſehr weiſe war, indem er behauptete, daß es nicht uns zukommt, alles das zu beſtimmen, was der Allmächtige nicht thun kann.

Dieſes und einiger Beyfall, den meine theatraliſchen Stücke erhielten, zog mir eine ganze Bibliothek von Broſchüren zu, in welchen man zu erweiſen ſuchte, daß ich ein ſchlechter Dichter, ein Atheiſt und eines Bauern Sohn ſey.

Man druckte die Geſchichte meines Lebens, in welcher man mir dieſe ſchöne Genealogie gab. Ein Deutſcher hat nicht unterlaſſen, alle Erzählungen der Art, womit die Schmähſchriften wider mich voll waren, zu ſammlen. Man ſchrieb mir Vorgänge mit Perſonen zu, die ich nie gekannt hatte, und noch mit andern, die nie geweſen waren. Indem ich dieſes ſchreibe, finde ich noch einen Brief von dem Marſchall von Richelieu vor, worinn er mir von einer

dicken Schmähſchrift Nachricht gab, in welcher bewieſen war, daß ſeine Gemahlinn mir einen ſchönen Wagen geſchenkt hätte, und noch andre Sachen, und das zu einer Zeit, wo er unverheyrathet war. Ich machte mir anfangs das Vergnügen, eine Sammlung dieſer Verleumdungen anzulegen; allein ſie vervielfältigten ſich ſo ſehr, daß ich dieſelbe aufgab.

Das waren die Früchte, die ich für meine Arbeiten erndtete. Ich tröſtete mich indeß leicht darüber, bald in der Einſamkeit zu Cirey, bald in luſtiger Geſellſchaft.

Während der Auswurf der Litteratur gegen mich Krieg führte, führte Frankreich gegen die Königinn von Ungarn Krieg, und man muß geſtehen, daß dieſer Krieg eben nicht gerechter war. Denn nachdem man die pragmatiſche Sanktion Karls VI. und die Thronfolge der väterlichen Erbſtaaten der Maria Thereſia feyerlich ſtipulirt, garantirt und beſchworen; nachdem man Lothringen zur Belohnung für dieß Verſprechen erhalten hatte, ſchien es eben dem Völkerrechte nicht gemäß, wenn man ſolche Verbindlichkeiten brach. Man riß den Kardinal von **Fleury** aus ſeinem Syſtem. Er konnte nicht, wie der König von Preußen, ſagen, daß es die Lebhaftigkeit ſeines Temperaments ſey, die ihn zum Kriege bewogen habe. Dieſer

glückliche Prälat regierte in einem Alter von 86 Jahren und führte das Staatsruder mit einer ſchwachen Hand. Man hatte ſich mit dem Könige von Preußen zu der Zeit vereinigt, als er Schleſien eroberte. Man hatte zwey Armeen nach Deutſchland geſchickt, denen Maria Thereſia nicht eine entgegenzuſtellen hatte. Eine dieſer Armeen war bis 5 Meilen vor Wien vorgedrungen, ohne einen gewaffneten Feind anzutreffen. Man hatte Böhmen dem Kurfürſten von Bayern gegeben, der zum Kaiſer erwählt wurde, nachdem er zum Generallieutenant der franzöſiſchen Armeen ernannt war. Allein man begieng bald alle Fehler, die man begehen mußte, um wieder alles zu verderben.

Der König von Preußen, der indeß ſeinen Muth geſtärkt und Schlachten gewonnen hatte, ſchloß mit Oeſtreich Frieden. Thereſia überließ ihm, freylich ſehr ungern, Schleſien mit der Grafſchaft Glaz; und Friedrich trennte ſich unter dieſen Bedingungen, ganz von Frankreich. Im Junius 1742 ſchrieb er mir, daß er ſich glücklich gebeſſert habe, und daß er den andern Kranken ebenfalls riethe, auf ihre Herſtellung bedacht zu ſeyn.

Dieſer Prinz ſah ſich damals auf dem Gipfel ſeiner Macht, hatte 130,000 Mann ſieg=

reicher Truppen, deren Kavallerie von ihm gebildet war, zog von Schleſien noch einmal ſo viele Vortheile, als vordem Oeſtreich, war in ſeinen neuen Eroberungen befeſtigt, und um ſo glücklicher, je mehr die andern Mächte litten. Die Regenten ruiniren ſich mehrentheils durch den Krieg; er hatte ſich durch denſelben bereichert. Er wandte darauf ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verſchönerung von Berlin, ließ einen der ſchönſten Opernſäle in Europa bauen, rief Künſtler aller Art zu ſich; denn er wollte alle Wege des Ruhms betreten, und das ſo wohlfeil als möglich.

Sein Vater hatte zu Potsdam in einem unanſehnlichen Gebäude gewohnt; er ließ dafür einen Pallaſt bauen. Potsdam wurde eine niedliche Stadt, und Berlin vergrößert. Man fieng daſelbſt an, die Annehmlichkeiten des Lebens kennen zu lernen, die der vorige König ſo wenig geachtet hatte. Einige Perſonen hatten gute Meublen. Die mehrſten trugen ſelbſt Hemden. Denn unter der vorigen Regierung kannte man faſt nur halbe Vorderhemden, die man mit Bändern feſt band. Friedrich war ſelbſt nicht anders gewöhnt worden. Alles veränderte ſich zuſehends. Lacedämon wurde Athen. Wüſten wurden urbar gemacht; 300 Dörfer in ausgetrockneten Moraſtgegenden an-

gelegt. Nicht weniger machte er ſich aus Muſik und Büchern. Er konnte es mir alſo wohl aufnehmen, wenn ich ihn den Salomo des Nordens nannte. Ich gab ihm dieſen Beynamen in meinen Briefen und er behielt ihn lange Zeit.

Die Angelegenheiten Frankreichs ſtanden damals nicht ſo gut wie die ſeinigen. Er hatte das heimliche Vergnügen, die Franzoſen in Deutſchland aufreiben zu ſehen, nachdem ihre Diverſion ihm Schleſien mit verſchafft hatte. Der franzöſiſche Hof verlor ſeine Truppen, ſein Geld, ſeinen Ruhm und ſeinen Kredit, weil er Karl VII. zum Kaiſer gemacht hatte; und dieſer Kaiſer verlor alles, weil er geglaubt hatte, daß die Franzoſen ihn unterſtützen würden.

Am 29ſten Januar 1743 ſtarb der Kardinal von Fleury, in einem Alter von 90 Jahren. Nie war ein Mann ſpäter Miniſter geworden, nie hatte ein Miniſter ſeinen Poſten länger behalten. Er fieng in ſeinem 73ſten Jahre an, ſein Glück zu machen, indem er König von Frankreich wurde, und blieb es ungeſtört bis an ſeinen Tod. Er ſtellte ſich immer äußerſt beſcheiden, ſammelte keine Reichthümer, machte keinen Prunk und ſchränkte ſich bloß aufs Regieren ein. Er hinterließ mehr den Ruhm ei-

nes feinen und liebenswürdigen Kopfes, als eines Genies, und hatte, wie man ſagte, beſſer den Hof als Europa gekannt.

Ich hatte ihn öfters bey der Marſchallinn von Villeroi geſehen, als er nur noch Biſchof von der kleinen elenden Stadt Frejus war. Er titulirte ſich daher immer: **durch die Ungnade Gottes Biſchof von Frejus**, wie man aus einigen ſeiner Briefe ſieht. Die Marſchallinn war eine ſehr häßliche Frau. Er gab ſie ſobald auf wie er konnte. Der Marſchall von Villeroi, der nicht wußte, daß der Biſchof lange der Liebhaber ſeiner Gemahlinn geweſen war, ließ ihn von Ludwig dem XIV. zum Lehrer Ludwigs des XV. ernennen. Von einem Hofmeiſter wurde er Premierminiſter, und unterließ nicht, zum Exil des Marſchalls, ſeines Wohlthäters, mit beyzutragen. Einige Undankbarkeit abgerechnet, war er ein recht guter Mann. Allein, da er keine Talente beſaß, ſo entfernte er alle diejenigen, die durch ſelbige, es mochte ſeyn, in welchem Fach es wollte, hervorragten.

Mehrere Akademiker wollten, daß ich ſeine Stelle bey der franzöſiſchen Akademie wiedererhalten ſollte. Man fragte den König beym Souper, wer dem verſtorbenen Kardinal die Trauerrede in der Akademie halten ſollte. Der

Monarch antwortete: ich ſollte es. Seine Maitreſſe, die Frau von Chateauroux wollte es; allein der Staatsſekretair, Graf v. Maurepas wollte es nicht. Er hatte die Tollheit, ſich mit allen Maitreſſen ſeines Herrn zu zanken, und er hat ſich nicht wohl dabey befunden.

Ein alter ſchwachſinniger Lehrer des Dauphin, ein vormaliger Theatinermönch, und nachmaliger Biſchof von Mirepoix, Namens Boyer, unternahm es, aus Gewiſſensantriebe, den Eigenſinn des Herrn von Maurepas zu unterſtützen. Boyer hatte das Pfründenblatt. Der König überließ ihm alle geiſtliche Angelegenheiten; und die Aufnahme in die Akademie ſah er als eine Sache der Kirchenzucht an. Er ſtellte vor, daß das ſo viel wäre, als Gott beleidigen, wenn man einen Weltmenſchen, wie mich, zum Nachfolger des Kardinals machte. Ich wußte, daß Maurepas ihn handeln ließ. Ich gieng alſo zu dieſem Miniſter; ich ſagte ihm: „Eine Stelle bey der Akademie iſt eben keine wichtige Würde; allein, wenn man einmal zum Mitgliede ernannt worden, ſo iſt es unangenehm, wieder ausgeſchloſſen zu werden. Sie ſtehen ſich mit der Frau von Chateauroux, die der König liebt, nnd mit dem Herzog von Richelieu, der ſie beherrſcht, nicht gut; allein,

welche Verbindungen, ich bitte Sie, haben ihre Uneinigkeiten mit einer armſeligen Stelle bey der franzöſiſchen Akademie? Ich erſuche Sie inſtändigſt, mir frey zu ſagen, ob Sie ſich widerſetzen werden, im Fall die Frau von Chateauroux über den Hrn. Biſchof von Mirepoix das Uebergewicht bekommt? „ — Er ſammelte ſich einen Augenblick, und ſagte mir „Ja! und ich werde ſie gänzlich niederdrücken“ — Der Prälat erhielt auch endlich die Oberhand über die Maitreſſe, und ich erhielt eine Stelle nicht, die mich eben nicht ſehr bekümmerte. Ich erinnere mich gern dieſen Vorgang. Er zeigt die Kleinigkeiten derer, die man die Groſſen nennt, und beweiſet, wie wichtig ihnen manchmal Bagatellen ſind.

Die Staatsangelegenheiten giengen indeß ſeit dem Tode des Kardinals nicht beſſer. Das Haus Oeſtreich ſtieg in dieſen beyden letztern Jahren wieder aus ſeiner Aſche hervor. Frankreich wurde von demſelben und von England in die Enge getrieben. Es blieb uns kein anderes Hülfsmittel, als die Macht des Königs von Preuſſen, der uns in den Krieg verwickelt und dem Schickſale überlaſſen hatte.

Man kam auf den Gedanken, mich als einen geheimen Abgeſandten zu dieſem Monarchen zu ſchicken, um ſeine Abſichten zu erfor-

ſchen, um zu erfahren, ob er nicht geneigt ſeyn würde, den Stürmen, die früh oder ſpät von Wien her über ihn ausbrechen mußten, nachdem ſie auf uns hergefallen waren, zuvor zu kommen, und ob er uns nicht gelegentlich 100,000 Mann leihen wollte, um zugleich ſein Schleſien mit zu ſichern. Dieſes Projekt war dem Herzoge von Richelieu und der Frau von Chateauroux eingefallen. Der König nahm es an. Amelot, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, allein ein Miniſter von wenigem Kredite, erhielt den Auftrag, meine Abreiſe zu beſchleunigen. Man mußte einen Vorwand haben. Ich gebrauchte meinen Streit mit dem alten Biſchofe von Mirepoix dazu. Der König fand dieſes Ausfluchtsmittel gut.

Ich ſchrieb an den König von Preußen, daß ich die Verfolgungen des Theatiners Boyer nicht länger aushalten könnte, und deshalb fern von den ränkiſchen Kabalen eines bigotten Prälaten, mich an den Hof eines philoſophiſchen Königs begeben wolle. Da dieſer Prälat immer ſeinen Namen, als vormaliger (ancien) Biſchof von Mirepoix, abbreviirt unterzeichnete, und ſeine Hand ſehr unleſerlich und ſchlecht war, ſo las man ſtatt vormaliger Biſchof von Mirepoix, Eſel *(ane)* von Mirepoix.

Dieß war eine Sache zum Lachen, und nie wurde eine Negociation mit mehrerer Luſtigkeit betrieben.

Der König von Preußen, der nicht leer ausgieng, wenn es darauf ankam, die Mönche und Hofgeiſtliche durchzunehmen, antwortete mir mit einer Sündfluth von Einfällen auf den Eſel von Mirepoix, und erſuchte mich dringend, zu ihm zu kommen.

Ich beſorgte meine Briefe und Antworten fleißig. Der Biſchof erhielt davon Nachricht, und beſchwerte ſich bey Ludwig dem XVten darüber, daß man ihn, wie er ſagte, für einen Narren an den fremden Höfen ausgäbe. Der König antwortete ihm, daß dieß eine ausgemachte Sache ſey, und daß er darauf nicht achten müſſe. Dieſe Antwort Ludwigs, die nicht ſeinem Karakter gemäß iſt, hat mir ſtets außerordentlich geſchienen. Ich hatte das Vergnügen, mich wegen des Biſchofs, der mich von der Akademie ausgeſchloſſen hatte, durch das Vergnügen zu rächen, eine angenehme Reiſe zu machen, und vermögend zu ſeyn, dem Könige und dem Staate dienen zu können. Der Graf von Maurepas nahm ſelbſt mit Wärme an dieſem Vorgange Antheil, weil er damals Amelot beherrſchte, und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu ſeyn glaub-

te. Das ſonderbarſte war, daß man auch der Frau von Chatelet das Geheimniß meiner Reiſe anvertrauen mußte. Sie wollte um keinen Preis, daß ich ſie des Königs von Preuſſen halber verließe. Sie hielt nichts für niederträchtiger und ſchändlicher, als ſich von einem Frauenzimmer zu entfernen, um zu einem Könige zu gehen. Sie hätte einen ſchrecklichen Lärm gemacht. Um ſie zu beruhigen, beſchloß man, ihr das Geheimniß anzuvertrauen, und die Briefe durch ihre Hände gehen zu laſſen.

Ich erhielt auf deu bloßen Schein des Hrn. von Montmortel, ſo viele Reiſegelder, als ich wollte; eine Freyheit, die ich nicht misbrauchte. Ich hielt mich einige Zeit in Holland auf, während der König von Preuſſen ſeine Staaten von einem Ende zum andern durchreiſte, um die Truppen zu muſtern. Mein Aufenthalt im Haag war nicht unnütz. Ich logirte in dem Pallaſte, dem ſogenannten alten Hofe, der dem Könige von Preußen vermöge ſeiner Theilung mit dem Oraniſchen Hauſe gehörte. Sein Geſandter, der junge Graf von **Podewils**, liebte die Frau eines der erſten Mitglieder der Generalſtaaten, und wurde von ihr geliebt, und bekam durch ſie Abſchriften von allen geheimen Reſolutionen Ihrer Hochmögenden, die gegen Frankreich ſehr ungünſtig geſinnt waren.

Ich ſchickte dieſe Abſchriften nach Hofe, und meine Dienſte waren ſehr angenehm.

Als ich zu Berlin ankam, logirte mich der König, wie er ſchon vorher gethan hatte, bey ſich auf dem Schloſſe ein. Er lebte zu Potsdam, wie er ſeit ſeiner Thronbeſteigung immer gelebt hatte. Dieſes Leben verdient einige nähere Beſchreibung. Er ſtand des Sommers um 5 und des Winters um 6 Uhr des Morgens auf. Will man wiſſen, welches die königlichen Ceremonien bey dieſem Lever, welches die Verrichtungen ſeines Hofmarſchalls, ſeines Oberkammerherrn, ſeines Oberkammerjunkers und ſeiner Hofbedienten war, ſo dient darauf zur Antwort — daß ein Laquais ſein Licht anſteckte, ihn raſirte und ankleidete — und ſelbſt dieß that er mehrentheils ſelbſt. Sein Zimmer war ziemlich ſchön. Ein reiches, ſilbernes Geländer, mit kleinen ſchön gehauenen Amors beſetzt, ſchien ein Bette einzuſchließen, deſſen Vorhänge man ſah. Aber hinter den Vorhängen war, ſtatt eines Betts, eine Bibliothek. Das Bett des Königs war übrigens ein elendes geflochtenes Lager, mit einer dünnen Madratze, und wurde durch einen Schirm verborgen. Marc Aurel und Julian, ſeine beyden Apoſtel, und die gröſten Stoiker, ſchliefen nicht ſchlechter.

Wenn ſeine Majeſtät gekleidet und geſtiefelt waren, ſo wurden ſtatt der ſtoiſchen Strenge, einige Augenblicke der epikuräiſchen Sekte gewidmet. — — Dann wurden die Staatsſachen vorgenommen. Sein erſter Kabinetsſekretair erſchien mit einem großen Stoß Papieren unter dem Arm, und wohnte im zweyten Stock bey Fredersdorf, — dem Soldaten, der einſt den König auf dem Schloſſe zu Cüſtrin bedient hatte, ſein Kammerdiener und ſein Liebling geworden war. Die Staatsſekretairs ſchickten alle ihre Depeſchen dem Kommis des Königs zu, der ihm einen Auszug derſelben brachte. Der König ließ die Antworten darauf in ein paar Worten an den Rand ſchreiben. Alle Regierungsſachen wurden ſo in einer Stunde ausgefertigt. Selten giengen die Staatsſekretairs und Miniſter zu ihm. Es gab ſelbſt einige unter ihnen, mit denen er nie geredet hatte. Der König, ſein Vater, hatte eine ſolche Ordnung in die Finanzen gebracht, alles gieng ſo militairiſch zu, alles gehorchte ſo pünktlich, daß vierhundert Meilen Landes wie eine Abtey regiert wurden.

Gegen eilf Uhr muſterte der König geſtiefelt ſein Garderegiment in ſeinem Garten. Eben das thaten zwiſchen der Parade und dem Mittagseſſen, die Oberſten in allen Provinzen. Die Prinzen, ſeine Brüder, die Generale, und ein oder zwey Kammerherren ſpeiſeten mit ihm. Seine Tafel war ſo gut, wie ſie in ſeinem Lande ſeyn konnte. Nach der Mahlzeit gieng er allein in ſein Kabinett, und machte bis gegen 5 oder 6 Uhr Verſe. Dann kam ein junger Menſch, Namens Darget, der vormals bey dem franzöſiſchen Geſandten, von Valory, Sekretair war, und las ihm etwas vor. Um 7 Uhr wurde ein kleines Konzert gehalten. Der König ſpielte dabey auf der Flöte, wie der beſte Tonkünſtler. Die Theilnehmer des Konzerts ſpielten oft ſeine Kompoſitionen. Denn Friedrich legte ſich auf alle Künſte, und hätte bey den Griechen nicht wie Epamminondas den Vorwurf bekommen, daß er keine Muſik verſtehe.

Des Abends ſpeiſete man in einem kleinen Saale, deſſen ſonderbarſter Zierrath in einem Gemälde beſtand, wozu er ſelbſt ſeinem Mahler Pene, einem unſrer beſten Koloriſten, die Zeichnung gegeben hatte.

Die Soupers waren oft nicht weniger philoſophiſch. Ein Fremder, der uns gehört, der die Gruppe geſehen hätte, würde geglaubt haben, die ſieben Weiſen Griechenlands in einem Volksluſtplatze zu hören. Nie ſprach man in irgend einem Orte der Welt mit mehrerer Freyheit von allen Arten des menſchlichen Aberglaubens, und nie wurde mehr Witz und Spott darüber angebracht.

Ein Prediger bey Stettin, den eine gewiſſe Sentenz, die wegen eines Bauern erfolgt war, der thieriſche Galanterien getrieben hatte, ſehr ärgerte, brachte in einer Predigt über Herodes einige Aeußerungen an, die auf den König gehen konnten. Er ließ dieſen Dorfprediger nach Potsdam kommen, und citirte ihn vors Konſiſtorium, obgleich am Hofe weder Konſiſtorium noch Meſſe gehalten wurde. Der arme Mann wurde hergebracht. D'Argens, der Verfaſſer der jüdiſchen Briefe, und ein gewiſſer Baron von Pöllnitz, der drey bis viermal ſeine Religion verändert hatte, kleideten ſich wie Prediger an. Statt der Bibel legte man einen Theil von Bayle's Wörterbuche auf den Tiſch, und zwey Grena-

diere brachten den Schuldigen vor dieſe Diener des Herrn. „Mein Freund, ſagte einer von ihnen, ich frage euch im Namen Gottes, über welchen Herodes habt ihr gepredigt? — Ueber Herodes, antwortete der gute Mann, der alle kleinen Kinder umbringen ließ. — „Ich frage euch, fuhr er fort, ob dies Herodes der erſte war; denn ihr müßt wiſſen, daß es mehrere Herodes gegeben hat.“ Der Pfarrer wußte nicht, was er antworten ſollte. „Wie, verſetzte nun jener, ihr unterſteht euch, über einen Herodes zu predigen, und wißt nicht einmal von welcher Familie er war? Ihr ſeyd des Predigeramts unwürdig. Indeß wollen wir's euch dießmal vergeben; allein unterſteht ihr euch künftig noch einmal wieder, gegen jemand zu predigen, den ihr nicht kennt, ſo ſollt ihr ſogleich abgeſetzt werden.“ Man gab ihm hierauf ſein Urtheil und dieſen Pardon, und unterſchrieb drey lächerliche, zum Spaß erfundene Namen. „Wir gehen Morgen nach Berlin, und wollen für euch bey unſern Kollegen um Gnade bitten. Unterlaßt aber nicht, noch einmal wieder zu uns zu kommen.“ Der Prediger ſuchte in Berlin die drey geiſtlichen Räthe vergebens auf.

Man machte ſich über ihn luſtig, und der König, der mehr ſcherzhaft als freygebig war, bekümmerte ſich nicht darum, ihm die Reiſekoſten zu erſetzen.

Friedrich beherrſchte die Kirche ſo willkührlich als den Staat. Wenn ein Mann und eine Frau ſich anders verheyrathen wollten, ſo ertheilte er die Eheſcheidung. Ein Miniſter hielt ihm einſt wegen dieſer Eheſcheidungen das alte Teſtament vor. „**Moſes** antwortete der König, **leitete ſeine Juden wie er wollte, und ich beherrſche meine Preußen wie ichs verſtehe.**„

Dieſe eigne Regierungsart, die noch befremdendern Sitten, jener Kontraſt von Stoicismus und Epikurismus, moraliſche Ermahnungen und eine ausſchweifende Freyheit, alles dieſes gab ein ſonderbares Gemälde ab, von dem damals wenige Menſchen wußten, das aber nachher in Europa nicht unbekannt geblieben iſt.

Bey allen ſeinen Vergnügungen herrſchte zu Potsdam die größte Sparſamkeit. Seine Tafel und die Tafel ſeiner Officire und Bedienten, war, mit Ausnahme des Weins, täglich auf **drey und dreyßig Thaler** geſetzt. Anſtatt, daß bey andern Königen Kronbediente die Einrichtung der Tafel beſorgen, ſo that dieß bey

ihm ſein Kammerdiener Fredersdorf, der zugleich ſein Oberhofmarſchall und Obermundſchenk war.

Seinen vormaligen Lieblingen und ſelbſt denen, die ihr Leben für ihn gewagt hatten, als er noch Kronprinz war, erzeigte er — war es Sparſamkeit oder Politik, — nicht die geringſte Gnade. Er bezahlte ſogar das Geld nicht, was er vormals geliehen hatte. So wie Ludwig der XII. nicht die Beleidigungen des Herzogs von Orleans rächte, ſo vergaß der König von Preußen die Schulden des Kronprinzen.

Das arme Mädchen, das ſeinetwegen von dem Scharfrichter ausgepeitſcht worden war, war damals an den Inſpektor der Miethwagen — denn es waren derſelben achtzehn zu Berlin — verheyrathet. Sie erhielt von dem Könige eine Penſion von 70 Thalern, die ihr immer richtig ausbezahlt wurden. Sie hieß Frau Sommers, war groß, mager, glich einer Sybille, und hatte gar nicht das Anſehn, daß ſie werth geweſen wäre, für einen Prinzen gepeitſcht zu werden.

Wenn er ſich indeß nach Berlin begab, ſo zeigte er viele Pracht. An den Staatstagen war es ein ſchönes Schauſpiel für die eitlen, das heißt beynahe für alle Menſchen, ihn an

der Tafel, zwanzig deutſche Reichsfürſten um ihn herum, das ſchönſte goldne Service von Europa, 32 Pagen, und eben ſo viele junge, ſchön gekleidete Heyducken zu ſehen, die große Schüſſeln von gediegnem Golde trugen. Dann erſchienen auch die öberſten Hofbedienten, die man ſonſt nicht ſah. Nach dem Mittagsmahle beſuchte man die Oper in dem großen, 300 Fuß langen Saale, den einer ſeiner Kammerherrn, Namens **Knobelsdorf**, ohne einen Baukünſtler, angelegt hatte. Die ſchönſten Stimmen, die ſchönſten Tänzer wurden von ihm beſoldet. Die **Barbarini** tanzte damals auf ſeinem Theater, eben die, die nachmals den Sohn ſeines Kanzlers heyrathete. Der König hatte dieſe Tänzerin zu Venedig durch Soldaten entführen laſſen, die ſie ſelbſt über Wien nach Berlin brachten. Er war etwas in ſie verliebt. Sie hatte Waden wie ein Mann. Er gab ihr — was unerhört war — 32000 Livres Jahrgehalt. Sein italieniſcher Dichter, der die Opern verſificirte, deren Plan er immer ſelbſt entwarf, hatte nur 1200 Livres Beſoldung. Allein man muß dabey auch bedenken, daß er ſehr häßlich war, und nicht tanzen konnte. Kurz, die Barbarini nahm mehr ein, als drey Staatsminiſter zuſammen. Der italieniſche Poet machte ſich eines Tags ſelbſt be-

zahlt. Er ſchnitt in einer Kapelle des erſten Königs von Preußen die alten Goldbeſetzungen ab, womit ſie geſchmückt war. Der König, der nie eine Kapelle beſuchte, ſagte, er verlöhre nichts dabey. Er hatte übrigens kurz vorher eine Abhandlung zur Entſchuldigung des Stehlens geſchrieben, die in den Sammlungen ſeiner Akademie gedruckt worden; und er hielt es nicht für rathſam, ſeine Schriften durch ſeine Thaten zu widerlegen.

Dieſe Nachſicht erſtreckte ſich aber nicht über das Militair. In den Gefängniſſen zu Spandau befand ſich ein alter Edelmann aus der Franche Comté, den der vorige König wegen ſeines großen ſchönen Wuchſes hatte aufheben laſſen. Man hatte ihm die Stelle eines Kammerherrn verſprochen, und gab ihm die eines Soldaten. Der unglückliche Mann deſertirte bald mit einigen ſeiner Kameraden. Man hohlte ihn wieder ein, und führte ihn zu dem vorigen Könige. Dieſem hatte er die Naivetät zu ſagen: er bedaure allein, daß er nicht ſo einen Tyrannen, wie ihn, umgebracht habe. Man ſchnitt ihm dafür die Naſe und Ohren ab, ließ ihn 36 mal Spießruthen laufen, und ſchickte ihn darauf in die Karre nach Spandau. Er ging noch in derſelben, als Herr von **Valori**, unſer Geſandte, in mich drang, um ſeine Befreyung

bey dem gnädigen Sohne des ungnädigen Friedrich Willhelms zu bitten.

Se. Majeſtät hatten die Güte zu ſagen, daß Sie die la Clementa di Tito (die Güte des Titus), eine vortrefliche Oper des berühmten Metaſtaſio, die der König ſelbſt mit Hülfe ſeines Kompoſiteurs in Muſik geſetzt hatte, allein meinentwegen aufführen laſſen wollten. Ich nahm die Gelegenheit war, ſeiner Gnade den armen Franzoſen ohne Naſe und Ohren zu empfehlen. Ich ſchrieb an ihn einen poetiſchen Brief, unter andern des Inhalts. „Gefühlvolle, entſchloßne Seele! Genie, das ſich über alles erſtreckt! Wie? indem Du regierſt, giebt es Unglückliche? Setze den Quaalen eines Schuldigen, und nie Deiner edlen Großmuth ein Ziel! Siehe um Dich herum das zitternde Flehen, die Tochter der Reue, die Beſiegerin großer Seelen, ſich verwundern, daß es mit ohnmächtigen Thränen die Hände deſſen benetzen muß, die alle Thränen von der Erde abtrocknen ſollten. Ach, warum willſt Du mit Pracht das glänzende Schauſpiel, in welchem Titus triumphirt, mir darſtellen? Um das Feſt vollkommen zu machen, gleiche ihm an Gnade, ahme ihm nach in allem, oder rühme ihn nicht länger!„

Die Bittſchrift war ein wenig ſtark. Allein

in Verſen hat man die Freyheit, alles zu ſagen, was man will. Der König verſprach einige Erleichterungen. Nach einigen Monaten war er ſelbſt ſo gütig, den erwähnten franzöſiſchen Edelmann ins Hoſpital zu ſchicken, und ihm täglich ſechs Groſchen geben zu laſſen. Der Königin, ſeiner Mutter, hatte er dieſe Gnade abgeſchlagen, wahrſcheinlich, weil ſie ihn nur in Proſa gebeten hatte.

Mitten unter den Feſten, Opern und Soupers hatte meine geheime Negociation einen guten Fortgang. Der König erlaubte mir, über alles mit ihm zu reden. Bey den Unterredungen über die **Aeneide** und den **Livius** brachte ich öfters Fragen über Frankreich und Oeſtreich mit an. Das Geſpräch wurde nicht ſelten lebhaft, und der König ſagte mir in der Hitze: daß, ſo lange unſer Hof an allen Thüren anklopfe, um Frieden zu bekommen, er nicht für denſelben ſchlagen würde. Ich ſchickte ihm aus meinem Zimmer in ſein Kabinett meine Bemerkungen auf einem halb eingeſchlagnen Papiere. Er antwortete auf meine kühnen Fragen auf der andern Seite. Ich habe noch das Papier, in welchem ich ihm ſchrieb: **Zweifeln Sie, daß Oeſtreich bey der erſten Gelegenheit Schleſien wieder fodern wird?** Seine Antwort darauf am Rande war:

Ils ſeront reçus Biribi
A la façon de Barbari, mon ami.

Dieſe neue Art von Unterhandlung endigte ſich durch ein Geſpräch, das er in einer Aufwallung ſeiner Lebhaftigkeit gegen ſeinen Onkel, den König von England hielt. Dieſe beyden Monarchen liebten ſich nicht. Der König von Preußen ſagte: „**Georg iſt der Onkel von Friedrich, aber nicht von dem Könige von Preußen.** Und zuletzt ſagte er zu mir: „**Frankreich erkläre England den Krieg und ich marſchire.**„

Mehr wollte ich nicht. Ich kehrte darauf nach Frankreich zurück, legte dem Hofe von meiner Reiſe Rechenſchaft ab, und gab dem franzöſiſchen Miniſterium die Hofnung, die ich zu Berlin erhalten hatte; eine Hofnung, die nicht täuſchend war. Im folgenden Frühlinge ſchloß der König von Preußen wirklich eine neue Allianz mit Frankreich, und rückte mit 100,000 Mann in Böhmen vor, indeß die Oeſtreicher im Elſaß waren.

Hätte ich einem ehrlichen Pariſer mein Abentheuer und den Dienſt erzählt, den ich dem Hofe geleiſtet hatte, ſo würde er nicht gezweifelt haben, daß man mich zu einem guten Poſten befördern würde. Und was war meine

Belohnung dafür? Die Frau von **Chateauroux** hatte es übel genommen, daß die Negociation nicht unmittelbar durch ſie veranſtaltet worden. Sie war Willens, Amelot zu ſtürzen, weil er ſtotterte, und ihr dieſer kleine Fehler misfiel. Sie haßte überdem Amelot, weil er von dem Grafen von Maurepas beherrſcht wurde. Nach acht Tagen bekam er ſeine Dimiſſion, und mit ihm fiel auch ich in Ungnade.

Einige Zeit darauf wurde **Ludwig der XV.** zu **Metz** tödtlich krank. Herr von **Maurepas** und ſein Anhang nahmen dieſe Zeit wahr, um die Frau von **Chateauroux** zu ſtürzen. Der Biſchof von **Soißons**, **Fitz-James**, ein natürlicher Enkel Jakobs II., den man als einen **Heiligen** anſah, wollte den König als erſter Beichtvater bekehren, und erklärte, daß er ihm nicht die Abſolution und das heilige Abendmahl ertheilen würde, wenn er nicht ſeine Maitreſſe, und ihre Schweſter, die Herzoginn von **Lauragois** und ihre Freundinnen von ſich entfernte. Und die beyden Schweſtern mußten davon, durch die Flüche des Metzer Pöbels verfolgt. Wegen dieſer frommen Handlung gab das Volk zu Paris, das eben ſo thöricht als das zu Metz war, Ludwig dem XV. den Beynamen des **Vielgeliebten**. Ein Straſſenmenſch, Namens **Vadé**, erfand dieſen Titel,

von dem die Almanache voll waren, als der Prinz ſich wieder wohl befand. Ludwig wollte aber nur der Vielgeliebte ſeiner Geliebte ſeyn. Sie liebten ſich wieder mehr wie vorher. Sie ſollte aufs neue in ſein Miniſterium kommen, und reiſete deshalb von Verſailles ab, — als ſie plötzlich an den Folgen des wüthenden Kummers ſtarb, den ihre Dimiſſion ihr veranlaßt hatte. Sie wurde bald vergeſſen.

Es mußte wieder eine neue Maitreſſe da ſeyn. Die Wahl fiel auf die **Mamſell Poiſſon**, die Tochter eines Bauern aus Ferte' unterhalb Jouare, der davon lebte, daß er Korn an die Proviantlieferanten verkaufte. Dieſer arme Menſch floh damals herum, weil man ihn einiger Veruntreuungen wegen angeklagt hatte. Seine Tochter war an den Unterpächter **Normann**, der das Gut **Etiole** beſaß, einen Neffen des Generalpächters **Normann von Tourneham** verheirathet worden, der ſeine Frau unterhielt. Die Mamſell Poiſſon, nunmehrige Frau Normann, war gut erzogen, artig und liebenswürdig, und hatte guten Verſtand und ein gutes Herz. Ich kannte ſie ſehr gut. Ich war ſelbſt der Vertraute ihrer Liebe. Sie geſtand mir, daß ſie ſtets eine geheime Ahndung gehabt hätte, ſie würde noch

einmal von dem Könige geliebt werden, und habe, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, ſtets eine heftige Neigung gegen ihn empfunden. Dieſer Gedanke, der in ihrer Lage hätte ſchimäriſch ſcheinen können; gründete ſich darauf, daß ſie oft in die Waldgegend von Sennar geführt war, wo der König jagte. Tourneham, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarſchaft der Gegend. Die Frau von **Etiole** wurde daſelbſt in einer ſchönen Kaleſche ſpatzieren gefahren. Der König bemerkte ſie, und ſchickte ihr oft Wildprett. Die Mutter ſagte ihr immer vor, daß ſie ſchöner wie die Frau von Chateauroux ſey, und der gute Tourneham rief oft aus: „Ich muß geſtehen, **daß die Tochter der Frau Poiſſon ein Biſſen für den König iſt.**“ Wie ſie endlich den König in ihren Armen gehalten hatte, ſo ſagte ſie mir, ſie glaube feſt an ihre hohe Beſtimmung; und ſie hatte Recht. Ich brachte mit ihr einige Monate zu Etiole zu, indeß der König den Feldzug von 1746 machte.

Dieſe Verbindung verſchaffte mir Belohnungen, die man weder meinen Schriften noch Dienſtleiſtungen gegeben hatte. Man hielt mich nun für würdig, eines von den vierzig unnützen Mitgliedern der Akademie zu werden. Ich wurde zum Hiſtoriographen von Frank-

reich' und zum **ordentlichen Kammerherrn** des Königs ernannt. Ich ſchloß daraus, daß, um das geringſte Glück zu machen, es beſſer ſey, **vier Worte der Maitreſſe eines Königs zu ſagen, als hundert Bände zu ſchreiben.** Sobald ich das Anſehn eines glücklichen Mannes hatte, fuhren alle meine Kollegen, die ſchönen Geiſter in Paris, mit einer Heftigkeit und Erbittrung auf mich los, die ſie gegen einen Gelehrten haben mußten, dem man alle die Belohnungen gab, die er verdiente.

Ich war mit der Marquiſe von **Chatelet** durch Freundſchaft und gleiche Neigung zu den Wiſſenſchaften unzertrennlich verbunden. Wir wohnten bey einander, ſowohl zu Paris, als auf dem Lande. **Cirey** liegt an der Gränze von **Lothringen.** Der König **Stanislaus** hatte damals ſeinen kleinen und angenehmen Hof zu **Luneville.** So alt und andächtig er war, ſo hatte er ein Frauenzimmer zur Freundinn, die es eben nicht war. Dieß war die Marquiſe von **Boufflers.** Sein Herz war zwiſchen ihr und einem Jeſuiten, Namens **Menou** getheilt, dem abgefeimteſten und kühnſten Prieſter, den ich je gekannt habe. Dieſer Menſch hatte dem König Stanislaus durch die Bitten ſeiner Gemahlinn, die er beherrſcht hatte, gegen eine Million abgelockt, wovon

ein Theil zur Erbauung eines prächtigen Hauſes für ihn und einige Jeſuiten der Stadt Nancy angewandt wurde. Dieſes Haus war mit einem jährlichen Einkommen von 24000 Livres dotirt. Die Hälfte derſelben gieng für die Tafel Menou's auf. Das andre verſchenkte er, an wen es ihm beliebte.

Die Maitreſſe *) war bey weitem nicht ſo wohl bedacht. Sie zog damals von dem Könige von Polen kaum ſo viel, daß ſie Unterröcke dafür kaufen konnte. Indeß beneidete doch der Jeſuit ihre Portion und war auf die Marquiſe raſend eiferſüchtig. Sie waren offenbar mit einander zerfallen. **) Der gute

*) Man nehme dieß Wort **Maitreſſe**, welches ſehr falſch iſt, weg, und ſetze dafür **Freundinn**. Die Frau von Bouflers war eine ſehr uneigennützige Freundinn. Sie bediente ſich faſt nie ihres Einfluſſes, als um ihren Freunden zu dienen; und der Ausdruck: daß ſie Unterröcke dafür kaufen konnte, (de quoi avoir des jupes) paßt ganz und gar nicht.

) Die Frau von **Boufflers iſt nie mit dem Pater **Menou** entzweyt geweſen, und dieſer hat, ſo intriguant er war, nie den Einfall gehabt, die Marquiſe von Chatelet zur Maitreſſe zu machen. Dieſe Dame und Voltaire kamen allein nach Luneville, weil ſie von der Frau von **Boufflers**, die ſie oft zu Paris geſehen und ſehr liebenswürdig gefunden hatten, dahin eingeladen waren. Sie

König hatte täglich genug zu thun, wenn er aus der Meſſe kam, daß er ſeinen Beichtvater und ſeine Maitreſſe wieder mit einander verſöhnte. Da endlich unſer Jeſuit von der Frau von Chatelet hörte, die ſehr wohl gewachſen und noch ſchön war, ſo kam er auf den Einfall, ſie an die Stelle der Frau von Boufflers zu bringen.

Stanislaus gab ſich bisweilen damit ab, kleine, ziemlich ſchlechte Schriften zu verfertigen. Menou dachte, daß ein Frauenzimmer, die Schriftſtellerinn war, beſſer bey ihm auskommen würde, als ein andres. Siehe da! er kam alſo nach Cirey, um dieſen ſchönen Faden anzuſpinnen. Er ſchmeichelte der Frau von Chatelet, und ſagte uns, daß der König Stanislaus entzückt darüber ſeyn würde, uns bey ſich zu ſehen. Er geht zurück und ſagt dem Könige, daß wir vor Begierde brennten, ihm unſre Aufwartung zu machen.

machten die Reiſe nicht wegen des Königs von Polen. Wenn der Pater Menou Voltaire und der Frau von Chatelet den Antrag machte, nach Luneville zu kommen, ſo geſchah es erſt um die Zeit, wie er erfahren hatte, daß ſie dahin kommen würden, und wollte durch die weitere Einladung dem Könige gefällig werden. —— Dieſe und die vorſtehende Gegenbemerkung ſind von dem Marquis von St. Lambert.

Stanislaus giebt der Frau von Boufflers den Auftrag, uns kommen zu laſſen.

Wir reiſeten auch in der That nach **Luneville** ab, und brachten daſelbſt das ganze Jahr 1749 zu. Es geſchah aber grade das Gegentheil von dem, was der ehrwürdige Pater wollte. Wir hielten es mit der Frau von Boufflers, und der Jeſuit hatte nun zwey Frauenzimmer zu bekämpfen.

Das Leben am lothringiſchen Hofe war recht angenehm, obgleich an demſelben, wie anderwärts, Intriguen nnd Zänkereyen herrſchten.

Poncet, Biſchof von Troyes, der mit Schulden überhäuft war, und ſeinen Ruhm verloren hatte, wollte am Ende des Jahrs unſre Hofgeſellſchaft und ihre Kabalen vermehren. Wenn ich ſagte, daß er ſeinen Ruhm verloren hatte, ſo verſtehe man auch darunter den Ruhm ſeiner Leichenreden und Predigten. Er erhielt durch unſre Damen die Stelle eines Oberbeichtvaters des Königs, dem es ſchmeichelte, einen Biſchof in ſeinen Dienſten zu haben, und zwar in wohlfeilen Dienſten. Der Biſchof kam erſt im Jahre 1750 an, fieng gleich mit Intriguen gegen die Frau von Boufflers, ſeine Wohlthäterinn, an, und wurde bald verjagt. Sein Zorn fiel auf Ludwig XV., den Schwiegerſohn Stanislaus. Er wollte in

der lächerlichen Sache der Konfeſſionsbillets, die der Erzbiſchof von Paris, **Beaumont**, erfunden hatte, eine Rolle mitſpielen. Er bot dem Parlament die Spitze und trotzte dem Könige. Allein das war nicht ein Mittel, ſeine Schulden bezahlt zu machen, ſondern ſich ins Gefängniß zu bringen. Der König von Frankreich ſchickte ihn gefangen nach Elſaß, in ein Kloſter deutſcher Mönche. Doch ich muß wieder auf das zurückkommen, was mich angeht.

Die Frau von **Chatelet** ſtarb nach einer zweytägigen Krankheit in dem Pallaſte Stanislaus. Wir waren alle ſo beſtürzt, daß keiner weder einen Pfarrer, noch einen Jeſuiten, noch die Sakramente kommen ließ. Sie empfand keine Schrecken des Todes. Wir allein empfanden ſie. Meine Betrübniß war die ſchmerzhafteſte. Der gute König Stanislaus kam auf mein Zimmer, um mich zu tröſten, und mit mir zu weinen. Wenige ſeiner Königsbrüder thun dieß bey ähnlichen Gelegenheiten. Er wollte mich bey ſich behalten. Ich konnte aber Luneville nicht mehr ausſtehen, und kehrte nach Paris zurück.

Es war mein Schickſal, von König zu König zn laufen, obgleich ich meine Freyheit abgöttiſch liebte. Der König von Preußen, dem ich oft zu erkennen gegeben hatte, daß ich die

Frau von Chatelet nie ſeinetwegen verlaſſen würde, glaubte mich faſſen zu können, als er dieſe Nebenbuhlerin los war. Er genoß damals einen Frieden, den er ſich durch ſeine Siege verſchaft hatte, und wandte ſeine Muße fortdauernd dazu an, Verſe zu machen, und die Geſchichte ſeines Landes und ſeiner Feldzüge zu ſchreiben. Er wußte in der That ſehr wohl, daß ſeine Verſe und ſeine Proſe, in Rückſicht des Inhalts, weit über meine Verſe und Proſe waren. Allein er glaubte, daß ich als ein Akademiker in Anſehung der Abfaſſung ſeinen Schriften einige Tournüre geben könnte. Es war keine ſchmeichelnde Verführung, die er nicht anwandte, um mich zu der Ueberkunft zu bewegen.

Was war für ein Mittel, einem Könige zu widerſtehen, der Sieger, Dichter, Tonkünſtler und Philoſoph war, und mich zu lieben ſchien? Ich glaubte ſelbſt ihn zu lieben, und betrat dann im Monath Junius wieder den Weg nach Potsdam. Aſtolph wurde nicht ſchöner in dem Pallaſte des Alcinous empfangen. In den Zimmern logirt ſeyn, die der Marſchall von Sachſen bewohnt hatte, — Königl. Köche zu Befehl haben, wenn ich für mich ſpeiſen, — und Equipage, wenn ich ausfahren wollte — das waren die geringſten Gnadenbezeugungen, die ich genoß.

Die Abendtafel war beſonders angenehm. Ich weiß nicht, ob ich mich irre; wenigſtens ſchien es mir, daß bey derſelben viel Geiſt herrſchte. Der König beſaß Witz und erregte Witz; und was das außerordentlichſte war, nie hatte ich freyern Mahlzeiten beygewohnt. Ich arbeitete täglich zwey Stunden mit Sr. Majeſtät; ich korrigirte ſeine Werke, und unterließ nicht, alles das ſehr zu loben, was gutes darinn war. Was nicht taugte, ſtrich ich weg, zeigte ihm dabey die Gründe an, und gab dadurch dem Könige eine Sammlung von rhetoriſchen und poetiſchen Vorſchriften zu ſeinem Gebrauche. Sein Genie kam ihm indeß noch mehr als mein Unterricht zu Hülfe. Ich hatte keine Cour, keine Viſite zu machen, keine Pflicht zu erfüllen, hatte mir das freyſte Leben verſchaft und dachte mir keine Lage angenehmer als die meinige.

Alcinous Friedrich, der mir den Kopf ſchon etwas verdreht ſah, verdoppelte die Portionen ſeines Zaubertrankes, um mich völlig trunken zu machen. Die letzte Verführung war ein Brief, den er mir aus ſeinem Zimmer in das meinige ſchrieb. Eine Geliebte drückt ſich nicht zärtlicher aus. Er bemühte ſich in dieſem Briefe die Beſorgniſſe zu zerſtreuen, die ſein Stand und ſeine Würde bey mir erregten.

Dieſer Brief enthielt unter andern folgende eigne Ausdrücke:

„Wie könnte ich je das Unglück eines Mannes verurſachen, den ich ſchätze, den ich liebe, der mir ſein Vaterland und alles aufopfert, was der Menſchheit am theuerſten iſt .... Ich ehre Sie als meinen Lehrer in der Beredſamkeit, ich liebe Sie als einen tugendhaften Freund. Welche Sklaverey, welch Unglück, welche Veränderung iſt in einem Lande zu befürchten, in welchem man Sie ſo ſehr wie in Ihrem Vaterlande ſchätzt, und bey einem Freunde, der ein dankbares Herz hat? Ich achtete die Freundſchaft, die Sie mit der Frau von Chatelet verband; aber nächſt ihr war ich einer Ihrer älteſten Freunde. Ich verſpreche Ihnen, daß Sie hier ſo lange glücklich ſeyn ſollen, als ich lebe.“

Das war ein Brief, wie ihn wenige Majeſtäten ſchreiben. Er war das letzte Glas, das mich trunken machte. Die mündlichen Verſicherungen waren noch ſtärker als die ſchriftlichen. Indem er einſt vergaß, daß ich keine ſchöne Hand hatte, küßte er ſie. Ich küßte ihm die ſeinige, — und machte mich zu ſeinem Sklaven.

Ich mußte eine Erlaubniß des Königs von Frankreich haben, wenn ich zweyen Her-

ren gehören wollte. Der König von Preuſſen nahm alles über ſich, und ſchrieb, um mich von dem Könige, meinem Herrn, zu erhalten. Ich ſtellte mir nicht vor, daß man zu Verſailles ungehalten darüber ſeyn könnte, daß ein ordentlicher Kammerherr, einer der unnützeſten Hofbedienten, ein unnützer Kammerherr zu Berlin würde. Man gab mir alle Erlaubniß. Allein man war ſehr unwillig über mich, und vergab mirs nicht. Ich misfiel dem Könige von Frankreich ſehr, ohne dabey dem Könige von Preuſſen mehr zu gefallen, der ſich im Grunde ſeines Herzens über mich aufhielt.

Nun bekam ich indeß einen vergoldeten Schlüſſel an mein Kleid, ein Kreuz um meinen Hals und 20,000 Livres Penſion. **Maupertuis** wurde krank darüber, und ich merkte dieß nicht. Es war damals ein Mediciner zu Berlin, Namens **la Mettrie**, der freyeſte Atheiſt unter allen mediciniſchen Fakultäten in Europa, übrigens ein muntrer, luſtiger und unbeſonnener Mann, ſo bewandert in der Theologie, wie irgend einer ſeiner Kollegen, und unſtreitig der ſchlechteſte praktiſche Arzt auf der ganzen Erde, der indeß nicht mehr praktiſirte. Er hatte ſich über die ganze Fakultät zu Paris luſtig gemacht, und ſelbſt gegen die Mediciner viele perſönliche Beleidigun-

gen geſchrieben, die ſie ihm nicht vergaben. Sie erhielten die Erlaubniß, ihn zu arretiren. La Mettrie hatte ſich daher nach Berlin bege- ben, wo er durch ſeine Munterkeit gefiel, und übrigens alles, was man ſich als das frechſte über die Moral denken kann, ſchrieb und dru- cken ließ. Seine Schriften gefielen dem Kö- nige, der ihn nicht zu ſeinem Arzte, ſondern zu ſeinem Vorleſer machte.

La Mettrie, der dem Könige alles ſagte, was ihm in den Kopf kam, ſagte ihm eines Tages nach dem Vorleſen, daß man ſehr eifer- ſüchtig auf die Gnade, die ich genöße, und auf mein Glück ſey. „Das mag ſeyn, erwie- derte ihm der König, **man drückt die Oran- ge aus, und ſchmeißt die Schaale weg, wenn man den Saft ausgepreßt hat.**“ La Mettrie unterließ nicht, mir dieſe ſchöne ſinn- reiche Sentenz wieder zu ſagen.

Von dem Augenblicke an entſchloß ich mich, die Schaale der Orange in Sicherheit zu brin- gen. Ich hatte dreymal hundert tauſend **Livres** auf Intereſſe zu geben. Ich nahm mich aber wohl in Acht, dieſes Kapital in den Staaten meines Alcinous anzulegen. Ich brachte ſie vortheilhaft beym Herzoge von **Würtemberg** auf die Länder an, die er in Frankreich beſitzt. Der König, der alle meine

Briefe öfnete, merkte wohl, daß ich nicht in ſeinen Staaten bleiben wollte. Indeß beſaß er eine ſolche Wuth, Verſe zu machen, wie Dionys. Ich mußte noch ſeine Geſchichte von Brandenburg, und alles durchſehen, was er ſchrieb.

La Mettrie ſtarb, weil er nach einer ſehr langen Mittagsmahlzeit bey dem franzöſiſchen Geſandten, Milord Tirconel, eine Trüffelnpaſtete gegeſſen hatte. Man verbreitete, daß er vor ſeinem Tode gebeichtet habe. Der König war böſe darüber, und erkundigte ſich genau, ob die Sache wahr wäre. Man verſicherte, daß es eine ſchreckliche Verleumdung ſey, und daß er geſtorben wäre, wie er gelebt hätte. Zufrieden darüber verfertigte der König ſogleich ſeine Trauerrede, die er von ſeinem Sekretair Darget in einer öffentlichen Verſammlung der Akademie vorleſen ließ. Zudem gab er 600 Livres Penſion einem Freudenmädchen, das la Mettrie von Paris mit ſich nahm, als er ſeine Frau und ſeine Kinder verließ.

Maupertuis, der die Anekdote von der Orangenſchaale wußte, nahm die Zeit wahr, und verbreitete, ich hätte geſagt: die Stelle eines königlichen Atheiſten wäre vakant. Dieſe Verleumdung gelang nicht. Indeß verbrei-

tete er bald darauf: ich fände die **Verſe des Königs ſchlecht**, — und dieß gelang.

Ich merkte, daß ſeitdem die Abendtafel beym Könige nicht ſo luſtig war. Ich erhielt weniger Verſe zu korrigiren, — und meine Ungnade war vollkommen.

Algarotti, **Darget** und ein andrer Franzoſe, Namens **Chaſol**, der einer ſeiner beſten Officiere war, verließen ihn zuſammen auf einmal. Ich machte mich fertig, ihrem Beyſpiele zu folgen. Inzwiſchen wollte ich erſt das Vergnügen haben, mich über ein Buch luſtig zu machen, das **Maupertuis** eben hatte drucken laſſen. Die Gelegenheit war ſchön dazu. Der gute Mann behauptete im Ernſt, eine Reiſe grade nach den beyden Polen machen zu können; Rieſenköpfe zu zerſpalten, um aus ihrem Gehirne die Natur der menſchlichen Seele kennen zu lernen; eine Stadt anzulegen, wo man nichts wie **Latein** ſprechen ſolle; ein Loch bis zum Mittelpunkte der Erde zu graben; Krankheiten zu heilen, wenn man die Kranken mit Harz überſtriche, und endlich das Zukünftige durch Erhebung der Seele vorher ſagen zu können.

Der König lachte über das Buch; ich lachte darüber; alle Welt lachte darüber. Es gieng aber damals ein ernſthafterer Auftritt wegen

ich weiß nicht welches mathematiſchen Satzes vor, den Maupertuis zu einer Entdeckung erheben wollte. Ein geſchickterer Geometer, Namens König, Bibliothekar der Prinzeſſin von Oranien im Haag, zeigte ihm, daß er ſich irre, und daß ſchon Leibnitz dieſe alte Idee unterſucht, und ihre Unrichtigkeit in mehrern ſeiner Briefe erwieſen habe, von denen er Abſchriften vorzeigte.

Maupertuis, Präſident der Akademie zu Berlin, war ergrimmt darüber, daß ein fremder Aſſociirter ihm ſeine Schiefblicke demonſtrirte, und überredete ſogleich den Monarchen, daß König ſein Feind ſey, und der Prinzeßin von Oranien viel ſchlechtes von der Proſa und Poeſie Sr. Majeſtät geſagt habe.

Wie dieſe Vorſicht getroffen war, beſtach er einige arme Penſionairs der Akademie, die von ihm abhiengen, und ließ König als einen Falſarius verurtheilen, daß er aus der Zahl der Mitglieder der Akademie ausgeſtrichen werden ſollte. Der holländiſche Geometer war ihm inzwiſchen zuvor gekommen, und hatte ſein Patent als Mitglied der Berliner Akademie zurück geſchickt.

Alle Gelehrte von Europa waren ſo unwillig über die niedrigen Kunſtgriffe Maupertuis, als von ſeinem Buche unerbaut. Er wurde

ſowohl von denen gehaßt und verachtet, die auf Kenntniß der Philoſophie Anſpruch machten, als von denen, die nichts davon verſtanden. Man begnügte ſich zu Berlin, die Achſeln zu zucken. Denn da der König in dieſer üblen Sache Parthey genommen hatte, ſo wagte es keiner zu reden. Ich war der einzige, der ſeine Stimme erhob. König war mein Freund. Ich hatte dabey zugleich das Vergnügen, die Freyheit der Gelehrten mit der Sache eines Freundes zu vertheidigen, wie auch das Vergnügen, einen Gegner zu demüthigen, der der Feind der Beſcheidenheit und der meinige war. Ich war gar nicht Willens, noch länger zu Berlin zu bleiben. Ich habe die Freyheit immer allem übrigen vorgezogen. Wenige Gelehrte denken ſo. Die mehrſten ſind arm. Armuth ſchwächt den Muth. Ein Philoſoph am Hofe wird eben ſo ſehr Sklave, als der erſte Kronbediente. Ich ſah ein, wie ſehr Freyheit einem Könige misfallen müſſe, der ſouverainer als ein türkiſcher Sultan war. Man muß geſtehen, es war ein beſondrer König im Innern ſeines Pallaſtes. Er protegirte Maupertuis, — und machte ſich mehr wie irgend ein andrer über ihn luſtig. Er fieng an, wider ihn zu ſchreiben, und ſchickte mir in mein Zimmer ſein Manuſcript durch einen Diener

ſeiner geheimen Vergnügungen, Namens Marwitz zu. Er machte das Loch im Mittelpunkte der Erde, die Heilmethode mit Harz, die Reiſe nach dem Südpol, die lateiniſche Stadt und die Feigheit ſeiner Akademie ſehr lächerlich, die die Tyranney über den armen König zugegeben hatte. Allein, da ſein Wahlſpruch war: **Kein Geräuſch, wenn Ich's nicht mache,** ſo ließ er alles verbrennen, was man über dieſe Sache geſchrieben hatte, ausgenommen ſein Werk.

Ich ſchickte ihm ſeinen Orden, ſeinen Kammerherrnſchlüſſel, ſein Penſionspatent zurück. Er that damals alles, was er konnte, um mich zu behalten, und ich alles, was ich konnte, um ihn zu verlaſſen. Er gab mir ſein Ordenskreuz und ſeinen Schlüſſel wieder, und wollte, daß ich mit ihm ſpeiſete. Ich hielt alſo noch ein Damoklesſouper; — und reiſete darauf ab, mit dem Verſprechen zurück zu kommen, — und mit dem feſten Entſchluſſe, ihn nie in meinem Leben wieder zu ſehen.

Alſo waren wir unſrer vier, die in kurzem davon giengen, Chaſol, Darget, Algarotti und ich. Es war in der That nicht möglich, es auszuhalten. Man weiß wohl, daß man bey Königen leiden muß. Allein Friedrich misbrauchte ſein Vorrecht ein wenig zu ſehr. Die Geſell-

ſchaft hat ihre Geſetze, wenn es anders nicht die Geſellſchaft des Löwen und der Ziege iſt. Friedrich übertrat immer das erſte Geſetz der Geſellſchaft, nämlich keinem etwas beleidigendes oder kränkendes zu ſagen. Er fragte oft ſeinen Kammerherrn **Pöllnitz**, ob er nicht wohl zum viertenmale ſeine Religion verändern wollte, wenn er ihm hundert Thaler baar für ſeine neue Bekehrung gebe? Ey, mein Gott, lieber Pöllnitz, ſagte er zu ihm, ich habe den Namen des Mannes vergeſſen, dem Sie im Haag betrogen, indem ſie ihm unächtes für feines Silber verkauften, kommen Sie doch, ich bitte Sie, meinem Gedächtniſſe zu Hülfe. Faſt ungefähr eben ſo behandelte er den armen **d'Argens**. Indeß blieben dieſe beyden Opfer bey ihm. Pöllnitz hatte ſein ganzes Vermögen aufgezehrt, und war genöthigt, bittre Pillen zu verſchlucken, um leben zu können, da er kein andres Brodt hatte. Das ganze Vermögen von **d'Argens** beſtand in ſeinen **jüdiſchen Briefen**, und ſeiner Frau, Namens **Cochois** einer Provinzialaktrice, die ſo häßlich war, daß ſie nebenher nichts ſonſt verdienen konnte, ob ſie gleich mehrere Gewerbe trieb. Maupertuis war thörigt genug geweſen, ſein Vermögen in Berlin anzulegen, und hatte nicht bedacht, daß es beſſer iſt, hundert Louisd'or

in einem freyen, als tauſend in einem willkühr=lich ſouverainen Staate zu beſitzen. Er mußte alſo wohl in den Feſſeln bleiben, die er ſich ſelbſt geſchmiedet hatte.

Indem ich meinen Zauberpallaſt verließ, begab ich mich auf einige Monate zu der Herzogin von Sachſen=Gotha, der vortreflichſten ſanfteſten, weiſeſten und gleichmüthigſten Prinzeſſin auf der Welt, und die, — Gott ſey Dank — keine Verſe machte. Von da hielt ich mich einige Tage auf dem Landhauſe des Landgrafen von Heſſen=Kaſſel auf, der ſich noch weit weniger, als die Prinzeſſin von Gotha mit der Poeſie abgab. Ich lebte wieder auf, und ſetzte meinen Weg geruhig nach Frankfurt fort. Allein da erwartete mich ein ſehr wunderſames Schickſahl.

Ich wurde zu Frankfurt krank. Eine meiner Nichten, die Wittwe eines Kapitains bey dem Regiment Champagne, eine ſehr liebenswürdige Frau, voller Talente, und die überdem zu Paris für eine gute Geſellſchafterin gehalten wurde, hatte die Entſchloſſenheit, Paris zu verlaſſen, um nach Frankfurt am Mayn zu mir zu kommen; allein ſie traf mich als Kriegsgefangnen.

Dieſe ſchöne Geſchichte ereignete ſich folgendermaaßen. Es war ein gewiſſer Freytag,

der aus Dresden verbannt, und zu verſchiedenen öffentlichen Strafen verurtheilt worden war, damals Agent des Königs von Preußen in Frankfurt. Dieſer Ambaſſadeur, und ein gewiſſer Kaufmann, Namens **Schmitt**, der vordem wegen falſcher Münze zu einer Geldſtrafe verurtheilt worden war, zeigten mir von Seiten Sr. Majeſtät des Königs von Preußen an, daß ich nicht eher Frankfurt verlaſſen dürfte, bis ich nicht die koſtbaren Sachen wieder herausgegeben hätte, die ich Sr. Majeſtät genommen hätte. „Wie? meine Herren, ſagte ich, ich habe, das ſchwöre ich Ihnen, aus dem Brandenburgiſchen nichts mit weggenommen, ſelbſt den geringſten Kummer nicht. Welches ſind denn die Edelſteine der brandenburgiſchen Krone, die Sie von mir wieder fodern? — „Es ſind, antwortete Freytag in gebrochenem Franzöſiſch, die **poetiſchen Werke des Königs**, meines gnädigen Herrn.„ — O! ich will ihm herzlich gerne, erwiederte ich, ſeine Proſa und ſeine Verſe wiedergeben, obgleich ich auf dieſes Werk mehr wie ein Recht habe. Er hat mir ein ſchönes Exemplar davon, das auf ſeine Koſten gedruckt worden, geſchenkt. Zum Unglück iſt aber dieſes Exemplar noch mit meinen übrigen Sachen zu Leipzig.„ Freytag that mir darauf den befehlenden Antrag, ſo

lange zu Frankfurt zu bleiben, bis der Schatz, der ſich zu Leipzig befände, angekommen wäre, und ſchrieb mir folgendes ſchöne Billet:

„Mein Herr! ſobald das große Paquet von Leipzig hier ſeyn wird, in welchem das poetiſche Werk meines Herrn iſt, das Se. Majeſtät wiederfodern, und das poetiſche Werk ihm an mich zurückgegeben iſt, ſo können Sie weiter reiſen, wohin Sie belieben werden.

Frankfurt, den 1ſten Junius 1753.

Freytag.

Reſident des Königs, meines Herrn.„

Unter dies Billet ſchrieb ich: gut für das poetiſche Werk des Königs, Ihres Herrn; worüber der Reſident ſehr zufrieden war.

Am 17ten Junius kam das große poetiſche Paquet an. Ich ſtellte dieſes heilige Depot treulich zurück, und glaubte nun fortreiſen zu können, ohne einen gekrönten Haupte etwas ſchuldig zu ſeyn. Allein in dem Augenblicke, wie ich abreiſen will, arretirt man mich, meinen Sekretair und meine Leute; man arretirt meine Nichte. Vier Soldaten ſchleppen ſie mitten durch den Koth zu dem Kaufmann Schmitt, der, ich weiß nicht welchen Geheimenrathstitel des Königs von Preußen führte. Dieſer Kaufmann zu Frankfurt ſtellte ſich damals wie ein preußiſcher General. Er kommandirte in dieſer großen Angelegenheit zwölf

Stadtſoldaten, mit aller Wichtigkeit des Anſehns und angemeßner Hoheit. Meine Nichte hatte einen Paß von dem Könige von Frankreich, — und hatte überdem nie die Verſe des Königs von Preußen korrigirt. Man verſchont gemeiniglich die Damen bey den Schreckniſſen des Kriegs. Allein Rath Schmitt und der Reſident F eytag glaubten, da ſie für Friedrich handelten, ihm ihre Cour zu machen, wenn ſie das arme ſchöne Geſchlecht im Koth herumzögen.

Man ſteckte uns beyde in eine Art von Gaſthof, vor deſſen Thüre zwölf Soldaten geſtellt wurden. Man poſtirte vier andre in mein Zimmer, vier auf einen Boden, auf welchen man meine Nichte geführt hatte, und vier auf einen oberſten Stock, der allen Winden offen ſtand, wo man meinen Sekretair auf Stroh ſchlafen ließ. Meine Nichte hatte allerdings ein kleines Bette. Allein die vier Soldaten dienten ihr mit ihren Bayonetten zu Gardinen und zu Kammerfrauen.

Wir mogten noch ſo viel ſagen, daß wir an den Kayſer appellirten, der zu Frankfurt gewählt worden; daß mein Sekretair ein Florentiner, ein Unterthan Sr. Kaiſerlichen Ma Majeſtät ſey; daß meine Nichte und ich, nichts mit dem Marggrafen von Brandenburg zu

thun hätten. Man antwortete uns, daß der Marggraf mehr Gewicht in Frankfurt als der Kaiſer hätte. Wir blieben zwölf Tage Kriegsgefangne, und mußten täglich **hundert und vierzig Thaler** bezahlen.

Der Kaufmann Schmitt hatte ſich aller meiner Sachen bemächtigt. Sie wurden mir um die Hälfte leichter wiedergegeben. Theurer konnte man das poetiſche Werk des Königs von Preußen nicht bezahlen. Ich büßte ungefähr das Geld ein, was er angewandt hatte, um mich zu ſich kommen zu laſſen, und von mir Unterricht zu nehmen. Bey meiner Wegreiſe von Frankfurt hatten wir alſo einander nichts voraus gegeben.

Um das Abendtheuer vollkommen zu machen, mußte ſich ein gewiſſer **van Duren**, ehemaliger Buchhändler im Haag, ein Beutelſchneider von Profeſſion, und Banqueroutteur aus Gewohnheit, zu Frankfurt niedergelaſſen haben. Dies war eben der Menſch, dem ich dreyzehn Jahre vorher die Handſchrift des Anti-Machiavels von Friedrich geſchenkt hatte. Man trift ſeine Freunde bey Gelegenheit wieder. Er behauptete, daß Se. Majeſtät ihm noch einige 20 Dukaten zu zahlen hätte, und daß ich dafür verantwortlich wäre. **Friliard**, Bürgermeiſter von Frankfurt, und zwar, wie man ſagt, regie-

render Bürgermeiſter, fand als Bürgermeiſter die Rechnung ſehr richtig, und ließ mich, als regierender Bürgermeiſter 30 Dukaten zahlen, nahm davon 26 für ſich, und gab vier dem Schurken von Buchhändler.

Wie alle dieſe oſtrogothiſche und vandaliſche Geſchichten vorbey waren, umarmte ich meine Wirthin, und dankte ihnen für ihre gütige Aufnahme.

Einige Zeit darauf brauchte ich den Brunnen zu Plombieres, und trank beſonders das Waſſer des Lethe, indem ich überzeugt war, daß es am beſten iſt, widrige Zufälle, von welcher Art ſie ſeyn mögen, nur zu vergeſſen. Meine Nichte, die Frau Denis, die den Troſt meines Lebens ausmachte, und aus Liebe zu den Wiſſenſchaften und aus zärtlicher Freundſchaft ſich zu mir geſellt hatte, begleitete mich von Plombieres nach Lyon. Ich wurde daſelbſt in der ganzen Stadt mit lautem Beyfall, aber ziemlich ſchlecht von dem Erzbiſchof, Kardinal von Tencin empfangen, der durch die Art ſo bekannt iſt, auf welche er ſein Glück machte, indem er jenen **Law** zur katholiſchen Religion bekehrte, der der Urheber des Münzſyſtems war, das Frankreich zerrüttete. Sein Concilium von Embrun vollendete das Glück, das er mit der Bekehrung Laws angefangen hatte. Das

Syſtem deſſelben machte ihn ſo reich, daß er einen Kardinalshut kaufen konnte. Er war Staatsminiſter, und geſtand mir in dieſer Eigenſchaft grade heraus, daß er mich nicht öffentlich zur Mittagstafel bitten könne, weil der König von Frankreich unzufrieden darüber wäre, daß ich Ihn für den König von Preußen verlaſſen hätte. Ich antwortete ihm, daß ich nie zu Mittage ſpeiſe, und daß ich, was Könige anlangte, ſo leicht meine Parthey, wie mit den Kardinälen zu wählen wüßte.

Man hatte mir den Brunnen zu Aix in Savoyen angerathen. Obgleich er unter der Herrſchaft eines Königs ſtand, ſo reiſete ich doch ab, um ihn zu trinken. Mein Weg gieng über Genf. Der berühmte Doktor Tronchin, der ſich kurz vorher daſelbſt niedergelaſſen hatte, erklärte mir, daß das Waſſer zu Aix mich tödten, daß er mich hingegen völlig geſund machen würde.

Ich nahm ſeinen Vorſchlag an. Es iſt keinem Katholiken erlaubt, ſich weder zu Genf, noch in den proteſtantiſchen Schweizerkantons nieder zu laſſen. Es ſchien mir luſtig und ſpaßhaft, Landgüter in dem einzigen Lande der Welt zu beſitzen, wo ihr Beſitz mir nicht erlaubt war.

Ich kaufte durch einen ſonderbaren Handel,

wovon in dem Lande faſt kein Beyſpiel war, ein kleines Gut von ungefähr 60 Morgen, das noch einmal ſo theuer zu ſtehen kam, wie man es bey Paris hätte kaufen können. Allein das Vergnügen iſt nie zu theuer. Das Haus iſt niedlich und bequem, die Ausſicht deſſelben reitzend; ſie ſetzt in Erſtaunen, ohne zu ermüden. An der einen Seite iſt Genf, an der andern der Genferſee, aus dem die Rhone mit ſprudelnden Wellen hervorfließt, und einen Kanal am Ende meines Gartens bildet; ferner der Fluß Arok, der aus Savoyen kommt, und ſich in die Rhone ergießt. Weiter weg erblickt man noch einen Fluß; hundert Landhäuſer, hundert lachende Gärten ſchmücken die Ufer des Sees und der Flüſſe. In der Ferne erheben ſich die Alpen; über ihren ſteilen Höhen entdeckt man auf 20 Meilen eine Reihe von Gebirgen mit ewigen Schnee bedeckt. Ich habe ein noch ſchöneres Haus und eine weitere Ausſicht zu Lauſanne. Allein, ein Landhaus bey Genf iſt bey weitem angenehmer. Ich genieße in beyden Wohnungen das, was die Könige nicht geben, was ſie vielmehr nehmen — **Ruhe und Freyheit.** Ich habe auch das, was ſie bisweilen geben, und beſitze es nicht von ihnen. Ich übe jetzt das aus was ich in meinem Gedichte, le Mondain dem Weltmenſchen — angeführt habe:

Oh le beau tems que ce ſiècle de fer!
O! welch eine ſchöne Zeit iſt dieß eiſerne Jahrhundert!

Alle Bequemlichkeiten des Lebens, ſowohl was Meublen, Equipage und eine gute Tafel anbetrift, finden ſich in meinen beyden Landhäuſern. Eine angenehme Geſellſchaft von gebildeten Perſonen füllt die Augenblicke aus, die mir vom Studiren und von der Beſorgung meiner Geſundheit übrig bleiben. Meine Lage iſt von der Art, daß mehr als einer von den Gelehrten, meinen Kollegen, darüber vor Neid vergehen möchte. Indeß bin ich nicht reich gebohren. Dazu gehört ſehr viel. Man frägt mich, durch welche Kunſt ichs dahin gebracht habe, wie ein Generalpächter leben zu können? Ich halte es für gut, es zu ſagen, damit mein Beyſpiel andern nützen könne. Ich habe ſo viele dürftige und verachtete Gelehrte geſehen, daß ich ſehr früh mir vorſetzte, nicht ihre Anzahl vermehren zu wollen.

Man muß in Frankreich entweder Amboß oder Hammer ſeyn. Ich war in paſſiven Umſtänden gebohren. Ein kleines väterliches Erbtheil verringert ſich bald, da alles im Preiſe zunimmt, und die Regierung öfters Renten und Kapitalien angegriffen hat. Man muß immer auf die Operationen aufmerkſam ſeyn, die das ſtets verſchuldete, ſtets unbeſtändige Miniſterium in den Staatsfinanzen vornimmt.

Es findet ſich immer eine oder die andre darunter, von der ein Privatmann Nutzen ziehen kann, ohne jemanden dafür verbindlich zu ſeyn. Und nichts iſt angenehmer, als ſein Glück durch ſich ſelbſt zu machen. Der erſte Schritt koſtet einige Mühe, die andern ſind leicht. Man muß ſparſam in ſeiner Jugend ſeyn; dann ſammlet ſich aufs Alter ein Kapital, worüber man erſtaunt. Dieß iſt die Zeit, wo man Vermögen am mehrſten bedarf, wo man es genießen kann. Nachdem ich bey Königen gelebt habe, habe ich mich, ohnerachtet unzähliger Geldeinbüßungen, zum **Könige bey mir ſelbſt gemacht.**

Seitdem ich in dieſem ruhigen Ueberfluſſe, und in der äußerſten Unabhängigkeit lebe, iſt der König von **Preußen** wieder zu mir zurückgekehrt. Er ſchickte mir im Jahre 1755 eine Oper, die er aus meinem Trauerſpiele **Merope** gemacht hatte. Sie war unſtreitig das ſchlechteſte, was er je geſchrieben hatte. Seit der Zeit hat er immer fortgefahren, an mich zu ſchreiben. Ich habe auch immer mit ſeiner Schweſter, der Marggräfin von **Bayreuth**, in Briefwechſel geſtanden, die mir ohn Aufhören ihre Gnade geſchenkt hat.

Während ich in meiner Einſamkeit das heiterſte, ruhigſte Leben genoß, das man ſich denken kann, hatte ich das kleine philoſophiſche

Vergnügen, zu ſehen, daß die Könige von Europa nicht dieſe glückliche Ruhe genoſſen, und daraus zu ſchließen, daß die Lage eines Privatmannes oft der Lage großer Monarchen, wie man ſehen wird, vorzuziehen ſey.

England führte im Jahre 1756 wegen einiger Morgen Schneegebirge einen Kaperkrieg gegen Frankreich. Zu eben der Zeit ſchien die Kaiſerin = Königin von Ungarn Luſt zu haben, ihr theures Schleſien, wenn Sie könnte, wieder zu erobern, das ihr der König von Preußen entriſſen hatte. Zu dem Ende negociirte ſie mit der Kaiſerin von Rußland, und mit dem Könige von Pohlen, bloß als Churfürſten von Sachſen. Denn mit den Polen negociirt man nicht. Der König von Frankreich wollte ſich an den hannöverſchen Staaten für den Schaden rächen, den der Churfürſt von Hannover, der König von England, den Franzoſen zur See zugefügt hatte. Friedrich, der mit Frankreich allüirt war, und unſre Regierung aufs äußerſte haßte, zog die Allianz Englands der franzöſiſchen vor, und vereinigte ſich mit dem Hauſe Hannover. Er dachte mit dem einen Arm die Ruſſen vom Vordringen in Preußen, und mit dem andern die Franzoſen vom Vordringen ins Hannöverſche abwehren zu können. Er irrte ſich in beyden Gedanken.

Indeß hatte er noch einen dritten Plan, der ihm nicht fehl ſchlug. Er wollte nämlich unter dem Vorwande der Freundſchaft, Sachſen beſetzen, und mit dem Gelde, das er den Sachſen nahm, den Krieg wider die Kaiſerin-Königin führen.

Durch dieſen einzigen Entwurf veränderte der Marggraf von Brandenburg das ganze Syſtem von Europa. Der König von Frankreich der ihn gern zu ſeinem Alliirten behalten wollte, hatte den Herzog von **Nivernois** an ihn geſchickt, einen Mann von vielem Geiſt, und der ſehr niedliche Verſe machte. Die Ambaſſade eines Herzogs, Pairs und Dichters, ſchien der Eitelkeit und dem Geſchmacke Friedrichs ſchmeicheln zu müſſen. Allein Friedrich machte ſich über den König von Frankreich luſtig, und unterzeichnete ſeinen Traktat mit England. An eben dem Tage, als der Ambaſſadeur zu Berlin ankam, hatte er ſehr fein den Herzog und Pair zum Beſten, und machte auf den Dichter ein Epigramm.

Es war damals das Privilegium der Poeſie, daß ſie die Staaten beherrſchte. Es war ein andrer Dichter zu Paris, ein Mann von Stande, der ſehr arm, aber zugleich ſehr liebenswürdig war, kurz der Abt, und nachmalige Kardinal von **Bernis**.

Er hatte anfangs Verſe wider mich gemacht, und war nachdem mein Freund geworden, welches ihm aber zu nichts half. Allein er war der Freund der Frau von Pompadour geworden, und das nützte ihm mehr. Man hatte ihm vom Parnaß zu einer Ambaſſade nach Venedig geſchickt. Damals lebte er zu Paris in großem Anſehen.

Der König von Preußen hatte in dem ſchönen poetiſchen Werke, das erwähnter Freytag ſo dringend zu Frankfurt zurückfoderte, einen Vers gegen den Abt von Bernis angebracht: Evitez de Bernis la ſterile abondance! — vermeidet — in der Poeſie — den magern Ueberfluß Bernis! —.

Ich glaube nicht, daß dieſes Werk und dieſe Verſe dem Abte zu Geſichte gekommen ſind. Allein, da Gott gerecht iſt, ſo bediente er ſich dieſes Mannes, um Frankreich an dem Könige von Preußen zu rächen. Der Abt ſchloß, wider Willen des damaligen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. von Rouillé einen Of- und Defenſivtraktat mit dem Oeſtreichiſchen Ambaſſadeur, Hrn. von Starenberg. Die Frau von Pompadour dirigirte die Unterhandlung. Rouillé wurde genöthigt, den Traktat mit dem Abt von Bernis, was ohne Beyſpiel war, zu unterzeichnen. Frey-

lich muß man geſtehen, daß dieſer Miniſter Rouille' der ungeſchickteſte Staatsſekretair war, den je ein König von Frankreich gehabt hat, und dabey der unwiſſendſte Pedant im Civilfache. Er hatte einſtens gefragt, ob nicht die **Wetterau in Italien** läge. So lange keine verwickelte Sachen zu betreiben waren, hielt man es mit ihm aus; allein, ſobald große Gegenſtände vorkamen, fühlte man ſeine Unzulänglichkeit, dimittirte ihn auch bald, und der Abt **Bernis** erhielt ſeine Stelle.

Mamſell Poiſſon, Frau Normand, Marquiſe von Pompadour war eigentlich Staatsminiſter. Einige bittre Ausdrücke, die Friedrich, der weder die Frauenzimmer noch Dichter ſchonte, über ſie geäußert hatte, hatten die Marquiſe beleidigt, und trugen nicht wenig zu jener politiſchen Revolution bey, durch welche, nach einer länger als zweyhundert jährigen für unauslöſchlich gehaltenen Feindſchaft, die Häuſer **Oeſtreich** und **Frankreich** plötzlich vereinigt wurden. Der franzöſiſche Hof, der im Jahre 1741 Oeſtreich gänzlich hatte demüthigen wollen, unterſtützte es im Jahre 1756. Man ſah bald Frankreich, Rußland, Schweden, Ungarn und halb Deutſchland ſich gegen den einzigen Marggrafen von Brandenburg erklären. Dieſer Fürſt, deſſen Großvater

kaum 20,000 Mann hatte unterhalten können, beſaß eine Armee von 100,000 Mann Infanteriſten und 40,000 Kavalleriſten, guter, vortreflich geübter und mit allem wohlverſehener Truppen. Allein, dahingegen waren über viermal hundert tauſend Mann gegen ihn in Waffen.

Jede Macht nahm ſogleich in dieſem Kriege, was ſie wegzunehmen im Stande war. Friedrich nahm Sachſen ein, und Frankreich die Staaten Friedrichs, von Geldern bis nach Minden an der Weſer. Es bemächtigte ſich auch auf einige Zeit des ganzen Churfürſtenthums Hannover und der Heſſiſchen Länder, die mit Friedrich alliirt waren. Die Kaiſerin von Rußland beſetzte ganz Preußen. Der König wurde anfangs von den Ruſſen geſchlagen, ſchlug die Oeſtreicher und wurde nachdem am 18. Junius 1757 von ihnen in Böhmen beſiegt.

Der Verluſt einer Schlacht ſchien einen Monarchen völlig zu Boden werfen zu müſſen, der von allen Seiten, von den Ruſſen, Oeſtreichern und Franzoſen gedrängt wurde. Friedrich hielt ſich auch ſelbſt für verlohren. Der Marſchall von Richelieu hatte bey Stade eine Konvention mit den Hannoveranern und Heſſen geſchloſſen, die der von Fourches-Condi-

nes ähnlich war. Ihre Armee ſollte nicht weiter im Kriege dienen. Der Marſchall ſtand im Begriff, mit 60,000 Mann nach Sachſen vorzurücken, gegen welches von einer andern Seite der Prinz von Soubiſe mit mehr als 30,000 Mann vordrang, die noch durch die Reichstruppen verſtärkt wurden; und aus Sachſen marſchirte man dann gegen Berlin. Die Oeſtreicher hatten eine zweyte Schlacht gewonnen, und befanden ſich ſchon in Breslau. Einer ihrer Generale war ſelbſt bis nach Berlin vorgedrungen, und hatte es gebrandſchatzt. Die Schatzkammer des Königs war ziemlich ausgeleert, und bald ſchien ihm nicht mehr ein Dorf zu bleiben. Man ſtand im Begriff, ihn in die Reichsacht zu erklären. Sein Prozeß war bereits angefangen, und er für einen Rebellen des Reichs erklärt. Wäre er ergriffen worden, ſo war es wahrſcheinlich, daß man ihn zur Enthauptung würde verurtheilt haben.

In dieſer ſchrecklichen Lage kam er auf den Gedanken, ſich ſelbſt das Leben nehmen zu wollen. Er ſchrieb an ſeine Schweſter, die Marggräfin von Bayreuth, daß er dieſen Vorſatz habe. Er wollte das Stück indeß nicht ohne einige Verſe endigen. Die Leidenſchaft zu Dichten war noch ſtärker bey ihm, als der Ueberdruß des Lebens. Er ſchrieb daher ei-

nen langen poetiſchen Brief an den Marquis d'Argens, worin er ihn von ſeinem Vorhaben benachrichtigte und ihm Adieu ſagte.

So beſonders dieſer Brief wegen ſeines Inhalts, und in Rückſicht desjenigen iſt, der ihn ſchrieb, und der Perſonen, an die er gerichtet iſt, und ſo wenig man ihn hier wegen der vielen Wiederhohlungen ganz mittheilen kann, ſo befinden ſich doch einige Stücke darin, die von einem Könige des Nordens recht gut beſchrieben ſind. Folgendes ſind einige Stellen deſſelben.

„Freund, das Loos iſt geworfen! Müde, mich ferner unter das Joch des Unglücks zu beugen, verkürze ich die Zeit, die Mutter Natur für meine Tage voll Leiden freygebig verſchwendet hat. Mit ruhigem Herzen und ſtandhaftem Blicke nähere ich mich dem glücklichen Ziele, das die weitern Schläge des Schickſals abhalten wird. Unverzagt und ohne Kummer ſage ich euch irrdiſchen Herrlichkeiten, euch Traumbildern Lebewohl. Meine Augen ſind nicht mehr von euern vergänglichen Reizen geblendet. Wenn nur trügeriſcher Glanz in der Morgenröthe meiner Jugend unbeſcheidne Wünſche und Begierden in mir erzeugte, ſo ſind ſie längſt im Schoße der Philoſophie, der Schule der Wahrheit, verſchwunden. Zeno

enttäuſchte mich von der Eitelkeit, die die Irrthümer des Lebenstraums hervorbringt. Lebe wohl göttliche Wolluſt, lebt wohl, reizende Vergnügungen, die ihr der Weichlichkeit ſchmeichelt, deren Zaubergeſellſchaft die Freude mit Blumenfeſſeln bindet. Allein, was beginne ich? Kann ich, großer Gott! unter das Joch des Kummers gebeugt, von Freude und Vergnügungen reden? Sieht man unter den Klauen des Geyers die zärtliche Taube und die klagende Phi.omele Liebe ſingen, oder athmen? Seit langem erleuchtete für mich das Geſtirn des Himmels nur Tage, mit Elend bezeichnet. Seit langem ſtreut geizig Morpheus nicht mehr ſeinen Moohn auf meine niedergeſchlagnen Augen. Mit Thränen im Auge, ſagte ich dieſen Morgen: der Tag, der bald aufgehen wird, verkündigt dir neue Unfälle. Ich ſagte zu der Nacht: bald wirſt du erſcheinen, um mein Elend ewig zu machen. O! ihr Helden der Freyheit, die ich verehre. O! Manen des Cato, Manen des Brutus! Euer großes Beyſpiel leuchtet mir in dem Irrgange der Täuſchungen. Eure Leichenfackel zeigt mir den Weg, den der Pöbel nicht kennt, den eure alten Tugenden uns bahnten. Ich entferne die romanhaften, glänzenden Phantome, die der Aberglauben erzeugt, und wende mich nicht,

um die Natur des Menſchen, um das zu erforſchen, was wir ſind, an die Religion. Ich lerne von meinem Lehrer Epikur, daß das ſchreckliche Schickſal der Zeit die zuſammengeſetzten Weſen auflöſt, daß jener Hauch, jener Funke, jenes Feuer, das die organiſirten Körper belebt, von Natur nicht unſterblich iſt. Es entſteht mit dem Körper, nimmt zu in der Kindheit, leidet vom Kummer, verirrt, verdunkelt ſich, und nimmt ab mit den Jahren. Ohne Zweifel wird es vergehen, wenn die ewige Macht uns der Zahl der Lebenden entreißt. Beſiegt, verfolgt, flüchtig auf der Erde, von falſchen Freunden verrathen, leide ich in meinem tiefen Kummer mehr Elend auf dieſer Oberwelt, als je in der erdichtungsreichen Fabel Prometheus in der Unterwelt ausſtand. Um alſo meine Leiden zu enden — ſo wie die Unglücklichen im tiefen Kerker, ihres grauſamen Schickſals müde, ihre Henker täuſchen und mit edlem Unternehmen ihre Bande ſelbſt brechen — reiße ich — ohne um die Mittel beſorgt zu ſeyn, — die Feſſeln von einander, deren feiner, zarter Faden meine Seele an dieſen Körper band, den der Kummer zernagt hat. Du ſiehſt in dieſem ſchrecklichen Gemälde die gerechte Urſache meines Todes. Denke aber nicht, daß ich aus

dem Grabe nach Unſterblichkeit ſtrebe. Allein, wenn der Frühling von neuem erſcheint, und dir aus ſeinem fruchtbaren Schoße blühende Blumen darbietet, ſo vergiß nicht, jedesmal mit Myrthen und Roſen mein Grab zu beſtreun.“

Er ſchickte mir dieſen Brief eigenhändig geſchrieben. Es ſind darin verſchiedne Verſe von mir und Chaulieu entlehnt. Die Gedanken ſind ohne Zuſammenhang, und die Verſe im Ganzen ſchlecht. Allein es giebt auch gute darunter; und es iſt viel für einen König, einen Brief von zwey hundert ſchlechten Verſen in der Lage zu ſchreiben, in der er ſich befand. Er wollte, man ſollte ſagen, er habe alle Gegenwart und Freyheit des Geiſtes bis auf den Augenblick behalten, wo die Menſchen ſie gewöhnlich nicht mehr haben.

Der Brief, den er mir ſchrieb, bezeugte eben die Geſinnungen, enthielt aber weniger Myrthen und Roſen, und Ixions, und tiefe Leiden. Ich beſtritt in Proſa den Beſchluß, den er vorgab, gefaßt zu haben; und es koſtete mir keine **Mühe**, ihn zum **Leben** zu bereden. Ich gab ihm den Rath, mit dem Marſchall von **Richelieu** zu unterhandeln, und dem Herzog von **Kumberland** nachzuahmen. Ich nahm mir alle Freyheit, die man ſich gegen einen verzweifelten Poeten, der in Gefahr

ſtand, nicht mehr König zu bleiben, nehmen konnte. Er ſchrieb auch wirklich an den Marſchall von Richelieu; allein, da er keine Antwort erhielt, faßte er den Entſchluß, uns zu ſchlagen, und meldete mir, daß er den Prinzen von Soubiſe angreifen wollte. Sein Brief endigte ſich mit folgenden Verſen, die ſeiner Lage, ſeines Standes, ſeines Muths und Geiſtes würdiger waren:

Quand on eſt voiſin du naufrage,
Il faut, en affrontant l'orage,
Penſer, vivre et mourir en Roi.

(Iſt man dem Schiffbruche nahe, ſo muß man dem Sturme Trotz bieten, und als König denken, leben und ſterben.)

Als er gegen die Franzoſen und Reichstruppen marſchirte, ſchrieb er an ſeine Schweſter, die Marggräfinn von Bayreuth, daß er ſeinem Tode entgegengehe. Allein er war glücklicher als er ſagte und glaubte. Er erwartete am 5ten Nov. 1757 die franzöſiſche und Reichsarmee in einer vortheilhaften Stellung bey Roßbach, an der ſächſiſchen Gränze. Sein Bruder, der Prinz Heinrich, ſollte an der Spitze von 5 Bataillons den erſten Angriff aushalten, indeß ſeine Artillerie die Feinde niederſchmetterte und ſeine Kavallerie die ihrige angriff.

Der Prinz Heinrich wurde von einer Flintenkugel leicht am Halſe verwundet; und dieß war, glaube ich, der einzige **Preuße**, der an dieſem Tage eine Beſchädigung erhielt. Die Franzoſen und Reichstruppen flohen bey dem erſten Anfall. Ihre Flucht war die unerhörteſte und größte, die je in der Geſchichte vorkommt. Die Schlacht bey Roßbach wird lange denkwürdig bleiben. 30,000 Franzoſen und 20,000 Mann Reichstruppen flohen ſchändlich über Hals und Kopf vor fünf Bataillons und einigen Eſkadrons. Die Niederlagen bey Azincourt, Crecy und Poitiers waren nicht ſo demüthigend.

Die Disciplin und kriegeriſche Geübtheit, die der Vater Friedrichs eingeführt, und die er vermehrt hatte, waren die eigentliche Urſache dieſes außerordentlichen Sieges. Die preuſſiſchen Exercitien waren ſeit 50 Jahren vervollkommnet. Man hatte ſie in Frankreich, wie in allen andern Staaten nachahmen wollen. Allein, man konnte in drey bis vier Jahren das nicht bey wenig diſciplinirten Franzoſen ausrichten, was man ſeit 50 Jahren bey den Preußen ausgerichtet hatte. In Frankreich waren ſelbſt faſt bey jeder Revüe die Manoeuvres verändert worden. Die Officiere und Soldaten hatten die neuen Uebungen, die

immer von einander verſchieden waren, ſchlecht, mithin nichts von allem gelernet, und beſaßen im Grunde weder Diſciplin noch Uebung. Kurz, alles gerieth, bey dem bloßen Anblicke der Preußen, in Unordnung, und das Glück ſetzte in einer Viertelſtunde Friedrich von dem Gipfel der Verzweiflung auf den Gipfel des Glücks und des Ruhms.

Indeß beſorgte er, daß dies Glück von kurzer Dauer ſeyn möchte und daß die ganze Laſt der Macht von Frankreich, Rußland und Oeſtreich über ihn herfallen würde. Er hätte daher Ludwig XV. gern von Maria Thereſia getrennt.

Die unglückliche Schlacht bey Roßbach verurſachte ein allgemeines Murren wider den Allianztraktat des Abts Bernis mit dem Hauſe Oeſtreich. Der Erzbiſchof von Lyon, Kardinal Tencin, hatte fortdauernd ſeinen Rang als Staatsminiſter und ſeinen Briefwechſel mit dem Könige von Frankreich beybehalten. Er war der Allianz mit dem öſtreichiſchen Hofe, mehr wie irgend ein andrer, zuwider. Er hatte mich zu Lyon auf eine Art empfangen, von der er wohl denken konnte, daß ſie mir eben nicht gefallen hatte. Indeß bewog ihn die Neigung, ſich in Intriguen zu miſchen, die er auch bey ſeiner Entfernung vom Hofe bey-

behalten, und die, wie man behauptet, Staats-perſonen nie verläßt, ſich mit mir zu verbinden, um die Marggräfinn von Bayreuth dahin zu bringen, daß ſie ihm das Intereſſe ihres königlichen Bruders anvertraute. Er wollte den König von Preußen mit dem Könige von Frankreich ausſöhnen, und glaubte den Frieden vermitteln zu können. Und es war nicht ſchwer, die Marggräfinn und den König, ihren Bruder, zu dieſer Unterhandlung zu vermögen. Ich übernahm ſie mit ſo größerm Vergnügen, da ich ſehr wohl ſah, daß ſie nicht zu Stande kommen würde.

Die Marggräfinn von Bayreuth ſchrieb im Namen des Königs, ihres Bruders. Ihre Briefe giengen wie die des Kardinals durch meine Hände. Ich hatte insgeheim das Vergnügen, der Mittelsmann in dieſer großen Angelegenheit zu ſeyn, und vielleicht auch noch das Vergnügen, den Kardinal ſich unbeliebt machen zu ſehen. Er ſchrieb an den König, wie er ihm das Schreiben der Marggräfinn überſchickte. Allein er erſtaunte, da ihm der König ſehr trocken antwortete, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ihm ſeine Willensmeynung zu erkennen geben würde.

Wirklich ſchrieb auch der Abt von **Bernis** dem Kardinal die Antwort vor, die er geben

ſollte. Und dieſe Antwort enthielt eine förmliche Weigerung, ſich in die Unterhandlung einlaſſen zu können. Er war genöthigt, das Muſter des Briefes abzuſchreiben, welches ihm der Abt von Bernis überſchickte. Er ſandte mir dieſen Brief zu, der die ganze Sache endigte, und ſtarb darüber vor Verdruß nach vierzehn Tagen.

Ich habe mir niemals wohl vorſtellen können, wie man vor Verdruß ſterben kann, und wie Miniſter und alte Kardinäle, die doch ſo hartherzig ſind, ſo viele Empfindung beſitzen können, daß eine kleine Abneigung des Hofes ſie zu Tode bringen kann. Meine Abſicht war geweſen, mich über den Prälaten luſtig zu machen, ihm einige Unannehmlichkeit zu verurſachen, aber nicht, ihn ums Leben zu bringen.

Das franzöſiſche Miniſterium zeigte eine Art von Größe, da es dem Könige von Preuſſen den Frieden abſchlug, nachdem die Franzoſen von ihm geſchlagen und gedemüthigt waren. Es war ein Beweis von Treue und Freundſchaft, daß man ſich für das Haus Oeſtreich aufopferte. Allein dieſe Tugenden wurden von dem Glücke lange ſchlecht belohnt.

Die Hannoveraner, Braunſchweiger und Heſſen waren ihren Traktaten weniger getreu,

und befanden ſich beſſer dabey. Sie hatten mit dem Marſchall von Richelieu die Konvention gemacht, daß ſie nicht weiter gegen uns im Felde dienen, und daß ſie über die Elbe zurückgehen wollten, über welche man ſie vertrieben hatte. Allein ſie brachen ihre Stipulationen, ſobald ſie erfuhren, daß wir bey Roßbach geſchlagen waren. Mangel an guter Kriegszucht, Deſertion und Krankheiten ruinirten unſre Armee, — und der Erfolg aller Operationen war im Frühling 1763, daß wir 350,000 Menſchen in Deutſchland für Maria Thereſia aufgeopfert hatten, ungefähr ſo viel, wie im Jahre 1741, als wir gegen ſie kämpften.

Nachdem der König von Preußen unſre Armee bey Roßbach geſchlagen hatte, zog er wider das öſtreichiſche Heer, zwanzig Meilen von da. Die Franzoſen konnten noch wieder in Sachſen eindringen; die Sieger marſchirten anderswo hin; nichts ſtand ihnen im Wege. Allein, ſie hatten ihre Waffen weggeworfen, ihre Kanonen, Munition, ihre Lebensmittel — und beſonders **ihren Kopf verloren.** Sie zerſtreuten ſich. Man ſammelte ihre Ueberreſte mit vieler Mühe wieder zuſammen. Nach einem Monat erlangt Friedrich an gleichem Tage noch einen andern ausgezeichnetern und

zugleich mühſamern Sieg über die öſtreichiſche Armee bey Breslau; nimmt Breslau wieder ein, macht daſelbſt 14000 Gefangne, und ganz Schleſien kommt wieder unter ſeine Herrſchaft. Guſtav Adolph hatte nicht ſolche Thaten verrichtet. Nun mußte man ihm wohl ſeine Verſe, ſeinen beißenden Witz, ſeine kleinen argliſtigen Kunſtgriffe und ſelbſt ſeine Vergehungen wider das ſchöne Geſchlecht verzeihen. Die Fehler des Mannes verſchwanden vor dem Ruhme des Helden.

Delices, 9. Novemb. 1759.

Ich war bey meinen Abentheuern ſtehn geblieben, indem ich ſie für eben ſo unnütz als die Briefe Bayle's an ſeine liebe Frau Mutter, als das Leben St. Evremonts von Desmaiſaux beſchrieben, und als die Biographie des Abts Morigon, von ihm ſelbſt verfaßt, hielt. Allein mehrere Sachen, die mir neu oder unterhaltend ſcheinen, bringen mich zu der Lächerlichkeit zurück, über mich ſelbſt zu mir ſelbſt zu reden.

Ich ſehe aus meinen Fenſtern die Stadt, wo der Piccardier Johann Chauvin, genannt Calvin, herrſchte, und den Platz, wo er zum Heil ſeiner Seele Servet verbrennen ließ. Faſt alle Prediger dieſes Landes denken itzt ſo wie

Servet, und gehen ſelbſt noch weiter. Dieſe Herren, die einſt über das Fegefeuer herfielen, ſind ſo milde geworden, daß ſie den Seelen in der Hölle Gnade widerfahren laſſen. Sie behaupten, daß die Strafen derſelben nicht ewig ſeyn werden, daß Theſeus nicht immer auf ſeinem Lehnſtuhl ſitzen, und Siſyphus nicht immer ſeinen Felſen rollen wird. Zur Hölle, an die ſie nicht glauben, haben ſie alſo das Fegefeuer gemacht, an das ſie gleichfalls nicht glauben. Eine artige Revolution in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes! Es waren Gelegenheiten da, worüber man ſich die Hälſe abſchneiden, Scheiterhaufen anzünden und St. Barthelemynächte anſtellen konnte. Allein, man hat ſich ſogar nicht einmal Beleidigungen geſagt; ſo ſehr haben ſich die Sitten verändert! Mir allein hat einer dieſer Prediger etwas darüber geſagt, daß ich mich unterſtanden hätte, zu behaupten: Calvin ſey ein hartherziger Mann geweſen, weil er den Servet ſehr unanſtändig habe verbrennen laſſen. Nun wundre man ſich doch über die Widerſprüche der Welt! Leute ſind faſt offenbar Anhänger von Servet, und ſchmähen auf ihn, weil ers übel genommen hat, daß Calvin ihn in einem kleinen Feuer mit grünen Reiſern habe verbrennen laſſen.

Sie wollten mir in forma beweiſen, daß Calvin ein guter Mann geweſen. Sie erſuchten das Conſeil zu Genf, ihnen die Proceßakten Servets mitzutheilen. Das Conſeil, das klüger wie ſie war, wollte ſie nicht ausgeben. Man erlaubte ihnen zu Genf nicht, wider mich zu ſchreiben. Ich ſah dieſen kleinen Triumph als den ſchönſten Beweis von den Fortſchritten der Vernunft in unſerm Jahrhunderte an.

Die Philoſophie erhielt auch noch einen größern Sieg über meine Feinde zu Lauſanne. Einige Prediger daſelbſt hatten ſich einfallen laſſen, ein, ich weiß nicht welches, ſchlechte Buch wider mich, znr Ehre, wie ſie ſagten, der chriſtlichen Religion, zuſammenzuſchmieren. Ich erlangte ohne Schwierigkeit das Mittel, die Exemplare wegnehmen und ſie auf Befehl des Magiſtrats unterdrücken zu laſſen. Dieß war vielleicht das erſtemal, daß man Theologen nöthigte zu ſchweigen und einen Philoſophen unangetaſtet zu laſſen. Nun erwäge man, ob ich nicht dieſes Land mit Leidenſchaft lieben muß.

Menſchen, die ihr denket, ich bezeuge euch, daß es ſehr angenehm iſt, in einer Republik zu leben, zu deren Regierungsvorſtehern man ſagen kann: Kommen Sie, morgen mit mir zu

ſpeiſen. Indeß habe ich mich noch nicht vollkommen frey befunden. Um gänzlich frey zu werden, habe ich, — was nach meinem Geſchmacke einigermaßen bemerkenswerth iſt — Landgüter in Frankreich gekauft. Eine Viertelſtunde von Genf waren zwey derſelben nach meinem Gefallen. Sie hatten ehemals die Privilegien dieſer Stadt beſeſſen, und ich habe das Glück gehabt, durch eine beſondre Conceſſion des Königs dieſe Privilegien wieder zu erhalten. Ich habe überhaupt meine Lage ſo eingerichtet, daß ich mich unabhängig zugleich in der Schweiz, auf dem Genfer Gebiete und in Frankreich befinde. Ich höre viel von Freyheit reden; allein ich glaube nicht, daß es in Europa einen Privatmann giebt, der ſich eine ſolche Freyheit verſchafft hat, wie ich. Wer will, oder kann, folge meinem Beyſpiele!

Ich konnte warlich meine Zeit nicht beſſer wählen, dieſe Freyheit und Ruhe fern von Paris zu ſuchen. Man führte damals daſelbſt eben ſo thöricht und erbittert Streitigkeiten, als zu den Zeiten der Fronde. Es fehlte nur noch der bürgerliche Krieg. Allein da Paris weder einen König der Hallen, wie den ehemaligen Herzog von Beaufort, noch einen Koadjutor hatte, der den Segen mit dem Dolche ertheilte, ſo blieb es bey bürgerlichen Zänke-

reyen. Dieſe waren durch die Bankbillets für die andre Welt entſtanden, welche, wie ich ſchon erwähnt habe, der Erzbiſchof von Paris, Beaumont, erfunden hatte, ein eigenſinniger Mann, der aus übermäßigem Eifer von ganzem Herzen Böſes that, und ein ernſthafter Narr, ein wahrer Heiliger im Geſchmack des Thomas von Kanterbury, war.

Der Zank entbrannte wegen einer Stelle am Hospital. Das Parlament von Paris behauptete, das Recht der Ernennung dazu zu haben. Der Erzbiſchof hielt hingegen dieſe Stelle für geiſtlich und allein von der Kirche abhängig. Ganz Paris nahm Parthey. Die kleinen Faktionen von Janſeniſten und Moliniſten ſchonten den Prälaten nicht. Der König wollte die Streitenden behandeln, wie man bisweilen Leute behandelt, die ſich auf der Straße prügeln. Um ſie auseinanderzubringen, gießt man einen Eymer Waſſer über ſie her. Er gab, wie natürlich, beyden Partheyen Unrecht. Allein, ſie wurden nur noch erboßter dadurch. Er exilirte den Erzbiſchof, er exilirte das Parlament. Allein ein Herr muß ſeine Bedienten nicht eher verjagen, ehe er nicht ſicher iſt, andre an ihre Stelle wieder zu finden. Der Hof wurde genöthigt, das Parlament wieder zurückzurufen. Man hatte zur

Entſcheidung der Prozeſſe eine ſogenannte königliche Kammer errichtet, die aus Staatsräthen und Maitres de Requetes beſtand. Allein dieſe fanden keine Praxis. Die Pariſer hatten ſich in den Kopf geſetzt, nur bey dem Gerichtshofe Klagen zu führen, den man das Parlament nennt. Alle Mitglieder deſſelben wurden daher zurückgerufen, und glaubten, einen ausgezeichneten Sieg über den König erhalten zu haben. Sie benachrichtigten demſelben väterlich in einer ihrer Vorſtellungen, daß er künftig das Parlament nicht wieder exiliren müſſe, weil dieß, wie ſie ſagten, ein ſchlechtes Beyſpiel wäre. Sie trieben es endlich ſo weit, daß ſich der König entſchloß, wenigſtens eine ihrer Kammern aufzuheben und die andre zu reformiren. Jene Herren nahmen darauf alle, ausgenommen die große Kammer, ihren Abſchied. Der Unwille kam zum Ausbruche; man deklamirte öffentlich wider den König. Das Feuer, das von allen Zungen ſprühete, ergriff unglücklicher Weiſe das Gehirn eines Laquais, Namens Damiens, der oft das Palais Royal beſuchte. Der Prozeß dieſes bürgerlichen Fanatikers hat erwieſen, daß er nicht den Vorſatz hatte, den König zu tödten, ſondern ihm bloß zu ſeiner Beſſerung eine kleine Wunde beyzubringen. Es iſt kein

Gedanke, der nicht durch den Kopf eines Menſchen geht. Dieſer Elende war Famulus bey dem Jeſuiterkollegium geweſen; eine Erziehungsanſtalt, in welcher, wie ich bisweilen geſehen habe, die Schüler Meſſerſtiche verſetzten und von dem Famulus welche wieder erhielten. Damiens gieng demnach mit dieſem Entſchluſſe nach Verſailles, und verwundete den König mitten unter ſeinen Garden und Hofbedienten mit einem Federmeſſer.

In dem erſten Schrecken dieſes Zufalls unterließ man nicht, die Frevelthat den Jeſuiten zuzuſchreiben, die, wie man ſagte, nach einem alten Gebrauche, im Beſitz der Königsattentate wären. Ich habe einen Brief von einem Pater Griffet geleſen, worinn er ſagte: „dieſesmal ſind nicht wir, ſondern die weltlichen Herren Schuld.“ Es kam natürlich dem Oberrichter des Hofes zu, den Meuchelmörder zu richten, da er ſein Verbrechen in dem Bezirke des königlichen Pallaſtes begangen hatte. Der Unglückliche gab gleich anfangs ſieben Mitglieder der Chambres des Enquîtes als mitſchuldig an. Man brauchte nur dieſe Beſchuldigung auszuſetzen und den Verbrecher hinzurichten. Denn der König machte demnach das Parlament verhaßt, und erwarb ſich über daſſelbe einen ſo dauerhaften Vortheil wie die Monar-

chie. Man glaubt, daß d'Argenſon den König dahin bewegte, daß er dem Parlamente die Erlaubniß gab, die Sache zu richten. Er wurde gut dafür belohnt. Denn acht Tage nachher verlor er ſeine Stelle und wurde exilirt.

Der König hatte die Schwachheit, den Räthen große Penſionen zu geben, die den Prozeß des Damiens betrieben, als wenn ſie dem Vaterlande einen ausgezeichneten und mühſamen Dienſt erwieſen. Dieſes Benehmen flößte den erwähnten Parlamentsherren vollends ein neues Zutrauen ein. Sie hielten ſich für wichtige Perſonen, und ihr ſchimäriſcher Gedanke, daß ſie die Nation vorſtellten, nnd die Vormünder der Könige wären, lebte wieder auf. Da dieſer Auftritt vorbey war, und ſie nichts mehr zu thun hatten, machten ſie ſich ein Vergnügen daraus, die Philoſophen zu verfolgen.

Omer Joli von Fleury, Generaladvokat des Pariſer Parlaments, prunkte in den Kammern deſſelben mit dem vollkommenſten Triumphe, den die Dummheit, Ungerechtigkeit und Scheinheiligkeit je erlangt haben. Es hatten ſich verſchiedene, durch ihre Kenntniſſe und Betragen achtungswürdige Gelehrte, zur Verfertigung eines **Wörterbuchs** vereinigt, das alles enthalten ſollte, was den menſchlichen Geiſt aufklären kann. Es war ein großer Kom-

merzgegenſtand für den franzöſiſchen Buchhandel. Der Kanzler und die Miniſter ermunterten ein ſo ſchönes Unternehmen. Sieben Bände waren ſchon erſchienen. Man überſetzte ſie ins Italieniſche, Engliſche, Holländiſche und Deutſche. Man konnte dieſe Schatzkammer, die die Franzoſen allen Nationen eröffneten, als ein Werk betrachten, das uns damals am mehrſten Ehre machte; ſo ſehr überwogen die vortrefflichen Artikel der Encyklopädie die ſchlechten, die in ziemlicher Menge waren. Man konnte dieſem Werke nichts als zu viele kindiſche Deklamationen vorwerfen, die diejenigen Mitarbeiter gebrauchten, die alles zur Hand nahmen, um das Werk dicker zu machen, Allein, alles was von den Hauptverfaſſern herrührt, iſt vortrefflich darinn.

Und Omer Joli von Fleury beſchuldigt am 23ſten Febr. 1759 die armen Männer, daß ſie Atheiſten, Deiſten, Jugendverderber, Rebellen wider den König u. ſ. w. wären.

Um dieſe Beſchuldigungen zu beweiſen, beruft ſich Omer auf St. Paulus, auf den Prozeß des Theophilus und Abraham Chaumeix. *) Es fehlte ihm nur allein, daß er das

*) Abraham Chaumeix war ein ehemaliger Eſſighändler, wurde Janſeniſt und Schwärmer, und

Werk nicht geleſen hatte, wider welches er tobte; oder wenn ers geleſen hatte, ſo war er ein außerordentlicher Schwachkopf. Er drang bey Hofe auf Gerechtigkeit wider den Artikel Ame, (Seele) der nach ſeiner Meynung den vollkommenſten Materialismus enthielt. Dieſer Artikel, einer der ſchlechteſten in der Encyklopädie, war das Werk eines armen Doktors der Sorbonne, der in die Kreuz und die Queer gegen den Materialismus deklamirte. Das ganze Geſchwätz Omers Joli von Fleury war ein Gewebe von ähnlichen ſchiefen Einfällen. Er denuncirt alſo bey der Juſtiz das Werk, das er nicht geleſen, oder nicht verſtanden hat; — und das ganze Parlament verurtheilt auf die Vorſtellung Omers das Werk, ohne es unterſucht, ohne einmal eine Seite deſſelben geleſen zu haben.

Die Herausgeber hatten ein königliches Privilegium. Das Parlament beſitzt unſtreitig nicht das Recht, Privilegien zu reformiren, die von Sr. Majeſtät bewilligt worden. Es kommt ihm nicht zu, weder über ein Dekret des Staatsraths, noch über etwas zu urtheilen,

war damals das Orakel des Pariſer Parlaments. Omer Fleury berief ſich auf ihn, als auf einen Kirchenvater. Chaumeix war zuletzt Schulmeiſter zu Moskau geweſen.

was in der Kanzley beſiegelt worden. Und doch maßte es ſich das Recht an, das zu verwerfen, was der Kanzler gebilligt hatte. Es ernannte einen Ausſchuß, der über die geometriſchen und metaphyſiſchen Gegenſtände der Encyklopädie entſcheiden ſollte. Ein etwas entſchloßner Kanzler würde das Dekret des Parlaments, als ſehr inkompetent, kaſſirt haben. Der Kanzler von Lamoignon begnügte ſich aber damit, das Privilegium zurück zu nehmen, und das zu verwerfen, was mit dem Siegel der höchſten Macht verſehen worden war. Man ſollte glauben, daß dieſer Vorgang aus den Zeiten des Pater Garaſſe, und der Verordnungen wider die Brechmittel ſey. Indeß ereignete er ſich in dem einzigen aufgeklärten Jahrhunderte, das Frankreich gehabt hat. So wahr iſt es, daß ein einziger Dummkopf einer ganzen Nation Schande machen kann.

Man wird leicht zugeben, daß unter ſolchen Umſtänden Paris kein guter Aufenthalt für einen Philoſophen war, und daß Ariſtoteles ſehr weiſe handelte, daß er ſich nach Chalcis zurückzog, wie der Fanatismus in Athem herrſchte. Der Stand der Gelehrten zu Paris, geht übrigens unmittelbar vor dem Stande der Poſſenſpieler her. Der Rang eines ordentlichen Kammerherrn, den Se. Majeſtät

mir gelaſſen hatte, iſt eben von keiner Bedeutung. Die Menſchen ſind ſehr thörigt, und ich glaube, daß es beſſer iſt, ein Schloß zu bauen, wie ich gethan habe, daſelbſt Komödie zu ſpielen, und eine gute Tafel zu halten, als zu Paris genarrt und verfolgt zu werden. Da ich in der That die Menſchen weder vernünftiger, das Parlament weniger pedantiſch, noch die Theologen weniger lächerlich machen konnte, ſo ſetzte ich mein glückliches Leben fern von ihnen fort.

Ich bin gleichſam beſchämt, ſo glücklich zu ſeyn, wenn ich aus dem Hafen die Stürme betrachte. Ich ſah Deutſchland von Blut überſchwemmt, Frankreich von Grund aus ruinirt, unſre Armeen, unſre Flotten geſchlagen, unſre Miniſter einen nach dem andern dimittirt, ohne daß unſre Sachen dabey beſſer giengen, den König von Portugall, nicht von einem Laquais, ſondern von den Großen des Landes meuchelmördriſch angefallen. Dießmal konnten die Jeſuiten nicht ſagen, wir ſind keine Schuld daran. Sie hatten ihr Vorrecht behauptet, und es iſt ſeitdem wohl erwieſen, daß dieſe guten Paters heilig das Meſſer den Mördern in die Hände gegeben hatten. Sie führen für ſich die Behauptung an, daß ſie Souverains von Paraguay ſind, und mit dem

Könige von Portugall, Krone gegen Krone verhandelt haben.

Folgendes iſt eine kleine, ſo ſonderbare Begebenheit, wie ſie noch nicht paſſirt iſt, ſo lange Könige und Dichter auf der Welt ſind. Friedrich brachte eine lange Zeit zur Sicherung der ſchleſiſchen Gränzen in einem unüberwindlichen Lager zu, bekam zuletzt Langeweile, und um die Zeit hinzubringen, verfertigte er eine Ode wider Frankreich und deſſen König. Er überſchickte mir dieſe Ode, im Anfange des May's 1759, zugleich mit einem ungeheuren Paquete Verſen und Proſa. Ich öfne das Paquet, und ſehe, daß ich nicht der erſte bin, der es geöfnet hat. Es war ſichtbar, daß es unterweges aufgemacht worden. Schrecken überfiel mich, wie ich in der Ode unter andern folgende Strophen las:

„Eitle, thörichte Nation! Wie? ſind das die Krieger unter Luxemburg und Turenne, die ewige Lorberen bedeckten, die wirklich begierig nach Ruhme, Gefahren und den Tod zur Erlangung des Sieges nicht ſcheuten? Ich ſehe ihre elenden Rotten ſo tapfer zum Plündern, als feige zum Kämpfen. Wie? Nur ſchwacher Monarch, der Spielball der Pompadour, — der alle Kraftanſtrengung ſcheut, und die Zügel ſeines erſchöpften Reichs dem Ohngefähr

überläßt: — Dieſer Sklave redet als Gebieter, dieſer Weichling glaubt das Schickſal der Kö- ge beſtimmen zu können? —"

Ich zitterte, wie ich dieſe Verſe las, unter welchen einige ſehr gute ſind, oder wenigſtens dafür gehalten werden können. Ich habe unglücklicher Weiſe den verdienten Ruf, die Verſe des Königs von Preußen korrigirt zu haben; das Paquet iſt unterweges eröfnet; die Verſe werden ins Publikum kommen; der König von Frankreich wird ſie für die meinigen halten; ich habe demnach ein Majeſtätsverbrechen, und was noch ſchlimmer iſt — ein Verbrechen gegen die Frau von Pompadour begangen.

In dieſer ängſtlichen Verlegenheit erſuche ich den franzöſiſchen Reſidenten zu Genf, zu mir zu kommen, zeige ihm das Paquet, er geſteht, daß es eher geöfnet worden, als ichs bekommen habe, und iſt der Meynung, daß in dieſer Sache, bey der es auf meinen Kopf ankam, kein andrer Ausweg iſt, als das Paquet dem franzöſiſchen Staatsminiſter, Herzog von Choiſeul, zuzuſchicken. In jedem andern Falle hätte ich dieſen Schritt nicht gethan. Allein ich war genöthigt, meinem eignen Unglücke vorzubeugen. Ich ſchilderte dem Hofe den ganzen Karakter ſeines Feindes. Ich wußte wohl, daß der Herzog von Choiſeul keinen Misbrauch da-

von machen, und ſich begnügen würde, den König von Frankreich zu überreden, daß der König von Preußen ein wahrer, perſönlicher Feind ſey, den man unterdrücken müßte, wenn man könnte.

Der Duc de Choiſeul ſchränkte ſich nicht bloß darauf ein. Er iſt ein Mann von vielem Geiſte, macht Verſe, hat Freunde, die welche machen, bezahlte den König von Preußen mit gleicher Münze, und ſchickte mir eine eben ſo beißende, ſo fürchterliche Ode auf Friedrich, wie die ſeinige war. —

Bey Ueberſchickung der Ode verſicherte mich der Herzog, daß er ſie drucken laſſen würde, wenn der König von Preußen die ſeinige bekannt machte, und daß man Friedrich eben ſo mit der Feder bekämpfen würde, wie man es mit dem Degen hofte.

Es kam allein auf mich an, ob ich die Könige von Frankreich und Preußen in einen poetiſchen Krieg verwickelt ſehen wollte. Das wäre ein neuer Auftritt in der Welt geweſen. Ich machte mir aber ein andres Vergnügen, indem ich weiſer wie Friedrich war. Ich ſchrieb ihm, daß ſeine Ode ſehr ſchön wäre, daß er ſie aber nicht drucken laſſen müſſe, daß ſie den öffentlichen Ruhm nicht nöthig hätte, daß er ſich nicht alle Wege der Verſöhnung mit dem

Könige von Frankreich verſchließen, ihn nicht unwiederbringlich erbittern, und veranlaſſen müſſe, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um ſich eine gerechte Rache an ihm zu verſchaffen. Ich fügte hinzu, daß meine Nichte die Ode in der tödtlichen Beſorgniß verbrannt hätte, daß ſie mir mögte zugeſchrieben werden. Er glaubte, und dankte mir, nicht ohne einige Vorwürfe darüber, daß ich die ſchönſten Verſe verbrannt, die er je in ſeinem Leben gemacht hätte. Der Herzog von Choiſeul hielt Wort, und war verſchwiegen.

Um den Spaß vollkommen zu machen, kam ich auf den Gedanken, zur Grundlage des Friedens für Europa jene beyden Oden zu machen, die den Krieg hätten in die Länge ziehen können, bis Friedrich unterdrückt war. Mein Briefwechſel mit dem Herzoge von Choiſeul erzeugte dieſen Gedanken bey mir. Er ſchien mir ſo lächerlich, und allem dem, was damals vorgieng, ſo angemeſſen, daß ich ihn annahm, und mir das Vergnügen machte, durch mich ſelbſt zu beweiſen, um welche kleine und ſchwache Axen ſich die Schickſale der Staaten drehen. Der Herzog von Choiſeul ſchrieb mir einige beyfällige Briefe, die ſo abgefaßt waren, daß der König von Preußen es wagen konnte, einige Friedenseröfnungen zu machen, ohne daß Oeſtreich über das franzöſiſche Miniſterium

Argwohn ſchöpfen konnte. Friedrich ſchrieb mir ähnliche Briefe, in welchen ers nicht wagte, dem Hofe zu London zu misfallen. Dieſer delikate Briefwechſel dauert noch fort. Er gleicht den Geberden, die zwey Katzen machen, die einer Seits ſanfte, ſtreichelnde Pfoten, und andrer Seits Klauen zeigen. Der König von Preußen, der gegen die Ruſſen, und Dresden verlohren hat, bedarf Frieden; — und Frankreich, das zu Lande von den Hannoveranern und zu Waſſer von den Engländern geſchlagen worden, und ſein Geld ſehr unnütz eingebüßt hat, iſt genöthigt, dieſen verheerenden Krieg zu endigen.

Delices, den 27ſten Decbr. 1759.

Ich fahre jetzt fort; es ſind immer ſonderbare Sachen. Der König von Preußen ſchreibt mir am 17ten December: „Ich werde Ihnen mehr aus Dresden melden, wo ich binnen drey Tagen ſeyn werde;“ — und am dritten Tage wird er von dem Feldmarſchall Daun geſchlagen, und verliert 10,000 Mann. Es kommt mir vor, als wenn alles, was ich ſehe, der Milchtopf in der Fabel iſt. Unſer große Seemann Berrier, der vordem Polizeylieutenant zu Paris war, und darauf Staatsſekretair und Marine-Miniſter wurde, ohne je eine andre Flotte,

als die Galliote von St. Cloud und das Poſt-bot von Auxerre geſehen zu haben; unſer Berrier ſage ich, war auf den Gedanken gekommen, zu einer Landung in England große Rüſtungen machen zu laſſen. Kaum aber hat unſre Flotte die Naſe aus Breſt geſtreckt, ſo wird ſie von den Engländern geſchlagen, von den Klippen zertrümmert, von den Winden vernichtet, oder vom Meere verſchlungen.

Wir haben eine Silhouette zum Finanzkontrolleur gehabt, von dem wir nichts weiter wußten, als daß er einige Verſe von Pope in Proſa überſetzt hatte. Er wurde für einen Adler gehalten, hat ſich aber innerhalb weniger als 4 Monaten von einem Adler in eine Gans verwandelt. Er hat das Geheimniß erfunden, den Kredit in dem Grade zu vernichten, daß der Staat plötzlich kein Geld hatte, um die Truppen bezahlen zu können. Der König hat ſich genöthigt geſehen, ſein Silberzeug in die Münze zu ſchicken. Viele Leute im Königreiche ſind dieſem Beyſpiele gefolgt.

Delices, den 1ſten Febr. 1760.

Endlich erhalte ich, nach mehrern Unfreundſchaftlichkeiten des Königs von Preußen, nachdem er unter andern Briefe nach London geſchickt hat, die ich ihm anvertrauet hatte, nach-

dem er zwiſchen uns und unſern Alliirten den Saamen des Unkrauts hat ausſtreuen wollen — Unfreundſchaftlichen, die einem großen Könige, zumal bey Kriegszeiten, ſehr erlaubt ſind — endlich erhalte ich Friedensvorſchläge von dem Könige von Preußen, — und zwar nicht ohne einige Verſe. Dieſe muß er immer machen. Ich ſchicke die Vorſchläge nach Verſailles; ich zweifle aber, daß man ſie annehmen werde. Friedrich will nichts abtreten. Um den Churfürſten von Sachſen zu entſchädigen, ſchlägt er vor, daß man ihm die Stadt Erfurt, die dem Churfürſten von Maynz gehört, geben ſoll. Er muß immer einem etwas abnehmen. Das iſt ſo ſeine Art. Wir werden ſehen, was aus dieſen Planen und beſonders aus dem neuen Feldzuge herauskommen wird, den man unternehmen will.

Wie doch dieſe große und ſchreckliche Tragödie immer mit einigem Komiſchen untermiſcht iſt! Man hat ſo eben zu Paris die **Poeſien des Königs meines Herrn**, wie Freytag ſagte, gedruckt. Es iſt darunter ein poetiſcher Brief an den Marſchall Keith, worin er ſich über die Unſterblichkeit der Seele und die Chriſten ſehr luſtig ausdrückt. Die Devoten ſind nicht damit zufrieden; die reformirten Prieſter murren darüber. Dieſe Pedanten betrachte=

ten ihn wie die Stütze der guten Sache, bewunderten ihn, als er die Mitglieder des Magiſtrats zu Leipzig in Kerker werfen ließ, und ihre Betten verkaufte, um Geld zu löſen. Allein, ſeitdem er auf den Gedanken gerathen iſt, einige Stellen aus dem Seneka, Lucrez und Cicero zu überſetzen, ſehen ſie ihn als einen Unmenſchen an.

Die Prieſter wären fähig, **Cartouche** unter die Heiligen zu verſetzen, wenn er ſich devot benommen hätte.

Voltaire.

Biographiſche
Beylagen und Zuſätze.

Vor allen andern wollen wir hier zuerſt die Nachrichten beyfügen, die der verſtorbne Schwede J. J. Björnſtåhl ſeinem Freunde, dem Bibliothekar Gjörwell in Stockholm, über Voltaire mittheilte. Sie enthalten ſo viele biographiſche Merkwürdigkeiten und intereſſante Partikularien, daß ſie zur nähern Kenntniß des großen Mannes, ſeiner häuslichen Einrichtungen, Verhältniſſe, der Art ſeines Studirens, ſeines Umgangs, u. ſ. w. weſentlich ſind.

Genf, den 10. Okt. 1770.

„Meinem Verſprechen gemäß, erfolgen nun Neuigkeiten von dem alten und betagten Hrn. von Voltaire. Nachdem ich zu Genf angekommen, war nichts wichtiger für mich, als dieſen berühmten Mann zu ſehen. Ich reiſete alſo am 3ten nach Ferney, etwas über eine Meile von Genf, in der Hofnung, dort zugleich Hrn. d'Alembert anzutreffen, der jetzt bey Hrn. von Voltaire war; allein unglückli-

cher Weiſe war er bey meiner Ankunft mit Madame Denis, Hrn. von Voltairs Schweſtertochter, ausgefahren. Gleichwohl gieng ich ins Schloß, und ließ mich bey Hrn. von Voltaire melden. Er ließ mir ſagen, er wäre krank, und ließ mir Erfriſchungen in der Hitze, beſonders Sirop de Capillaire anbieten, der hier ſehr gebräuchlich iſt. Ich antwortete, alle Süßigkeiten würden mir ſehr herbe ſeyn, wenn ich nicht die Ehre hätte, Hrn. von Voltaire zu ſehen, deſſen Anblick mir angenehmer als die beſten Gerichte ſeyn würde. Dieß bat ich den Bedienten dem Hrn. von Voltaire zu ſagen. Er nahm dieſe Freyheit wohl auf, *)

*) Eine witzige Aeußerung, ein feines Kompliment wirkte überhaupt mehr bey Voltaire, als Größe des Standes und alles Bitten um ſeine Audienz. Reiſende warteten und verweilten öfters ganze Tage lang zu Ferney, um die einzige Merkwürdigkeit des Orts, den großen Dichter und Philoſophen zu ſehen, — und nicht ſelten ganz vergebens. So giengs unter andern dem berühmten, erſt vor kurzem verſtorbnen franzöſiſchen Gelehrten Guibert. Nachdem er ſich fünf Tage zu Ferney aufgehalten, ohne Voltaire ſprechen zu können, reiſete er unwillig ab, ſchickte indeß folgende Verſe an ihn:

Je comptais en ces lieux voir *le Dieu du genie*,
L'entendre, lui parler et m'inſtruire en tout point;
Mais c'eſt comme Jeſus en Son Euchariſtie,
On *le mange*, on *le boit et ou ne le voit point*.

und ſchickte mir ſeinen Sekretair, Hrn. Vanniere, um mir Geſellſchaft zu leiſten. Dieſem übergab ich den Brief, den Hr. d'Alembert uns zu Paris mitgegeben hatte. D'Alembert hatte ſich unter andern alſo darin ausgedrückt: „Dieſer Brief wird Ihnen, mein theuerſter und geſchätzter Hr. Mitbruder, von zwey braven Schweden, den Hrn. von Rudbeck und Björnſtåhl zugeſtellt werden. Sie brennen vor Begierde, Sie zu ſehen, und haben mich dringend erſucht, ihnen Gelegenheit dazu zu verſchaffen. Sie bitten Sie nur um einen Augenblick, wenn Ihre Geſchäfte nicht erlauben, Ihnen mehrere Zeit zu gönnen. Sie wollen wenigſtens ſagen können: wir haben Ihn geſehen. Ich hoffe, daß Sie ſie ſowohl aus Freundſchaft für mich, als aus Achtung für ſie, aufnehmen werden. Ich umarme Sie von ganzem Herzen u. ſ. w.“

Nach Ueberlieferung dieſes Briefes kam

(Ich rechnete darauf, an dieſem Orte den Gott des Genies zu ſehen, ihn ſprechen zu hören, mit ihm zu reden, und mich über alles zu unterrichten. Allein, es iſt wie mit Jeſus in ſeinem Abendmahle. Man ißt, man trinkt ihn, — und ſiehet ihn nicht.) — Das Kompliment dieſer Zeilen wirkte mehr als alles voriges Anmelden. Guibert wurde zurückgerufen, und aufs beſte empfangen. Anm. des Ueberſ.

Hr. von Voltaire in den Saal, wo wir waren, bat um Entſchuldigung, daß er mich ſo lange warten laſſen, ſagte, daß er das Fieber hätte ꝛc. Nach den anderweitigen Höflichkeiten fragte er mich, ob ich mit ihm in ſeinem Garten ſpazieren gehen wollte. Unterm Spazieren redete er von Karl XII., vom Czar Peter, vom rußiſchen Kriege, von Ihro Maj. der Königin in Schweden. Er ſagte: **Sie beehrt mich mit Ihrer Protektion** Ich machte die Anwendung davon auf den Anſpruch, den reiſende Schweden machen könnten, Hrn. von Voltaire zu ſehen; wie wenige derer wären, die dieß Glück gehabt hätten und wie ſehr ichs Hrn. d'Alembert verdankte, der mir den Vortheil verſchaft hätte, einen ſo großen Mann zu ſehen. Hr. von **Voltaire** ſagte: „**Herr d'Alembert iſt ein großer Mann**; aber ich bin nichts mehr wie ein Schatten. Hr. **Rudbeck**, der allezeit in meiner Geſellſchaft war, ſagte: Es kommt nur großen Männern zu, ihres Gleichen zu ſchätzen, und ſagte einige Verſe aus der Henriade her; dieß gefiel dem Hrn. von **Voltaire** unglaublich wohl. Ich rühmte den guten Geſchmack, der in ſeinem Schloſſe und Garten herrſchte; er ſagte: dieß iſt meine kleine Retraite.

Er freute ſich unglaublich über die Siege

der Ruſſen. Die Kaiſerin von Rußland ſchreibt ihm eigenhändig lange Briefe, und das recht oft, faſt jede Woche. Er hatte noch neulich einen ſehr gnädigen Brief von ihr bekommen, worin ſie ſagt, daß es ihr ein großes Vergnügen ſey, wenn ihre Regierung ſo beſchaffen wäre, daß ſie Philoſophen, beſonders einem ſo großen Philoſophen, wie Hrn. von Voltaire, gefiele, u. dgl. Wir redeten lange zuſammen von verſchiednen Materien. Er, der vorher Fieber haben wollte, vergaß ſich jetzt ſo, daß er zwey bis drey Stunden mit uns im Garten ſpazieren gieng. Er zeigte uns hernach ſeine Zimmer, ſeine Studierſtube und Büchersammlung, die aus 6 bis 7000 Bänden beſteht. Man findet Bücher, die man kaum darin vermuthen ſollte. Beſonders hält man ſie in der Geſchichte und Theologie für ſehr vollſtändig.

Nachher beſahe ich die **Kirche**, die Hr. von Voltaire bey dem Schloſſe aufbauen laſſen. Draußen in der Kirchmauer ſelbſt hat er ſein Grab in Geſtalt einer zugeſpitzten Säule mauren laſſen; es iſt der Schloßthüre grade gegen über, ſo daß ers ſieht, ſo oft er vor die Thüre tritt. Die Kirche iſt einfach, aber ſchön. Auf dem Altare ſteht ein kleines Crucifix; neben dieſem auch auf dem Altare das Bild des Er-

löſers von Bronze in Lebensgröße, das ſeine offene Seite zeiget. Aber der Heilige oder Schutzpatron des Kirchſpiels iſt in einen Winkel bey der Thür geſtellt.

Das Schloß Ferney, oder wie mans auch ſchreibt, **Ferney**, wurde 1759 gebauet, und zwar ſo geſchwind, daß es um Oſtern angefangen, und um Johannis ſchon fertig war. Es liegt in der zu Frankreich gehörigen Landſchaft Gex. Vorher wohnte er zu Delices, dichte vor den Stadtthoren von Genf. Er verkaufte aber Delices, das jetzt Hr. **Tronchin**, ein Vetter von dem Verfaſſer der Lettres de la Campagne, bewohnt. Nachher beſahen wir die neuen Gebäude, die Hr. von Voltaire für die misvergnügten Auswandrer von Genf aufbauen laſſen. Es ſind ſchöne, große Häuſer, zuſammen ungefähr vierzig. An einem von denſelben ſtand Manufacture royale de Montres à Ferney — Königliche Uhrfabrick zu Ferney — wo, wie man uns ſagte, wohl 100 Uhrmacher arbeiten. *) Man iſt damit beſchäftigt, ein recht ſchönes Haus für des Hrn. Voltaire

*) Voltaire verſchafte den Manufakturarbeiten durch Vermittelung des Reſidenten in Paris und ſonſt guten Abgang. Die Unterthanen Voltairs bezahlten wenige Abgabe, und konnten demnach ihre Waaren wohlfeiler und ſtärker als die Fabrikanten zu Genf verkaufen.

Handſekretair, Hrn. **Vanniere**, zu bauen, der ein Schweizer von Geburt iſt. Doch gehört noch etwas dazu, bis man Ferney eine neue Stadt nennen kann. Der Anfang iſt indeſſen ſchön, und übertrift den Ort, den der König von Frankreich gleichfalls für die Genfer Flüchtlinge angelegt hat, der **Verſoix** heißt, bey einem Dorfe gleiches Namens, ungefähr zwey Meilen von Genf im Lande Gex.

Sie ſind vielleicht begierig zu wiſſen, wie Hr. von **Voltaire** ausſieht. Alle ſagen, er iſt häßlich. Aber ich ſage, er iſt etwas lang, ſehr ſchmal, mager und ziemlich bleich, hat eine hohe Stirn mit vielen und großen Runzeln, große ſchwarze Augen, einen großen und ziemlich breiten Mund, eine große Naſe, ein großes Kinn, — und was wäre nicht groß an ihm? Er ſieht ſatyriſch aus. Wenn er lacht, zieht er ſeinen breiten Mund zuſammen, und ſieht alsdann gut aus. Er geht etwas krumm, thut aber lange Schritte. Er hat ein gutes Geſicht, braucht niemals Brillen, ohngeachtet er gegenwärtig im 77ſten Jahre iſt. Ich verwunderte mich, daß er mit einer ſo leichten Hand, ſo gut, und zwar ohne Brille ſchrieb. Er arbeitet und ſchreibt beſtändig; oft ganze Nächte. Wenn er im Bette liegt, und ihm etwas einfällt, ſo klingelt er ſeinem Sekretair,

in welcher Stunde des Nachts es ſeyn mag, und er muß ſchreiben, was Hr. von Voltaire ihm diktirt. Der Sekretair ſchläft oben in der Bibliothek, und muß beſtändig zur Hand ſeyn.

Herr von Voltaire iſt in Geſellſchaft ſehr angenehm, überaus höflich, ein vollkommner Hofmann. Allein, fällt ihm etwas ein, es ſey bey Tiſche, oder in Geſellſchaft, ſo geht er gleich in ſein Kabinet und ſchreibts auf. Dann kommt er ganz munter wieder. Zuweilen iſt er, wie man mir geſagt hat, nicht bey ſo guter Laune. Er ſpielt oft Schach, beſonders mit dem Exjeſuiten, Pater Adam, der bey ihm iſt, und die Aufſicht über ſein ganzes Gut und Vermögen führt.

Außer Ferney, und dem dazu gehörigen Kirchſpiele gleiches Namens, hat Voltaire noch ein anders Schloß nicht weit von hier, das Tournay heißt. Alſo iſt er Seigneur de Ferney et Tournay. Zu dem letztern gehören ebenfalls einige Dörfer in den Kirchſpielen Beigny und Chambaiſy. Von allen dieſen Gütern zieht er jährlich etwa 10,000 Livres Einkünfte. Außerdem hat er noch viele Kapitalien, ſo daß er in allem ungefähr 150,000 Livres im Jahre Einkünfte hat. Alles wird ſeine Schweſtertochter, Madame Denys, erben. Sie iſt ein artiges Frauenzimmer von

vielem Witz, Wittwe und etwas bey Jahren. Wir begegneten ihr zugleich mit Hrn. d'Alembert auf unſrer Rückreiſe. Sie wollte, wir ſollten wieder umkehren, um von der guten Bewirthung, die ſie uns machen würde, Gebrauch zu machen. Allein ich verbat es.

Im vorigen Jahre hat man eine **Medaille** auf den Hrn. von Voltaire geſchlagen. Sie iſt rar, indem kaum mehr als 8 Stück davon vorhanden ſind. Sie hat auf der einen Seite Voltairs Bruſtbild, das ihm ziemlich gleicht und zur Aufſchrift: Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur. — **Er nimmt den Völkern die Binde der Irrthümer ab;** — ein Vers aus der **Henriade.** Auf der andern Seite iſt ein Altar, worauf die Sinnbilder des Heldengedichts, der Schauſpiele, u. ſ. w. wie Trompeten, Helm, Schwerdt, muſikaliſche Inſtrumente, u. d. gl., liegen. Auf dem Altare iſt die Inſchrift: Sereniſſimo principi Carolo Theodoro, Electori Palatin. offerebat G. C. Wechter, Iun. MDCCLXIX — Dem Durchlauchtigſten Fürſten, Karl Theodor, Churfürſten von der Pfalz, gewidmet von Wechter. — Darunter ſteht: *Voltaire*, né le XX Fevr. MDCXCIV — Voltaire, gebohren den 20. Febr. 1694. Allein der erwähnte Vers misfiel den Geiſtlichen ſowohl, als dem Churfür-

ſten, der auch ſeinen Namen nicht darauf haben wollte. Aus dieſer Urſache wurden ſo wenige Medaillen mit dieſer Inſchrift geſchlagen. In dieſem Jahre — 1770 — hat man einen andern Abdruck gemacht, der Hrn. von Voltaire ſehr gleicht. Aber jener Vers ſowohl als die Inſchrift iſt ausgelaſſen. Anſtatt des erſtern iſt nur ein Kranz, und auf den Altar hat man ſtatt des letztern geſetzt: Tiré d'aprés la nature au chateau de Ferney. — G. C. Wechter. Gravé MDCCLXX. — Nach der Natur auf dem Schloſſe Ferney entworfen. — Bey Hrn. Rieu in Genf ſah ich auch Hrn. von Voltairs geſchriebene Anmerkungen in Hrn. Roußeaus Büchern, beſonders zu des letzterwähnten Antwort an den Erzbiſchof von Paris, Hrn. Beaumont, und dem Contrat Social. Hr. von Voltaire hat an den Rand geſchrieben, und überall das ſchärfſte Salz ausgeſtreut. Ich will nicht von einer ſeiner Schriften reden, die ganz gegen Roußeau iſt; denn ſie iſt von Grobheiten voll. Sie iſt als Anmerkung zu Hrn. Voltairs Briefe an Hume geſchrieben, unter dem Anſtriche, als wenn Voltairs Fehler in dem gedachten Briefe überall ſcharf beurtheilt werden ſollten; gleichwohl iſt Voltaire ſelbſt der Verfaſſer; um deſto beiſſender ſind auch die Anmerkungen.

Zu Paris ſahe ich das Bruſtbild, das der berühmte franzöſiſche Bildhauer, Hr. Pigale neulich in Gips nach Hrn. von Voltaire ſelbſt abgenommen hat, da er in der Mitte dieſes Jahrs (1770) in dieſer Abſicht auf ſeinem Schloſſe zu Ferney bey ihm war. Dieſes Bruſtbild von Gyps iſt das Muſter, nach welchem Pigale das Marmorbild Voltairs machen ſoll. Man weiß noch nicht gewiß, wo dieß Bild, wenn es einmal fertig iſt, ob in der franzöſiſchen Akademie, im Louvre oder wo ſonſt aufgeſtellt werden wird. Es wird vieles koſten. Hr. Pigale's Reiſe zu dem Hrn. von Voltaire hat allein an 100 Louisd'or gekoſtet. Er ſagte mir, Hr. von Voltaire habe dieſe Ehre nicht annehmen wollen, ſondern geſagt: **ich verdiene ein ſolches Denkmahl nicht.** Sie haben in Paris ſelbſt den Mann, der es verdient; Sie haben Hrn. d'Alembert. *)

*) Ein Geiſtlicher zu Paris — was beſonders bemerkt zu werden verdient, kam zuerſt auf den Gedanken, Voltaire dieſe Statue zu errichten. Bloß franzöſiſche Gelehrte ſubſkribirten zu derſelben. Perſonen von andern Ständen, und Ausländer, die ſich in Menge meldeten, wurden ausgeſchloſſen. Friedrich der Große erhielt allein Zutritt. Er ließ anfragen, wie hoch er ſubſkribiren könnte. „Ihr Name, Sire, antwortete ihm Alembert und ein Thaler ſind hinrei=

Rouſſeau gab bey dieſer vorſeyenden Statueerrichtung einen Beweis von ſeinem Herzen, der ihm Ehre machte. Er ſtand bekanntlich ſchon länger nicht gut mit Voltaire. Demohngeachtet ſchoß er mit zu dem Bruſtbilde Voltairs zu, und zwar nach ſeinen Umſtänden recht anſehnlich, nemlich 2 Louisd'or. Andre mögen dieſe Freygebigkeit als eine feine, heimliche Eitelkeit auslegen; ich nehme ſie für das, was ſie ſcheint, folglich auf der guten Seite.

Zweyter Brief über Voltaire.

Ferney, den 1. Okt. 1773.

Jetzt kann ich Ihnen noch mehrere Nachrichten über den Hrn. von Voltaire mittheilen,

chend." Die Statue wurde nachdem feyerlich eingeweihet, und mit der ſimpeln Aufſchrift errichtet: Statue erigée à Voltaire vivant par les hommes de lettres, ſes compatriotes — Statue, **Voltairen bey ſeinen Lebzeiten von den Gelehrten, ſeinen Landsleuten, errichtet.** — Kurz vorher war Ludwig XV. wegen des herausgegebenen philoſophiſchen Wörterbuchs über Voltaire ſehr unzufrieden und unwillig geweſen. Als er die Nachricht erhielt, daß man Voltaire eine Statue errichte, antwortete er: **Er verdient ſie;** und gab gleich darauf Befehl, daß die Penſion, die ſeit mehrern Jahren zurückgehalten worden, von nun an prompt an Voltaire ausbezahlt werden ſollte. **Anmerkung des Ueberſ.**

als ich vor drey Jahren dazu im Stande war. Wir ſind nun hier auf Ferney oder Fernex zu mehrernmalen geweſen, und jetzt ſo zu Hauſe, daß wir verſchiedne Freunde hier haben. — Nach ſeiner Manier ließ ſich Herr von Voltaire anfangs wieder für krank ausgeben. Das wird ſchon ſeit mehr als 40 Jahren ſeine übliche Sprache geweſen ſeyn. Der gelehrte Pater Jacquier in Rom, der damals beſtändig in ſeiner Geſellſchaft geweſen, ſagte mir, daß Voltaire ſchon damals immer von Krankheit geſprochen, und täglich geſagt habe: er würde bald ſterben. Pater Jacquier, der an dieſes Anſtellen gewohnt war, lachte ihn aus, und Voltaire ſagte dann. „Ihr lacht mich aus; ich weiß, daß Ihr Mathematiker nichts glaubt, es ſey denn demonſtrirt; aber ich wills euch bald ſo demonſtriren, daß Ihr es mit Augen ſehen ſollt.“ Genug, daß Herr von Voltaire uns endlich annahm. Er ſagte dabey: „Ich erinnre mich, daß ich die Ehre gehabt habe, Sie vor einigen Jahren zu ſehen. Sie ſind ſeitdem in Italien, Sie ſind in den Katakomben geweſen, und haben da viele Todte geſehen. Sehen Sie hier noch einen. Ich ſterbe eben dieſen Augenblick, ſagte er, und ſchlug ſich vor die Stirne.“ Baron Rudbeck bat ihn, ein wenig zu verziehen, ſo lan-

ge wenigſtens, bis wir weggereiſt wären, und dergleichen.

Voltaire redete nachher mit lebhaftem Vergnügen von der großen Staatsveränderung, die 1772 in **Schweden** vorgegangen, und ſagte mit großem Nachdruck und erhabener Stimme: Der König **Guſtav** wird in Europa angebetet und verehrt," und fügte hinzu: „Wenn Sie einmal zu Hauſe kommen, und Sie den großen König von Schweden ſehen, ſo werfen Sie mich zu den Füßen Sr. Majeſtät, und ſagen Sie ihm, daß er in Europa verehrt wird."

Herr von Voltaire bat uns darauf, bey ihm zum Abendeſſen zu bleiben, als eben die **Herzogin von Würtemberg** mit ihrem ganzen Gefolge hinkam. Sie war von Lauſanne, wo ſie geweſen war, um das Orakel der Kranken, Herrn Tißot, wegen ihrer Geſundheit um Rath zu fragen, nach Genf gekommen. Wir ſchlugen jene Anerbietung aus; und erfuhren nachher, daß alle Zimmer voll geworden, indem 14 Perſonen da geweſen waren. Herr von Voltaire hat auf Ferney grade 14 **Zimmer**, und eben ſo viel aufgeſtellte **Betten** für Fremde.

Wir machten dießmal mit allen ſeinen Angehörigen und Freunden, die bey ihm im Hauſe ſind, Bekanntſchaft; mit Frau **Denys**, ſeiner

Schweſtertochter und Erbin, Herrn Du Rey de Morſan und Abt Adam Frau Denys iſt, wie ich Ihnen ſchon ehemals erwähnt habe, Wittwe, etwa 60 Jahr alt, ſehr artig, ſtark in der Muſik, ſpielt das Klavier ſchön, ſpricht auch italieniſch. Die beyden genannten Männer ſind zu Herrn von Voltairs Geſellſchaft, helfen ihm zugleich große Werke durchleſen, machen Auszüge daraus, überſetzen auch aus den Sprachen, die ihm nicht ſo bekannt ſind. Denn hätte er nicht ſo gute Gehülfen, ſo wäre es unmöglich, daß er ſo viel ſchreiben könnte. Ueberdem hat er ſeinen Sekretair, Herrn Vanniere, der weiter nichts thut, als abſchreiben. Herr Adam iſt im Griechiſchen und Engliſchen ſehr geſchickt. Er kam zu Herrn Voltaire kurz vorher, ehe die Jeſuiten aus Frankreich vertrieben wurden, und iſt nun etwa 12 Jahre bey ihm; ein geſchickter und artiger Mann.

Herr Du Rey de Morſan, ein Rechtsgelehrter von Paris, Mitglied der Akademie in Nancy, hat Spanien durchreiſet, und verſteht die Sprache ſehr gut. Er iſt ein Bruder von der Frau Saurigny, die den Intendanten von Paris geheyrathet hat. Er war beſtimmt, ſehr reich zu werden. Allein, ſeine Schweſter wußte ihm, anſtatt des Reichthums, eine Lettre de Cachet zu verſchaffen, zog alſo die ganze

Erbſchaft an ſich, und giebt nun dem Bruder jährlich ein kleines Gnadengehalt. Herr Du Rey arbeitet jetzt an einer Lebensbeſchreibung des Herrn von Voltaire; ſie wird aber nicht vor ſeinem Tode herauskommen; der gröſte Theil davon iſt fertig. Herr von Voltaire hat dieſe Biographie ſelbſt geſehen, als er zufälliger Weiſe auf Herrn Du Reys Zimmer gekommen. Herr Du Rey iſt der wahre Verfaſſer von dem **politiſchen Teſtamente Alberoni's.** Er bekam alle Aufſätze und Abhandlungen dazu von dem Bibliothekar, de la Croix in Madrit. Herr du Rey hatte auch an des Prinzen Stuart, Sohns des Prätendenten, Ueberfahrt und Landung in Schottland, im Jahre 1745, Antheil. Er lieh dem Prinzen damals gegen 300,000 Livres zu ſeiner Ausrüſtung; erhielt aber von dieſem Gelde nachdem nicht das mindeſte wieder.

Herr von Voltairs **Pfarrer,** Herrn **Hugonet,** haben wir auch kennen lernen. Er wohnt im Dorfe Ferney bey der Kirche. Es iſt die Pfarrkirche, die Voltaire ſelbſt neu bauen laſſen, und zwar auf eben der Stelle, wo ſie vorher geſtanden, ohngeachtet ſie die Ausſicht vom Pallaſt hindert. Er wollte ſie auf eine andre Stelle ſetzen. Allein das Volk ſchrie, ſagte, es wäre ein geheiligter Boden, u. dgl. In

dieſer Pfarrkirche gehören etwa 800 Köpfe. Die Einkünfte des Pfarrers betragen jährlich etwa 900 Livres. Er hat den Zehnten ſelbſt mit dem Herrn um die Hälfte, das heißt ein Zwölftel vom Ganzen. In der Kirche iſt kein Heiligenbild, obſchon ſie dem heiligen Andreas gewidmet iſt. Auf dem Altare ſteht ein großes Jeſusbild wohlgearbeitet; es ſoll eine Kopie von einer antiken Bildſäule eines römiſchen Konſuls ſeyn. Sie iſt von Holz, obgleich man ſie für Bronz halten ſollte, weil ſie ſehr ſtark vergoldet iſt. Sonſt ſind hier die gewöhnlichen Chorbücher, Miſſale romanum, Epitome Gradualis Romani, Antiphonarium Romanum. Die Kirche iſt klein. Wenn Herr von Voltaire hinkommt, ſetzt er ſich in die Kapelle bey der kleinen Thür, fällt dann auf die Knie ꝛc., und verrichtet ſeinen Gottesdienſt wie die andern. Seit drittehalb Jahren iſt Voltaire nicht in der Kirche geweſen. Vor etwa vier Jahren iſt er zur Beichte gegangen, und hat auf römiſche Weiſe bey einem Kapuzinermönche gebeichtet. Denn der Pfarrer, Herr Gros, Herrn Hugonets Vorfahr, hat ihn nicht abſolviren wollen, ehe er nicht einen Widerruf aller ſeiner Irrthümer und gottloſen Bücher im öffentlichen Druck herausgegeben, und das zufolge der Befehle und Anweiſungen des Biſchofs von Genf, der zu

Annecy wohnt. Der Kapuziner hat ihn darauf in Herrn Du Reys, Adams und Vannieres Gegenwart gegen die ſonſtige Gewohnheit bey der Ohrenbeichte abſolvirt. Voltaire hat ſich ſelbſt angeklagt, und bekannt, daß er oft aus Ehrſucht geſündigt, ſeine Dienſtleute zu hart behandelt, ſich oft über elende Schriftſteller geärgert, oft ihre Bücher auf den Boden geworfen, **verbotne Bücher geleſen habe,** wiewohl dieß geſchehen ſey, um ſich im Glauben zu ſtärken, und gegen ſie zu ſchreiben, u. ſ. w. Hierüber hat er ein Zeugniß von Mönchen genommen; und dann hat ihm der Pfarrer, und zwar in Gegenwart eines öffentlichen Notarius, das Abendmahl gereicht. Als er die Hoſtie im Munde gehabt, hat er zum Notarius geſagt: „**Schreiben Sie, daß ich jezt mit meinem Gott im Munde allen Geiſtlichen vergebe, die mich wegen meiner Religion gequält haben.**“ Der Notarius hat 12 Exemplare von dieſem Procès-Verbal gemacht, von denen er eins dem Biſchofe von Annecy, eins dem Erzbiſchofe zu Paris, u. ſ. w. zugeſandt.

Voltaire iſt eben ziemlich krank geweſen, als dieß geſchehen. Sonſt ſagt man, daß er ſich nicht ſehr vor dem Tode fürchtet; daß er ſchon ſein Teſtament herzhaft gemacht hat. Andre aber ſagen grade das Gegentheil,

ihm ſey vor dem Tode ſehr bange, und eben darum rede er ſo viel davon, um ſich an den Gedanken zu gewöhnen.

Wir fanden ihn jetzt ſehr abgefallen, ſeitdem wir vor drey Jahren hier geweſen. Die ſchwarzen ſcharfen Augen ſind tiefer in den Kopf eingekrochen. Doch hat er noch Stärke genug, eben ſo geſchwind ſchöne Verſe zu machen, als ein andrer Proſa ſchreibt. Er diktirt ſechszig **Verſe** mit vieler Leichtigkeit auf einmal. Voriges Jahr hat er das Trauerſpiel **Minos** in Zeit von **acht Tagen** gemacht, ohnerachtet es 5 Akten hat. Er hat es Herrn Du Rey diktirt, und nachher ſelbſt ausgebeſſert. Es hat aber in Paris nicht ſolch Glück gemacht, als die Produkte ſeiner Jugend.

Herr von Voltaire hält jetzt eine **ſtrenge Lebensordnung. Zu Mittage iſt er gar nicht.** Des Abends iſt er zwiſchen 9 und 10 Uhr, wenig und langſam. Um 11 oder 12 Uhr legt er ſich zu Bette, ſchläft etwa 4 bis 5 Stunden, bringt aber doch gemeiniglich ſechszehn, auch wohl darüber bis achtzehn Stunden täglich im Bette zu. Er ſchreibt im Bette, ſelbſt des Nachts, wenn er nicht ſchlafen kann. Er hat ein champs tourné mit drey Wachslichtern hinter ſich neben dem Kopfküſſen. Zuweilen ſteht er auch um 7 oder 8 Uhr

auf. Iſt etwas, das in ſeinem Kopfe gährt und kocht, ſo kann er nicht ſchlafen, und ſieht dann wie eine Leiche aus, der nur das Begräbniß fehlt. Er ſieht außerdem nicht ſehr wohl aus. Er reiſete wohl nach Paris, wohin ihn ſo viele gebeten haben; und wie wohl würde nicht dieſer Held auf der pariſiſchen Schaubühne aufgenommen werden? und wie ſchmeichelhaft würde ihm das nicht ſeyn? Allein, er fürchtet ſeine Diät zu unterbrechen. Viele tauſend Menſchen würden ihn ſehen und beſuchen wollen. Außerdem wohnt er hier zu Ferney überaus gut.

Das Schloß iſt ſehr wohl meublirt. Es ſind Gemälde von großen Meiſtern da; eine Venus von **Paolo Veroneſe**, der unter dieſer Geſtalt ſeine eigne Geliebte gemahlt hat; eine Flora von **Guido Reni**. Dieſe beyden Gemälde wurden von dem verſtorbenen Herzoge von **Orleans** gekauft, der an nackten Bildern Geſchmack fand. Auch ſind zwey Tafeln von Albani hier; eine ſtellt den Putztiſch der Venus, die andre die eingeſchlafenen Liebesgötter vor. Außerdem ſind noch viele Bildniſſe da. In Frau Denys Zimmer iſt das Bildniß der **Kaiſerinn von Rußland**, in einem groſſen **Medaillon**, in Seide gewirkt. Es ſteht darinn eingewebt: Fait par de la Salle; ganz

unten: preſenté à Mr. de Voltaire par l'Auteur. Es iſt von Lion. Hier iſt auch Voltairs Bildſäule ſelbſt in Marmor, dergleichen faſt in allen Zimmern auf dem Schloſſe ſind, groß und klein; ſo auch Bildniſſe von ihm in Gips; nächſtdem Gemälde von ſeiner Familie; auch der Frau von **Pompadour** Bildniß, von ihr ſelbſt gemahlt und dem Hrn. von Voltaire geſchenkt.

Im Saale, wo er Fremde empfängt, iſt das Bildniß der Marquiſe von **Chatelet.** Man ſagt, Hr. von Voltaire ſey ihr **Liebhaber** geweſen, und ihr Sohn, der Generallieutenant, **Marquis de Chatelet**, der ſich in Paris aufhält, **gehöre Hrn. von Voltaire ſo viel zu als ihr.** Gewiß iſts, daß ſie vertraute Freunde ſind. Im ſelbigen Saale ſind ſchöne Kupferſtiche von **Newton, Locke** u. ſ. w.

Der Garten iſt ſehr ſchön und groß. Er faßt mit dem Park einen großen Platz ein. Dieſer hat eine anſehnliche Waldung von Eichen, Linden und Espen, die man auf 300,000 franzöſiſche **Livres** ſchätzt. Vom Garten gehen ſchöne und lange Alleen nach dem Park herunter. Die Ausſichten ſind hier ſehr ſchön. Hier ſind Lauben und immer grüne Hecken, dort iſt ein grüner Raſen, von Lauben umgeben, in der Mitte eine große alte und dick be-

laubte Linde, die mit ihren Zweigen die Laube bedeckt. Man nennt dieß des Herrn von Voltaire Kabinett. Es iſt ſeine Freyſtatt, wo er arbeitet, und niemand zu ihm kommen darf. Hier ſetzt er ſich auf eine Bank und ſchöpft hier ſeine dichteriſchen Erfindungen. Nahe dabey iſt ein Haus für Seidenwürmer, die er zu ſeinem Zeitvertreibe ausbrüten läßt. Er hat ſeidne Strümpfe davon getragen. Hier iſt auch ein Gewitterableiter mit ſeiner Kette, die in einen Brunnen hinuntergeht, der ehemals dem Dorfe gehörte und ſchönes Waſſer hatte. Jetzt aber iſt er faſt vertrocknet, und was noch übrig geblieben, iſt trübe, unrein und ſtinkend; die Zweige an den daneben ſtehenden Bäumen ſind auch ausgegangen. Man ſchreibt dieß alles dem Ableiter zu, ohnerachtet es nur zwey Jahre ſind, daß Hr. de Saußure ihn angelegt hat.

Nahe bey der Wohnung der Seidenwürmer iſt ein Acker, den man le Champ de Mr. Voltaire nennt. Er bauet, wie der Kaiſer von China mit eignen Händen. Außerdem ſind hier ſchöne Irrgarten, ein großer Teich, Erdabſätze mit Blumen, Weinberge mit vortrefflichen Trauben, Küchen- und Fruchtgärten ꝛc. Das Ganze macht eine reizende Lage. Man ſieht den mit Eis bedeckten Montblanc ꝛc.

Neben dem Schloſſe ſelbſt iſt ein Badehaus, das Hr. von Voltaire bauen laſſen, ſeitdem wir hier geweſen. Es iſt ein kleines Haus von Marmor mit verzinntem Blech bedeckt. Es hat eine marmorne Wanne. Das Waſſer wird ſehr bequem außer dem Badezimmer gewärmt. Hr. von Voltaire hat dieß Bad in den beyden letzten Jahren gebraucht, aber gemerkt, daß es ihn ſchwächte und es daher unterlaſſen.

Neben dem Badehauſe iſt ein länglichtes, hölzernes Gitter, und darin ein Reh, das Hr. von Voltaire ſeit einem halben Jahre hat. Er beluſtigt ſich viel damit, es iſt auch ſo ſchön und artig, als eine arabiſche Gazelle. Sie werden verzeihen, daß ich ſolche Kleinigkeiten anführe. Von großen Männern erfährt man auch kleine Umſtände gern.

Voltaire iſt ein außerordentlicher Mann, hat beydes Gutes und Böſes geſtiftet. Wäre ſein Herz ſo gut, wie ſein **Verſtand**, ſo würde er noch mehr ein Wunder unſrer Zeit geweſen ſeyn. Ein Frauenzimmer antwortete ihm artig, als er ſie mon coeur — **mein Herz**, nannte: ich **wünſchte lieber**, ſagte ſie, daß Sie mon eſprit — **mein Verſtand** — ſagten.

Doch ich komme wieder auf die hiſtoriſche Beſchreibung von Voltaire. Seine Küche iſt ſehr groß und wohlgeordnet, und ſein Tiſch

gut. Kargheit merkt man nirgends bey ihm. Seit mehrern Jahren nimmt er auch für ſeine Bücher kein Honorar mehr. Der Buchhändler Cramer in Genf bekommt alles umſonſt von ihm. Dieſer iſt durch den häufigen Abſatz reich geworden. Er überläßt Hrn. von Votaire bloß ſo viele Abdrücke, als er verlangt. Hr. von Voltaire hat auch mehr als er bedarf. Er antwortete einſt jemanden, der ihn fragte, wie große Einkünfte er jährlich habe: „ſo viele tauſend Livres, als verbotne Sätze in Quesnells neuem Teſtamente ſind;“ das heißt 101. Allein man glaubt, er habe jährlich wohl 150,000 Livres Renten. Außer Ferney und Tournay beſitzt er auch das Schloß Pregny, drey Viertelſtunden von hier; beſitzt auch den größten Theil in Chambaiſy, hat auch bey mehrern Fürſten Gelder ſtehen. — Sein Sekretair, Hr. Vanniere, iſt nun im 16ten Jahre bey ihm. Er wohnt mit ſeiner Frau grade unter Hrn. von Voltairs Zimmern. Will er ihn herauf haben, ſo ſtampft er nur mit dem Fuße. Voltaire ſchreibt zuerſt alles ſelbſt, und läßt es dann abſchreiben. Seine Briefe aber diktirt er dem Hrn. Vaniere und unterſchreibt ſie dann.

Er führt einen unglaublich ſtarken Briefwechſel. Täglich bekommt er große Packen

Briefe. Er hält wenig von den Genfer Bürgern. Er ſchien es mit allen drey Partheyen, den Repréſentans, Négatifs und Natifs zu halten, und würde von allen gehaßt. Als ein Medailleur aus Deutſchland ſein Bildniß mit der Inſchrift ſtach, die ihm Hr. de la Condamine aus der Henriade gegeben hatte: Il ôte aux Nations le bandeau de l'erreur, und die Balancierſtange in Genf dazu geliehen bekam, um ſeine Münze abzudrucken, verboten ihm die Genfer, ſobald ſie dieſen Vers darauf ſahen, mit dem Abdruck fortzufahren, und befahlen dem Medailleur, innerhalb 24 Stunden aus dem Gebiete von Genf zu weichen. — Hr. von Voltaire zieht auch keinen Vortheil von allen Uhrfabriken hier auf Ferney, deren etwa 60 ſind. Er nimmt bloß eine leidliche Hausmiethe. Die Fabrikanten haben hier den Vorzug, daß ſie auf franzöſiſchem Boden wohnen, und alſo ihre Uhren in Paris, und überall in Frankreich verkauft werden können; die Genfer hingegen Kontrebande ſind.

Hr. von Voltaire thut itzt im Alter wohl. Er nimmt ſich der Unglücklichen mit der Feder und mit thätiger Beyhülfe an, wie ganz neulich des Hrn. Morangies wegen der falſchen Zettel.

Viele ſagen, Corneille's Nichte, die Hrn.

du Puit, der nicht weit von hier wohnt, geheirathet hat, ſey ganz in der Stille, **Voltairs Tochter.** Es iſt bekannt, daß Voltaire ihr ſeine Noten und Kritiken über Corneille's **Werke** ihr zum Brautſchatze mitgab, worüber viele den Einfall hatten: Mr. de Voltaire a marié la nièce de Corneille aux dépens de ſon Oncle. — Hr. von Voltaire hat die Nichte von Corneille auf Koſten ihres Onkels verheirathet. — Hrn. von Voltairs Büſte iſt nun fertig und in der franzöſiſchen Akademie aufgeſtellt. Voltaire iſt eiferſüchtig, daß Rouſſeau das Scherflein der Wittwe mit beygetragen. Der König von Preußen ſoll zwölf Louisd'or gegeben haben.

Herrn von Voltairs Bibliothek darf ich nicht vergeſſen. Sie iſt ſehr ſchön und ausgeſucht. Er hat Calmets Werk über die Bibel, worin ich verſchiedne, die Neugier reizende, Anmerkungen ſah, von Voltaire eigenhändig geſchrieben, und zwiſchen die Blätter gelegt. Hier fand ich abermals, was ich in allen ſeinen Büchern geſehen, daß er allezeit die Schwierigkeiten angiebt, ohne ein Wort von deren Aufiöſung und Beantwortung zu ſagen, die im Calmet dabey ſteht. Dieß iſt nicht redlich. Er beſitzt faſt alle italieniſchen Dichter. Von den franzöſiſchen ſchätzt er am meiſten Racine

Er hat Bücher in allen Wiſſenſchaften, und Wörterbücher von allen bekannten Sprachen. Seine meiſten Bücher ſind in Oktav. In der Bibliothek hat er auch einen ausgeſtopften Tiger, der ſo wild und böſe ausſieht, als lebte er und wollte beißen.

Der alte Kammerdiener la Vigne, der alle Beſuche bey Voltaire einführt, iſt ſchon gegen 20 Jahre bey ihm.

Herr du Rey iſt ein großer Verehrer von Rouſſeau. Er hatte über das Bildniß deſſelben, das hier zu Ferney unter einem Krucifix über den Tiſch gehängt war, folgendes Diſtichon geſchrieben:

> Ante meos oculos pendet Tua, Rufe, tabella;
> Pendentis colitur ſic mihi forma Dei.

(Vor meinen Augen hängt, o Rouſſeau, dein Bildniß, das ich wie das Bildniß des — am Kreuze — hangenden Gottes verehre.)

Aber Hr. von Voltaire kommt in ſeiner Abweſenheit hrrauf, ſieht die Verſe, ſtreicht gleich den letzten aus, und ſchreibt einen andern hin, woraus dieß Diſtichon wird:

> Ante meos oculos pendet Tua, Rufe, tabella;
> Sed cur non pendet vera figura viri?

(Vor meinen Augen hängt, o Rouſſeau, dein Bildniß; Warum iſt aber der Mann nicht ſelbſt leibhaftig gehangen?)

Voltaire ſchont Rouſſeau niemals, wenn er an ihn geräth; eben ſo wenig Hrn. Freron und andre, die ſich unterſtanden, anders zu denken als er. Einſt erzählte jemand Hrn. Voltaire, Lukrez ſchreibe, wenn man auf eine Schlange speye, ſo verliere ſie ihr Gift. Hum! ſagt Voltaire, das kann nicht wahr ſeyn; geht aber in ſein Kabinett, ſchlägt im Lukrez nach, und findet die Stelle. Gleich nimmt er die Feder und ſchreibt in ſein Sottiſier: Lukrez ſchreibt, wenn man auf eine Schlange ſpeye, verliere ſie ihr Gift. Man verſuche auf Freron zu ſpeyen, und ſehe, obs zutrifft.

Sottiſier nennt er ſein Taſchenbuch, worin er Verſe, Einfälle, Sottiſen und dergleichen Gedanken, wie ſie ihm einfallen, einſchreibt. Auf italieniſch heißen dergleichen Bücher Taccuino, auch Zibaldone. Mir deucht, daß Voltaire großes Recht hat, das ſeinige Sottiſier zu nennen. Denominatio fit a potiori. Die Sache konnte nicht anders als mit einem neuen Worte benannt werden. Ein ſo außerordentlicher Schriftſteller hat dieß Recht. Ein Prieſter bey uns hielt ſich zur alten Welt. Er nannte ein ſolches Alkoran.

Hier ſollte ich Ihnen zwar eine Menge von Hrn. v. Voltairs Verſen, Epigrammen, Einfällen ꝛc. ſchreiben; allein ſie können kaum geſagt

und verfertigt werden, ſo ſind ſie auch ſchon gedruckt. Er hat unter andern ein ſchönes Quatrain auf das Bildniß der Gräfin du Barry gemacht, die ihm mit Hrn. de la Borde zwey Küſſe von Verſailles ſchickte.

Ein Quatrain auf die Herzogin von Würtemberg muß ich Ihnen indeß doch mittheilen. Sie ſaß neben Hrn. von Voltaire am Tiſche, als ſie neulich bey ihm zu Abend ſpeiſte. Hr. von Voltaire nannte die Prinzeſſin allezeit, Vôtre Alteſſe — **Euer Hoheit.** — Allein die Herzogin ſagte endlich zu ihm: Tu es mon Papa; je ſuis ta fille, et je veux être appellée ta fille: — **Du biſt mein Papa, ich bin deine Tochter, und ich will deine Tochter heiſſen.** — Voltaire nahm ſeinen Bleyſtift aus der Taſche, verlangte eine Karte, und ſchrieb darauf:

Ah! le beau titre que voila!
Vous me donnez la première des places;
Quelle famille j'aurois là!
Je ſerois le Père des Graces.

(Ach, welch ein ſchöner Titel! Sie geben mir den erſten unter allen Plätzen. Welche Familie hätte ich dann! Ich wäre der Vater der Grazien.)

Er gab die Karte der Prinzeſſin, die ihn

dafür umarmte und küßte. Hr. von Voltaire iſt der feinſte Schmeichler der Großen. Niemand ſchien den Herzog von Choiſeul ſo ſehr zu ſchützen, als er, und nie fehlten Verſe und Lobgedichte. Der Herzog begünſtigte ihn auch ungemein. Allein mit ſeinem Fall fiel auch Voltairs Hochachtung. Dieß wußte der Herzog wohl. Als ein neues Haus auf Chanteloux gebauet war, und man ihn fragte, was für einen **Wetterhahn** man aufs Dach ſetzen ſollte, ſo ſagte der Herzog, „ſetzt einen **Voltaire** hin!“ Dieß geſchah auch; und die Geſtalt ſoll dem Original ſehr treffend, ſogar darin gleichen, daß ſie ſich nach jedem Winde dreht.

Ob Voltaire im Herzen einen **wahren Freund** hat, und ob jemand Voltairen von Herzen gut ſey, daran zweifeln viele. Ich habe bey Seneka geleſen: Ama, ut ameris — liebe, damit du geliebt werdeſt. — Viele haben mir geſagt, er habe keinen aufrichtigen Freund. Voltaire hat ſich reich an Geld und arm an Freunden gemacht. Juvenal ſcheint ihn in der 12ten Satyre am Ende gemahlt zu haben:

Vivat Pacuvius, quaeſo, vel Neſtora totum!
Poſſideat, quantum rapuit Nero; montibus aurum
Exaequet; nec amet quemquam, nec ametur ab
ullo.

(Pakuvius lebe auch das Zeitalter eines Neſtors. Er beſitze der Schätze ſo viele, als Nero. Er häufe wie Berge das Gold: — Keinen wird er; Keiner wird ihn lieben.)

Hat Voltaire indeß keine Freunde, ſo hat er doch deſto mehrere Anhänger gewonnen, ſogar ſolche, die bey dem allen ſeinen moraliſchen Karakter zu verachten wiſſen. Viel Gutes hat er gethan, indem er den Aberglauben ſo ſtandhaft beſtritten, der wirklich durch ſeine Schriften ſehr viel eingebüßt hat. Dafür haben ihn viele unbillig als einen Atheiſten verſchrien, weil ihr eigner Vortheil zu viel darunter litt, wenn man das Fegefeuer, die Transſubſtantiation u. d. gl. nicht mehr glaubte, und ſie doch nicht reinaus ſagen durften und wollten, warum ſie Voltairen haßten. Vom Atheiſten iſt er ſehr weit entfernt. Vielmehr iſt er der von allen Erdichtungen, Aberglauben, Verfolgung und Zwang gereinigten chriſtlichen Religion geneigt. Vor drey Jahren überſchickte ich Ihnen ſeine Schrift: Hiſtoire abregée des religions du Monde. Daraus, und nach denen, die täglich mit ihm umgehen, kann man ihn beurtheilen. Von dieſem Buche kann ich, ſo viel ich auch nachgeſpürt habe, nicht ein einziges Exemplar mehr auftreiben. Es iſt glaublich, daß ſeine ſogenannten Freun-

de, oder richtiger Feinde einer unchriſtlichen Religion, die Abdrücke eingezogen und vernichtet haben. Denn, wenn Hr. von Voltaire dergleichen gute Sachen ſchreibt, ſo ſagen ſie, er ſey im Kopfe verrückt; wie, da er beichtete, und das Abendmahl nahm, ſie ſagten, es ſey in Schwachheit und Raſerey in hitzigem Fieber geweſen. Haben Sie die auf Voltairs Bildſäule entworfene Inſchrift geſehen, die in deutſchen Zeitungen geſtanden? Sie fängt an: En dignum lapide Voltairium! und endigt ſich: quem Senatus populusque *Phyſico-Atheus* aere collato Statua decoravit. Es iſt ausgemacht, daß die **Voltairianer**, oder ſogenannten à la Voltaire **weiter gehen**, als er ſelbſt. So ſind alle Sekten ärger geworden, als ihre Stifter waren.

Herrn von Voltairs **neue Rechtſchreibung** im Franzöſiſchen iſt nicht allgemein angenommen; nur ſeine Anhänger ſind ihr getreu, die alles was er ſagt, und noch mehr dazu glauben, daß er nicht geſagt hat. Voltaire iſt auch der erſte, der Ferney ſchreibt; vorher ſchrieb man den Ort Fernex.

Haben Sie einen Kupferſtich le Lever du Philoſophe de Ferney geſehen? Er iſt vom Hrn. Hubert. Voltaire ſieht ſich ſehr gleich darin. Er iſt in der Stellung, wie er die Hoſen anzieht.

In Bern iſt Hr. von Voltaire nicht beliebt. Die Regierung ſieht wohl ein, wie ſchädlich es einem Staate iſt, Gotteslåſterungen zu dulden, die auf die Auflöſung aller Bande der bürgerlichen Geſellſchaft abzielen, und unfehlbar den Verfall der guten Sitten mit ſich führen. Der Amtsſchultheiß in Bern, Hr. von Erlach, beſitzt eine ſatyriſche Zeichnung auf Hrn. von Voltaire. Sie ſtellt denſelben in der Geſtalt eines büßenden und beichtenden Sünders vor. Hinter ihm kommt der Pegaſus mit Flügeln und Eſelsohren. Alles, was dieſer von ſich gehen läßt, ſammlet der Buchdrucker **Cramer** hinterwärts ſorgfältig auf, um ſich durch dieſen fetten Dünger zu bereichern. Unter der Zeichnung ſteht folgende Inſchrift aus dem Horaz:

— — — Pulcra *Laverna!*
Da mihi fallere, da juſtum ſanctumque videri.

Voltaire und **Haller** ſtanden ſich als Nachbarn nicht ſehr freundſchaftlich. Die Karaktere waren zu verſchieden. **Voltaire** fürchtet **Haller** und ſeine gründliche Gelehrſamkeit eben ſo ſehr, als ihn vor **Pirons** Einfällen in Paris bange war, deswegen er ſeiner Geſellſchaft aus dem Wege gieng. Folgende **Briefe** werden die Denkungsart beyder Männer karakte-

riſiren. Die Sache iſt die, daß Hr. von Voltaire 1759 einen Brief an Hrn. Haller, damals Landvogt in Aigle und Direktor der Salzwerke ſchrieb, der ſo lautete:

„Beygehend, mein Herr, erfolgt ein kleines Certificat, das Ihnen den Graſſet näher kennen lernen wird, für den man Sie um Ihre Protektion erſucht. Dieſer Elende hat zu Lauſanne eine abſcheuliche Schrift wider die guten Sitten, wider die Religion, wider die Eintracht unter Privatperſonen und wider die öffentliche Ordnung herausgegeben. Ein Mann von Ihrer Rechtſchaffenheit und Ihren groſſen Talenten wird einem Böſewichte eine Protektion nicht verleihen, die für gute Menſchen eine Ehre iſt. Ich hoffe auf Ihre Gefälligkeit, wie auf Ihre Billigkeit rechnen zu können. Verzeihen Sie dieſen kleinen Papierzettel, der nicht nach deutſcher Manier, aber der Freyheit eines Franzoſen erlaubt iſt, der Sie ſchätzt, und mehr verehrt, als irgend ein Deutſcher. Ein gewiſſer Verleche, oder Lerveche, vormaliger Lehrer des Hrn. Conſtant, iſt der Verfaſſer einer Schmähſchrift über den verſtorbnen Saurin. Er iſt Prediger in einem Dorfe, ich weiß nicht wo, bey Lauſanne. Er hat mir zwey bis drey anonymiſche Briefe unter Ihrem Namen geſchrieben. Alle dieſe Leute

ſind Elende, die nicht werth ſind, daß ein Mann von Ihren Verdienſten einmal um Ihren Schutz erſucht werde. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Ihnen die Hochachtung und ehrerbietige Ergebenheit zu erkennen zu geben, mit der ich nie aufhören werde zu ſeyn

Ihr

Tournay,
im Lande Gex, über Genf,
den 13. Febr. 1759.

unterthäniger und gehorſamſter Diener,
Voltaire.
Ordentlicher Kammerherr des Königs, Graf v. Tournay.

Mit dem erwähnten Certificat wollte Voltaire beweiſen, daß Graſſet, der gegenwärtig ein reicher Buchhändler zu Lauſanne iſt, in ſeiner Jugend bey ſeinem Hausherrn gemauſet hätte.

Antwort Hallers auf vorſtehenden Brief.

„Der Brief, womit Sie mich, mein Herr, beehrt haben, hat bey mir wahres Bedauern veranlaßt. Wie? Ich bewundre einen reichen, unabhängigen Mann, der ſich die beſten Geſellſchaften wählen kann, dem die Könige eben ſo ſehr Beyfall geben als das Publikum, der der Unſterblichkeit ſeines Namens ge-

wiß iſt; und muß ſehen, daß eben der Mann ſeine eigne Ruhe ſtöhrt, um zu beweiſen, daß der und der geſtohlen hat, und ein andrer nicht überzeugt iſt, daß ers gethan hat.

Die Vorſicht muß wohl für alle Sterbliche eine gleiche Waagſchale halten. Sie hat Sie mit Gütern, mit Ruhme überhäuft. Allein Sie mußten Widrigkeiten erfahren. Sie hat das Gleichgewicht dadurch getroffen, daß ſie Sie empfindlich ſchuf. Die Perſonen, über die Sie ſich beſchweren, würden ſehr wenig einbüßen, wenn ſie, nach Ihrem Ausdrucke, die Protektion eines Mannes nicht bekämen, der in einem Winkel der Welt verborgen lebt, und ſich freut, keinen Einfluß und keine Verbindungen zu beſitzen. Hier haben allein die Geſetze das Recht, den Einwohner und Unterthan zu beſchützen. Hr. Graſſet iſt bey meinem Buchhändler Buchhalter. Den Hrn. Lereche habe ich bey einem Exilirten geſehen, den ich einigemal beſucht habe, und der bey dieſem Prediger die letzten Stunden zugebracht hat. Wenn einer von dieſen beyden meinen Namen unter anonymiſche Briefe geſetzt, wenn er hat vorgeben wollen, daß unſre Verhältniſſe genauer wären, ſo hat er gegen mich unrecht gehandelt, wie Sie freundſchaftlich einſehen werden. Hätten die Wünſche Wirkkraft, ſo

würde ich die Wohlthaten des Schickſals vermehren. Ich würde Ihnen Ruhe verleihen, die vor dem Genie flieht; eine Ruhe, die viel für die Geſellſchaft, und noch mehr für uns ſelbſt werth iſt. Dann würde der berühmteſte Mann von Europa auch zugleich der glücklichſte ſeyn.

Ich bin mit der vollkommenſten Bewunderung

Ihr

Roche, unterthäniger
den 17ten Febr. und gehorſamſter Diener,
1759. Haller.

Noch einige andre Anekdoten und Partikularien über Voltaire.

Als die Marquiſe von Chatelet zu Luneville geſtorben war, erſuchte der König von Preuſſen bekanntlich Voltaire, zu ihm nach Berlin zu kommen. „Ich bin jetzt, ſchrieb der philoſophiſche Monarch, nach dem Tode Ihrer Freundin ihr älteſter Freund, der das mehrſte Recht auf Ihre Geſellſchaft hat.“ Wer konnte, führt Voltaire darüber an, den Bitten eines ſolchen Königs widerſtehen? „Im Grunde aber liebte

Voltaire zu ſehr ſeine Freyheit, und machte ſich ſo viele Bedenklichkeiten, daß er unter allerley Vorwänden dem Königl. Erſuche auszuweichen ſuchte. Das **rauhe Klima** zu Berlin, ſchrieb er unter andern, würde ſeiner Geſundheit nachtheilig ſeyn. Um dieſe Beſorgniß zu widerlegen, wurden ihm zwey **Melonen** zugeſchickt, die im Monate Junius in dem Garten zu **Potsdam** gereift waren. Man verſprach ihm 16000 **Livres Reiſegeld**. Voltaire bedachte ſich aber noch immer. Ein kleiner Umſtand, eine kleine Beleidigung ſeiner Ehrliebe entſchied endlich. Ein junger franzöſiſcher Dichter Namens **d'Arnaud** hatte an Friedrich eine poetiſche Epiſtel geſchrieben. Friedrich äußerte darüber, daß **Arnaud in der Morgenröthe ſeines Ruhms, Voltaire im Untergehen** ſey. Voltaire erfuhr dieſes Urtheil. „**Morgenröthe von Arnaud**, rief er mit ergrimmter Ehrliebe aus, indem er im Hemde aus dem Bette ſprang: — **Voltaire im Untergehen! Friedrich kann über Regierungsſachen urtheilen, aber nicht über mich. Ja! ich will gehen, ich will zeigen, daß ich noch nicht untergehe.**

Die heftige Schrift wider **Maupertuis**, die **Akakia**, war nachher die Urſache ſeiner gänzlichen Entzweyung mit Friedrich. Dieſer

ließ alle Exemplare verbrennen. Voltaire beſuchte ihn, und wie er aus dem Zimmer heraus war, ſagte er zu ſeinem Bedienten: „Nimm mir dieſe unwürdige Zeichen der Sklaverey ab — und hieng den Kammerherrnſchlüſſel und den Orden an die Thüre des Königs.“

Dieſer ſchickte ſie ihm bald darauf wieder. Voltaire ſtellte ſich aufs neue ein, und ſagte mit der Akakia in der Hand: „Sehen Sie da, Sire, das unglückliche Buch, das mich um Ihre Freundſchaft gebracht hat;“ eilte darauf zum Kamine und wollte es verbrennen; Friedrich reißt es aus dem Feuer, verbrennt ſeine Manſchetten, und die beyden Philoſophen lachen am Ende, und umarmen ſich.

Als Voltaire ſich ſchon lange zu Ferney aufgehalten hatte, überſchickte ihm **Friedrich** ſeine Statue aus ſchönem Porzellain verfertigt, mit der Aufſchrift: Viro immortali — **dem unſterblichen Manne** — Voltaire antwortete darauf: „**Sire, Sie haben mir ein Gut in ihrem Gebiet geſchenkt.**“ Wie einige Zeit nachher, Reiſende, Voltairen über jene Unterſchrift Komplimente machten, ſo ſagte er: „**Und das iſt grade die Unterſchrift deſſen, der ſie mir geſchickt hat.**“

Die **Kaiſerin von Rußland** ſchickte einige

Jahre nach ihrer Thronbeſteigung den Fürſten Koſtlowski, und den Gardeofficier Presboſenski nach Ferney. Dieſe überbrachten Voltairen unter andern koſtbare Pelzwerke, ihr Portrait, zwanzig große Diamanten, und eine elfenbeinerne Doſe, die die Kaiſerin ſelbſt verfertigt hatte. Dieſes letztre Geſchenk erwiederte Voltaire mit einem Armbande, das er ſelbſt ſtrickte. — Katharina II. kaufte nach ſeinem Tode ſeine Bibliothek, für 150,000 Livres. — Die Addreſſe auf dem deßfalſigen Briefe war folgende: „An Madame Denys, Nichte eines großen Mannes, der mich etwas lieb hatte.“

Im Jahre 1777 beſuchte der verſtorbne Kaiſer Joſeph II. auf ſeiner Reiſe durch die Schweiz, Haller; aber Voltaire nicht. Er fuhr nahe bey Ferney vorbey; ſeine Begleiter machten ihn auf den daſigen Philoſophen aufmerkſam; allein der Kaiſer befahl weiter zu fahren. Die Rückſicht auf die Geſinnungen ſeiner Mutter Maria Thereſia, hielten ihn wahrſcheinlich am mehrſten von dem Beſuche ab.

Erſter Brief, den der Kronprinz, nachmaliger König von Preußen, Friedrich der Große, an Voltaire ſchrieb.

Rheinsberg, den 8ten Auguſt 1736.

Obgleich ich nicht das Vergnügen habe, Sie perſönlich zu kennen, ſo ſind Sie mir doch nicht weniger durch Ihre Werke bekannt. Dieß ſind Geiſtesſchätze, wenn man ſich ſo ausdrükken kann, Schriften mit ſo vielem Geſchmacke bearbeitet, daß ihre Schönheiten jedesmal neu ſcheinen, wenn man ſie wieder lieſt. Ich glaube darin den Karakter ihres ſinnreichen Verfaſſers angetroffen zu haben, der die Ehre unſers Jahrhunderts und des menſchlichen Geiſtes iſt.

Die großen Männer der neuern Zeit werden es Ihnen einſt, und zwar Ihnen allein zu verdanken haben, wenn, falls der Streit, ob Sie oder die Alten den Vorzug verdienen, wieder aufleben ſollte, Sie der Wagſchaale auf ihre Seite den Ausſchlag geben.

Mit dem Talente eines treflichen Dichters, verbinden Sie eine Menge andrer Kenntniſſe, die freylich mit der Poeſie in einiger Verwandtſchaft ſtehen, die aber Ihre Feder allein erſt derſelben zugeeignet hat. Noch nie brachte ein Dichter metaphyſiſche Gedanken in Verſe; die Ehre davon war Ihnen zuerſt vorbehalten.

Eben der Geſchmack und die Liebe für die Philoſophie, die Sie in Ihren Schriften zeigen, bewegt mich jetzt, Ihnen die Ueberſetzung zuzuſchicken, die ich von der Anklage und Rechtfertigung des Herrn **Wolfs**, des berühmteſten Philoſophen unſrer Zeit, habe machen laſſen, der zuerſt über die dunkelſten Gegenſtände der Methaphyſik Licht verbreitet, klar und beſtimmt darüber geſchrieben hat, — und deswegen der **Irreligion** und des **Atheismus** ſchrecklich beſchuldigt wird.

So iſt das Schickſal großer Männer! Ihr übertreffendes Genie ſetzt ſie ſtets den giftigen Pfeilen des Neides und der Verläumdung aus.

Ich bin jetzt im Begriff, die Abhandlung eben dieſes Verfaſſers über **Gott, die Seele, und die Welt**, überſetzen zu laſſen. Ich werde ſie Ihnen ſchicken, ſobald ſie gedruckt iſt. Ich bin überzeugt, daß die Stärke der Evidenz Ihnen in allen ſeinen Darſtellungen auffallen wird, die geometriſch auf einander folgen, und wie die Ringe einer Kette mit einander verbunden ſind.

Die Güte und Unterſtützung, die Sie allen denen erzeigen, die ſich den Künſten und Wiſſenſchaften widmen, laſſen mich hoffen, daß Sie mich aus der Zahl derer nicht ausſchlieſſen werden, die Sie Ihrer nähern Unterweiſung würdig

halten. Ich nenne ſo Ihren Briefwechſel, der jedem denkenden Weſen nicht anders als ſehr belehrend ſeyn kann. Ich bediene mich Ihrer Ausdrücke; und wage es, ohne Jemandes Verdienſt zu beeinträchtigen, zu behaupten, daß auf der ganzen Welt kein Menſch iſt, deſſen Lehrer ſie nicht ſeyn könnten.

Ohne einen Weihrauch zu verſchwenden, der Ihrer unwürdig wäre, kann ich Ihnen ſagen, daß ich unzählige Schönheiten in Ihren Werken finde. Ihre **Henriade** ſetzt mich in Entzücken, und triumphirt ſehr glücklich über die wenig einſichtsvollen Kritiken, die man ihr gemacht hat. Das Trauerſpiel **Cäſar** ſtellt uns trefliche Karaktere dar. Die Geſinnungen darin ſind erhaben und wahr; und man fühlt, daß **Brutus** entweder ein Römer oder ein Engländer iſt. **Alzire** verbindet mit den Reizen der Neuheit den glücklichen Kontraſt zwiſchen den Sitten der Wilden und der Europäer. Sie zeigen durch den Karakter **Gußmanns**, daß ein unrecht verſtandenes, und von einem falſchen Eifer geleitetes **Chriſtenthum**, barbariſcher und grauſamer macht, als das **Heydenthum** ſelbſt.

Lebte **Corneille**, der große Corneille, er, der die Bewundrung eines ganzen Jahrhunderts auf ſich zog, in unſern Tagen wieder auf, er

würde mit Erſtaunen, und vielleicht mit Neid ſehen, daß die Göttin des Trauerſpiels Ihnen im Uebermaaße die Gunſtbezeugungen verſchwendet, mit denen ſie bisweilen karg gegen ihn war.

Was hat man nicht alles Urſache, von dem Verfaſſer ſo vieler Meiſterwerke zu erwarten? Welche neue Wunder werden nicht aus der Feder kommen, die jüngſt ſo geiſtvoll und ſchön den **Tempel des Geſchmacks** entwarf?

Dieß veranlaßt bey mir den ſo ſehnlichen Wunſch, **alle Ihre Werke** zu beſitzen. Ich bitte, ſchicken Sie ſie mir, theilen Sie ſie mir alle ohne Ausnahme mit. Wenn unter den handſchriftlichen Aufſätzen welche ſind, die Sie bey einer nöthigen Vorſicht für dienlich halten, nicht vors Publikum kommen zu laſſen, ſo verſpreche ich, ſie im Schooße der Verſchwiegenheit aufzubewahren, und mich zu begnügen, mich allein darüber zu freuen.

Unglücklicher Weiſe iſt mir bekannt, daß die Treue der Prinzen in unſern Tagen eine wenig ehrwürdige Sache iſt. Indeß hoffe ich, daß Sie ſich nicht von allgemeinen Vorurtheilen werden einnehmen laſſen, und eine Ausnahme von der Regel zu meinem Beſten machen werden.

Ich werde mich für reicher halten, wenn

ich Ihre Werke beſitze, als wenn ich alle vergänglichen und verächtlichen Glücksgüter beſäße, die daſſelbe Ohngefähr giebt und nimmt. Ihre Werke kann man ſich durch Hülfe des Gedächtniſſes eigen machen, und ſie bleiben uns ſo lange, wie dieſes. Da ich den geringen Umfang meines Gedächtniſſes kenne, ſo bin ich lange in der Wahl der Sachen unſchlüſſig, die ich für werth halte, in daſſelbe aufzunehmen.

Wäre die Dichtkunſt noch in dem Zuſtande, worin ſie ehemals war, verſtünden nämlich die Dichter nichts weiter als langweilige Idyllen, nach gleichem Leiſten gemachte Eklogen und ungereimte Stanzen herzuſingen, oder verſtünden ſie höchſtens nur ihre Leyer auf den Ton der Lobrede zu ſtimmen, ſo würde ich auf immer der Dichkunſt entſagen. Allein, Sie veredeln dieſe Kunſt, zeigen uns neue Wege, Wege, die den Rouſſeaus unbekannt waren.

Ihre poetiſchen Werke beſitzen Vorzüge, die ſie geſchützt, und der Bewunderung und des Studiums der gebildetern Perſonen werth machen. Sie enthalten ein Syſtem von Moral; man lernt durch ſie denken, und handeln. Die Tugend wird darin mit den ſchönſten Farben gemahlt; die Idee des wahren Ruhms iſt darin beſtimmt entwickelt, und ſie flößen darin

die Neigung zu den Wiſſenſchaften auf eine ſo feine, eindringliche Art ein, daß jeder, der Ihre Werke geleſen hat, von der Begierde beſeelt wird, Ihren Fußſtapfen zu folgen. Wie oft habe ich nicht zu mir geſagt: greif eine Laſt nicht an, deren Gewicht deine Kräfte überſteigt: **Man kann Voltaire nicht nachahmen, wenn man nicht ſelbſt Voltaire iſt.** In dieſen Augenblicken habe ich gefühlt, daß die Vorzüge der Geburt zu wenigem, oder eigentlich zu nichts dienen. Es ſind Auszeichnungen, die nichts beſonderes für uns haben, die nur das Aeußere ſchmücken. Wie weit ſind ihnen nicht die Vorzüge des Geiſtes vorzuziehen!

Wie viel hat man nicht denen zu verdanken, die in den Künſten und Wiſſenſchaften Fortſchritte machen! Es iſt die Pflicht der Fürſten, ihre Mühe zu belohnen. Ach! daß der Ruhm mich nicht dazu gebraucht, Ihr Glück zu krönen! Ich befürchte allein, daß dieß an **Lorbeern wenig fruchtbare Land nicht ſo viele Lorbeern hervorbringt, als Ihre Werke verdienen.** Wenn mich das Schickſal auch nicht ſo glücklich macht, Sie ſelbſt beſitzen zu können, ſo muß ich doch wenigſtens hoffen, den einmal perſönlich ſehen zu können, den ich ſo lange in der Ferne bewundre, und Ihnen

ſelbſt die Achtung und Hochſchätzung bezeigen zu können, die man denen ſchuldig iſt, die der Fackel der Wahrheit als ihrer Führerinn folgen, und ihre Bemühungen dem allgemeinen Beſten widmen. Ich bin

Ihr

ergebenſter Freund,

Friedrich,

Kronprinz von Preußen.

Antwort Voltairs auf vorſtehendes Schreiben.

Man müßte gefühllos ſeyn, um nicht von dem Briefe unendlich gerührt zu werden, womit Ewr. Königl. Hoheit mich zu beehren gewürdigt haben. Meine Eigenliebe iſt dadurch ſehr geſchmeichelt worden. Allein die Liebe zur Menſchheit, die ich ſtets in meinem Herzen empfunden habe, und die — ich darf es ſagen — meinen Karakter ausmacht, hat mir ein noch tauſendmal ſchönres Vergnügen gewährt, da ich erſehen habe, daß in der Welt ein Prinz iſt, der als Menſch denkt, ein philoſophiſcher Prinz, der die Menſchen beglücken wird.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen ſage, daß es keinen Menſchen auf der Welt giebt, der Ihnen nicht für die Sorgfalt Dank ſchuldig iſt,

die Sie anwenden, durch die geſunde Philoſophie einen Geiſt zu bilden, der zum Herrſchen beſtimmt iſt. Glauben Sie, daß es keine andre, wirklich gute Könige gegeben hat, als die, die, wie Sie angefangen haben, ſich zu belehren, die Menſchen kennen zu lernen, die Wahrheit zu lieben, und die Verfolgung und den Aberglauben zu haſſen. Ein Prinz, der ſo denkt, kann nicht anders als das goldne Zeitalter in ſeinen Staaten hervorbringen. Warum ſuchen ſo wenige Könige dieſen Vorzug? Weil die mehrſten — Sie ſehen dieß ein, Monſeigneur — mehr an die Königswürde, als an die Menſchheit denken. Sie thun grade das Gegentheil. Seyn Sie verſichert, daß wenn einſtens das Geräuſch der Regierungsſachen und die Bosheit der Menſchen einen ſo göttlichen Karakter nicht verändern, Sie von Ihren Völkern angebetet und von der ganzen Welt geliebt ſeyn werden. Die Philoſophen, die dieſes Namens werth ſind, werden zu Ihren Staaten eilen. So wie die berühmten Künſtler haufenweiſe nach dem Lande gehen, wo ihre Kunſt am mehrſten begünſtigt wird, ſo werden die denkenden Meuſchen kommen, Ihren Thron zu umgeben.

Die berühmte Königinn **Chriſtine** verließ ihr Reich, um die Künſte aufzuſuchen. Re-

gieren Sie, Monſeigneur, und daß die Künſte Sie aufſuchen!

Möchten Sie doch nie durch die Streitigkeiten der Gelehrten einen Ekel für die Wiſſenſchaften bekommen! Sie ſehen, Monſeigneur, durch die Vorgänge, die Sie ſo gnädig ſind mir zu melden, daß ſie, wie die Hofleute ſelbſt, mehrentheils Menſchen ſind. Sie ſind bisweilen eben ſo habſüchtig, ſo ränkiſch, ſo falſch, ſo grauſam; und der ganze Unterſchied, der zwiſchen den ſchändlichen Zöglingen des Hofes und der Schule iſt, beſteht darinn, daß letztere lächerlicher ſind.

Es iſt traurig für die Menſchheit, daß die, welche ſich die Erklärer der himmliſchen Befehle, die Dollmetſcher der Gottheit nennen — mit einem Wort — die Theologen, öfters die gefährlichſten von allen, ſo verderblich für die Geſellſchaft als dunkel in ihren Vorſtellungen ſind; daß ihre Seele, je nachdem ſie von Wahrheiten leer, von Galle und Stolz aufgeblaſen iſt. Sie möchten die Welt wegen eines Trugſchluſſes in Verwirrung ſetzen, und alle Könige bewegen, durchs Schwerdt und Feuer die Ehre eines Satzes in ferio oder in barbara zu rächen.

Jeder denkende Menſch, der nicht ihre Meynung hat, iſt ein Atheiſt; und jeder Kö-

nig, der ſie nicht begünſtigt, wird verflucht werden. Sie wiſſen, Monſeigneur, daß es am beſten iſt, dieſe vorgeblichen Lehrer, dieſe wahren Feinde des Menſchengeſchlechts, ſich ſelbſt zu überlaſſen. Achtet man nicht auf ihre Worte, ſo vergehen ſie wie ein Wind in der Luft. Kommt aber das Gewicht der Regierungsmacht dazu, ſo erhält dieſer Wind eine Stärke, die bisweilen den Thron erſchüttert.

Ich ſehe, Monſeigneur, mit der Freude eines Herzens, das die Liebe zum allgemeinen Beſten beſeelt, den unendlichen Unterſchied, den Sie zwiſchen den Menſchen machen, die die Wahrheit in Frieden ſuchen, und zwiſchen denen, die wegen Worte Krieg führen wollen, die ſie nicht verſtehen. Ich ſehe, daß die **Newtons**, die **Leibnitze**, die **Bayles**, die **Lockes** — dieſe ſo erhabnen, ſo erleuchteten und ſanften Genies, die ſind, die Ihren Geiſt nähren, und daß Sie die andern vorgeblichen Nahrungsmittel verwerfen, die Sie vergiftet oder ohne Subſtanz finden.

Ich kann Ewr. Königl. Hoheit nicht genug für die Güte danken, daß Sie mir die kleine Schrift des Hrn. **Wolf** überſchickt haben. Ich ſehe ſeine metaphyſiſchen Ideen als Sachen an, die dem menſchlichen Geiſte Ehre machen. **Es ſind Blitze mitten in einer finſtern**

Nacht. Dieß iſt, glaube ich, alles, was man von der Metaphyſik hoffen kann. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die erſten Principien der Dinge je genau werden gekannt werden. Die Mäuſe, die einige kleine Löcher eines unermeßlichen Gebäudes bewohnen, wiſſen weder, ob dieß Gebäude ewig iſt, noch wer der Baumeiſter iſt, noch warum er es erbauet hat. Sie bemühen ſich, ihr Leben zu erhalten, ihre Löcher zu bevölkern, und den verheerenden Thieren auszuweichen, die ſie verfolgen. Wir ſind dieſe Mäuſe, und der göttliche Baumeiſter, der dieſe Welt ordnete, hat noch, ſo viel ich weiß, keinem von uns ſein Geheimniß geſagt. Wenn jemand darauf Anſpruch machen kann, recht zu rathen, ſo kann es Herr Wolf. Man kann ihn beſtreiten; allein man muß ihn ſchätzen; ſeine Philoſophie iſt nichts weniger als ſchädlich. Iſt wohl etwas ſchönres und wahreres, als zu ſagen, wie er gethan hat, daß die Menſchen gerecht ſeyn müſſen, ſelbſt wenn ſie das Unglück haben, Atheiſten zu ſeyn?

Sie haben die Güte, Monſeigneur, mir die Ueberſchickung der Abhandlung über Gott, die Seele und die Welt zu verſprechen; welch ein Geſchenk, welch ein Briefwechſel! Der

Erbe einer Monarchie würdigt aus dem Innern ſeines Pallaſtes einem Einſiedler Anweiſungen zu ſchicken. Würdigen Sie mich, Monſeigneur, dieſer Ehre! Meine unbegränzte Liebe zur Wahrheit iſt das einzige, was mich derſelben würdig macht. Die mehrſten Prinzen ſcheuen ſich die Wahrheit zu hören, und Sie werden ſie lehren. Ueber die Poeſie, wovon Sie reden, denken Sie ſo richtig, wie über alles übrige. Die Verſe, die die Menſchen nicht neue und rührende Wahrheiten lehren, verdienen kaum geleſen zu werden. Sie ſehen ein, daß nichts elender wäre, als ſein Leben damit hinzubringen, Gemeinſätze, die nicht den Namen Gedanken verdienen, in Reime zu bringen. Wenn noch etwas ſchlechtres iſt, ſo iſt es, wenn man bloß einen ſatyriſchen Dichter abgiebt, und nur ſchreibt, um andre zu verläumden. Dieſe Dichter ſind auf dem Parnaß das, was in den Schulen die Doktoren ſind, welche bloß Worte verſtehen, und gegen die kabaliren, die Sachen ſchreiben.

Wenn die Henriade Ewr. Königl. Hoheit nicht mißfallen hat, ſo verdanke ich dieß jener Liebe zur Wahrheit, jenem Abſcheu gegen Unruhſtifter, gegen Verfolger, gegen Abergläubiſche, gegen Tyrannen und Rebellen, die mein Gedicht enthält. Es iſt das Werk eines

rechtſchafnen Mannes und mußte bey einem Prinzen Gnade finden, der Philoſoph iſt.

Sie befehlen mir, Ihnen meine übrigen Werke zu ſchicken. Ich werde gehorchen, Monſeigneur. Sie werden mein Richter, und mein Publikum ſeyn. Ich will Ihrem Urtheile meine philoſophiſchen Verſuche unterwerfen. Ihre Einſichten werden meine Belohnung ſeyn. Wenige Souverains können einen ſolchen Preis ertheilen. Ich bin von Ihrer Verſchwiegenheit überzeugt. Ihre Tugend muß Ihren Kenntniſſen gleichen.

Ich werde es als ein ſchätzbares Glück anſehen, Euer Königl. Hoheit meine Aufwartung zu machen. Man reiſet nach Rom, um Kirchen, Gemälde, Ruinen und Statuen zu ſehen. Ein Prinz, wie Sie, verdient weit eher eine Reiſe. Er iſt eine weit gröſſre Seltenheit. Allein die Freundſchaft, die mich an meine dermalige Einſamkeit bindet, erlaubt mir nicht, ſie zu verlaſſen. Sie denken ohne Zweifel, wie der große, ſo verläumdete Julian, der ſagte: daß Freunde ſtets den Königen vorgezogen werden müſſen.

In welchem Winkel der Erde ich auch mein Leben beſchließe, ſo ſeyn Sie überzeugt, Monſeigneur, daß ich ſtets Wünſche für Sie, das heißt, für das Glück einer ganzen Nation dar-

bringen werde. Immer wird mein Herz unter Ihren Unterthanen; immer mir Ihr Ruhm theuer ſeyn. Ich wünſche, daß Sie ſtets Sich ſelbſt, und die andern Könige Ihnen gleichen mögen. Ich bin mit der tiefſten Ehrerbietung

Euer Königl. Hoheit

Cirey,
den 24. Auguſt,
1736.

unterthänigſter
von Voltaire.

Poetiſche Zuſchrift des Prinzen von Conti an Voltaire, wie er in ſeinem 23. Jahre den Oedip herausgegeben hatte.

Als Pluto ein junges Mädchen geheyrathet hatte, und ſeiner Schöne einen Beweis ſeiner Liebe geben wollte, ſo befahl er, durch ein prächtiges, herrliches Feſt, die Schreckniſſe ſeiner unterirrdiſchen Wohnung vergeſſen zu machen. Zu dem Ende ließ er an ſeinem Hofe alle die verſammeln, deren Kunſt und guter Geſchmack zur Verſchönerung des Feſtes für ſeine Geliebte beytragen könnten. Unter allen berühmten Männern wählte er beſonders die, die ſich einſtens durch die beſte Poeſie ausge-zeichnet hatten. Jeder bemühte ſich um Bey-

fall. Um den Preis zu erhalten, verbanden Corneille und Racine ihre göttliche Ader mit einander. Alle Autoren ſtritten vergebens und wollten den Beyfall des Gottes erlangen, der ihnen das Geſchäft übertrug. Wenn gleich ein Stück das ſchönſte ſeyn mußte, ſo wußte man noch nicht die Belohnung dafür. Endlich kam der Tag des Feſtes. Der zahlreiche Haufen von Autoren bemühete ſich um die Wette, um den ſchmeichelhaften Ruhm, die Ehre des Beyfalls, zu bekommen. Indeß dieſer Haufe im Streite ſich bemühte, ſtellten Racine und Corneille im Elyſium die einſtmalige Geſchichte der Zeit wieder dar, wo ſie die Zierde von Frankreich waren. Sie hatten durch die Manen, die von der Oberwelt kamen, den verlaßnen Zuſtand des franzöſiſchen Theaters erfahren, und daß das gebildetere Parterre ſeit ihrem Hintritte nichts gut finden könnte. Dieſes Misgeſchick machte ſie äußerſt betrübt. Sie wußten, daß man in Paris die ſanften Vergnügungen eines neuen Schauſpielers liebt, und daß, von Melpomene verlaſſen, die Dichter nicht mehr die edlen Vorſtellungen hätten, die den Reiz der Bühne ausmachen. Indeß hatten ſie während ihres Aufenthalts in der Unterwelt mit einem Geiſte Bekanntſchaft gemacht, der zwar keine lange Erfahrung beſaß,

aber durch ſein lebhaftes, reizendes Genie ſchon die ältern Dichter an Talent und Wiſſenſchaften übertraf. Um den Trauerzuſtand der verdunkelten Bühne zu verbeſſern, wird dieſer Geiſt von ihnen erwählt. Sie laſſen ihn menſchliche Geſtalt annehmen, unterweiſen ihn aufs gründlichſte in den Vorſchriften ihrer Kunſt und bringen ihn, unter dem Namen Arouet, zu den berühmten Ufern der Seine. Er hatte ſeine Verſe aus dem Quell der Aganippe geſchöpft, und wählte zu ſeinem erſten Verſuche den Oedip; — und obgleich dieß Sujet ſchon ſeit langem bekannt war, ſo glaubte man, da dieß Stück durch einen ſchönern Vortrag verändert erſchien, daß Racine wieder aus der Unterwelt zurückgekommen ſey, oder daß Corneille das ſeinige verbeſſert habe.

Schreiben des Abts Desfontaines an Voltaire.

Paris, den 31ſten May 1724.

Nie werde ich, mein Herr, die unendlichen Verbindlichkeiten vergeſſen, die ich Ihnen ſchuldig bin. Ihr gutes Herz übertrifft noch weit Ihren Verſtand; Sie ſind der thätigſte Freund, der je geweſen iſt. Der Eifer, mit dem Sie mir gedient haben, macht mir einigermaaßen mehr Ehre, als die Bosheit und

Schändlichkeit meiner Feinde mir Schimpf durch die unwürdige Behandlung zugezogen hat, die ich von ihnen erlitten habe. Ich muß mich auf einige Zeit von hier entfernen. Fallax infamia terret.

Ich habe einen Lettre de Cachet bekommen, der mich auf 30 Meilen von Paris exilirt. Mit Vergnügen gehe ich in die Einſamkeit; allein es iſt mir ſehr unangenehm, daß mir dieſe Entfernung befohlen worden. Dieß iſt ein Triumph für die leidigen Urheber meiner Ungnade. Ich bin bereit, mich in die Provinz zu begeben; ich begebe mich gern dahin. Allein, verwenden Sie Sich, mein Herr, dahin, daß der Befehl durch einen andern Lettre de Cachet auf folgende Weiſe zurückgenommen werde.

„Da der König von dem Ungrunde der Anklage unterrichtet iſt, die man wider den Abt Desfontaines gemacht hat, ſo wird hiermit verſtattet, daß er zu Paris bleiben könne.“

Es wäre ein weſentlicher Streich, wenn Sie dieſe Ordre von dem Hrn. von Maurepas bewirken könnten. Ueberdem verſpreche ich dem Hrn. von Maurepas auf mein Ehrenwort, daß ich mich ſogleich entfernen, und nie nach Paris zurückkommen will, ehe ich ihn nicht um die Erlaubniß dazu insgeheim erſucht habe.

Hierum, mein Freund, erſuche ich Sie jetzt. Ich würde Ihnen für dieſe neue Gefälligkeit noch mehr unendlich verbunden ſeyn. Dieß iſt nach meinem Bedenken das Beſte, was man vorerſt thun

kann, um der Schande und Ungerechtigkeit auszuweichen. Indeß werde ichs noch beſſer zu machen und die verborgnen Triebfedern der ſchrecklichen Intriguen meiner Feinde aufzufinden ſuchen. Ohnerachtet der Schändlichkeit der Anklage und der Neigung des Publikums, alle Angeklagten für ſchuldig zu halten, habe ich doch das Vergnügen, ſelbſt gleichgültige Perſonen meine Parthey nehmen zu ſehen. Die **Nadal**, die **Danchet**, die de **Pont** und **Ferrets** ſind, wie man ſagt, die einzigen, die mich ſo behandeln, wie ich mein ganzes Leben ihre infamen Werke und ſchändlichen Karakter behandeln werde. Genus irritabile vatum.

Ich habe einen Rechtfertigungsplan, der ſchön und neu ſeyn wird, und den ich auf dem Lande ausarbeiten werde. Ich bin zu bekannt in der Welt, als daß ein Mann wie ich, auf eine ſo gottloſe Verläumdung ſchweigen kann; und ich werde es ſo machen, daß ich die Ehre haben kann, den Plan dem Hrn. von Maurepas zuzuſtellen und ihn um die Erlaubniß der öffentlichen Bekanntmachung deſſelben zu bitten. Man wird daraus alles Unglück ſehen, was ich gehabt habe, meine Verfolgungen, die immer die Gelehrten verurſachten, und beſonders die Geſchichte meines Abfalls von den Jeſuiten.

Leben Sie wohl, beſter Freund; ich empfehle mich Ihnen.

Desfontaines.

Erklärung des Abts Desfontaines bey der Polizey.

Ich erkläre hiemit, daß ich nicht der Verfaſſer einer gedruckten Schmähſchrift bin, die den Titel führt La Voltairomanie. Ich lehne ſie gänzlich von mir ab, und ſehe alle Fakta als verläumdriſch an, die in dieſer Schmähſchrift dem Hrn. von Voltaire beygemeſſen werden. Ich würde mich verunehrt halten, wenn ich den geringſten Antheil an dieſer Schrift hätte, indem ich für Hrn. von Voltaire alle die Hochachtung hege, die ſeinen Talenten gebührt, und die das Publikum ihm mit ſo vielem Recht erweiſet.

So geſchehen zu Paris, den 4. Apr. 1739.

Desfontaines.

Schreiben des Hrn. von Demoulin an Voltaire.

Paris, den 12. Aug. 1738.

Mein Herr!

Wir danken Ihnen unterthänigſt für alle Ihre Güte, und für die Erleichterung, die Sie uns gegeben haben, Ihnen bezahlen zu können. Wir werden dieſe Wohlthat nie vergeſſen, und Ihnen bey jeder

Gelegenheit unſern lebhafteſten Dank dafür bezeigen. Ihr Kapital ſteht ſicher, und wir bitten Sie, überzeugt zu ſeyn, daß wir es, ſobald wie möglich, wieder abtragen werden. Ich bin in verſchiednen Sachen im Vorſchuſſe, und unſer Eifer, Gefälligkeiten zu erzeigen, iſt die Urſache, daß wir uns jetzt nicht wohl im Stande befinden.

Sie laſſen mir, mein Herr, Gerechtigkeit wiederfahren, indem Sie mich keiner böſen Abſicht ſchuldig halten. Ich kann Sie verſichern, daß ich nie dergleichen gehabt, und daß nie ein Liebhaber ſeine Geliebte zärtlicher, als ich ſtets Sie geliebt habe, ohnerachtet alles deſſen, was vorgefallen iſt. Es iſt wahr, ich habe lebhafte Leidenſchaften. Sie haben ſie mir oft mit Recht vorgeworfen, allein ich ſtehe keinem an Aufrichtigkeit des Herzens, an Reinheit der Abſichten, und an treuem Eifer nach, Gefälligkeiten zu erweiſen.

Ich weiß, daß man mich ſehr verläumdet hat. Ich weiß auch, daß die Perſonen, die am mehrſten wider mich ſchrien, zu mir kamen, nachdem ſie von Ihnen weggegangen waren, um mich gegen Sie aufzubringen. Seitdem habe ich einer von dieſen Perſonen ſehr wichtige Dienſte erwieſen; und wenn ich Gelegenheit bekommen ſollte, auch die andern zu verpflichten, ſo würde ich es gerne thun. Dieß iſt die einzige Rache, die ich dafür nehmen will.

Wenn Sie mich in irgend einer Sache, ſelbſt in ſolchen, die Verſchwiegenheit erfodern, für nützlich halten, ſo beehren Sie mich mit Ihren Aufträgen,

und ſeyn Sie, ich bitte, einer ſchleunigen und geheimen Bedienung verſichert.

Ich habe die Ehre mit tiefſter Hochachtung zu ſeyn

Ihr
unterthänigſter
Demoulin.

Billet von eben demſelben.

Ich Endes Unterzeichneter bekenne hiemit, daß, da der Hr. **von Voltaire** mir und meiner Frau die Summe von ſieben und zwanzig tauſend Livres geliehen, und in Rückſicht des ſchlechten Zuſtandes unſrer Sachen ſich mittelſt eines Kontrakts, der durch den Notarius Ballot am 12. Jun. 1736 unterzeichnet worden, mit der Summe von 3000 Livres begnügt hat, er mir noch 750 Livres, die von den 3000 Livres rückſtändig waren, erlaſſen und mir eine Quitung über die Erlöſchung und Bezahlung des Ganzen gegeben hat. Den 19. Jan. 1743.

Demoulin.

Briefe des Buchhändlers Jore an Voltaire.

Erſter Brief.

Paris, den 20. Dec. 1738.

Mein Herr!

Ich erſuche Sie um Entſchuldigung wegen meines ſchlechten Glückszuſtandes und der Be-

raubung aller meiner Papiere, die mich bisher verhindert hat, das ſchlechte Verfahren derer einzuſehen, die mein Unglück gemisbraucht haben, um mich zu einem **ungerechten Prozeſſe wider Sie**, und zu dem Drucke eines ſchlechten **Faktums** zu bewegen. **Ich erkläre beyde für gänzlich unrichtig.** Die Bosheit Ihrer Feinde hat allein dazu gedient, mir die Güte Ihres Karakters kennen zu lernen. Sie haben die Güte, es mir zu verzeihen, daß ich ſchlechtem Rathe Gehör gegeben. Ich ſchwöre Ihnen, daß ichs in dem Augenblicke bereuet habe, als ich das Unglück hatte, gegen Sie zu handeln. Ich ſah wohl ein, wie ſehr man mich hintergangen hatte. Sie kennen die Eiferſucht der Gelehrten; und ſehen Sie, wie weit ſie gegangen iſt! Man hat mich aufgebracht, hat ſich meiner bedient, um Ihnen zu ſchaden. Es gereut mich dieß ſo ſehr, daß ich Ihnen verſpreche, nie die zu ſehen, die mich zu dieſem Betragen gegen Sie bewogen haben; und ich werde das Unrecht, das ich begangen habe, durch die treueſte Ergebenheit zu erſetzen ſuchen, die ich Ihnen auf immer widme.

Ich bitte Sie, mein Herr, mir Ihre Freundſchaft wieder zu ſchenken, und verſichert zu ſeyn, daß mein Herz nie an der Bosheit Ihrer Feinde Antheil gehabt hat, und daß es allein mein

Herz iſt, das mich bewegt, Ihnen dieß zu ſagen.

Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu ſeyn.

Ihr

unterthänigſter

Jore.

Zweyter Brief.

Paris, den 30. Decbr. 1738.

Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen am 20ſten dieſes Monats in der Betrübniß meines Herzens zu ſchreiben, um Sie um Vergebung zu bitten, und Ihnen meine aufrichtige Reue über den Prozeß zu erkennen zu geben, den Ihr Feind (Sie kennen ihn) mich verleitet hatte, wider Sie anzufangen. Ich habe Ihnen ſchon mein Bedauern und meine Verabſcheuung darüber bezeugt, daß ich mich unterſtand, den ſo grauſam anzugreifen, der mein Wohlthäter war. Ich ſagte Ihnen, daß ich den Irrthum eingeſehen hätte, zu dem ich verleitet worden wäre. Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß meine Betrübniß ſo groß, wie mein Verſehen iſt. Haben Sie die Güte, ſo großmüthig zu ſeyn, mir die Verzeihung zu geben, um die ich

Sie bitte. Ich erkläre das Faktum für ungerecht und verläumderiſch, das man unter meinen Namen geſetzt, und das ich das Unglück gehabt habe, zu unterzeichnen. Ich war verblendet. Man verführte mich. Ich widerhohle es Ihnen noch einmal, ich bin darüber in Verzweiflung, ich bin darüber krank geworden. Ich werde in meinem Leben nichts unterlaſſen, um den Fehler wieder gut zu machen. Wären Sie, mein Herr, Zeuge von der Betrübniß, die mir jene Verleitung ſchlechter Rathſchläge verurſacht, Sie würden meinen Zuſtand bemitleiden. Wenn Sie mich nicht würdigen, mir eigenhändig zu ſchreiben, ſo haben Sie wenigſtens die Güte, mir ſagen zu laſſen, daß Sie mir vergeben. Ich würde alle Koſten des Prozeſſes bezahlen, wenn ich Vermögen hätte. Ich werde in meinem ganzen Leben nichts unterlaſſen, um Ihnen beſonders und öffentlich meine Bereuung, meine Bewunderung Ihres Herzens, und die tiefe Verehrung zu erkennen zu geben, womit ich bin

Ihr

unterthänigſter

Jore.

Dritter Brief.

Paris, den 3. Jun. 1742.

Ich habe, mein Herr, die 300 **Livres** erhalten, die Sie von neuem die Güte gehabt haben, mir zu **ſchenken**. Dieſe neue Art, wie Sie ſich an einem Manne rächen, deſſen gröſtes Unglück es geweſen iſt, ſich gegen Sie zu vergeſſen, und der darüber in Verzweiflung iſt, wird nie aus meinem Herzen kommen. Ihre Güte vermehrt die aufrichtige Reue, die ich darüber empfinde. Sie ſetzt mich in Erſtaunen, und flößt mir die zärtlichſte Hochachtung und Ergebenheit ein. Meine Verführer müſſen Ungeheuer ſeyn. Sie kennen Sie ſo nicht, wie ich Sie kenne. Mein Leben ſoll dazu beſtimmt ſeyn, Ihnen meine innigſte Ergebenheit zu erkennen zu geben. Es fehlt mir an Ausdrücken, Ihnen die Empfindungen zu ſchildern, die Sie bey mir erwecken. Erlauben Sie mir bloß, perſönlich zu Ihnen zu kommen, und Ihnen danken zu dürfen. Ich bitte, daß Sie noch dieſe Gnade mit Ihrer Großmuth verbinden.

Ich bin mit Verehrung und gerührter Dankbarkeit

Ihr

unterthänigſter

Jore.

Vierter Brief.

Mayland, den 20. Okt. 1768.

Mein Herr!

Ich verdanke es der Penſion, die Sie die Güte haben mir zu geben, daß ich bisher im Stande geweſen bin, von ihr und von dem Unterrichte in Mayland zu leben, den ich bisher einigen jungen Leuten in der franzöſiſchen Sprache gegeben habe, die aber nun zum Unglück für mich, dieſe Stadt verlaſſen, und auf Reiſen gehen. In welche Lage, großer Gott, werde ich kommen, wenn mir dieſe Hülfe abgeht! Ich war Ihnen ehemals brauchbar, Ihre Diktata zu ſchreiben; ſollte ich Ihnen nicht noch zu irgend einer Sache nützlich ſeyn können? Wäre Mayland ein Ort, wo man franzöſiſche Schriften druckte, ſo könnte ich noch einen Korrektor abgeben, und mich dadurch vor dem Elende ſchützen, das mir droht. Sie könnten daſſelbe von mir abwenden, wenn Sie mich zu ſich nähmen, da ich glaube, daß Sie jemanden haben müſſen, der Ihnen weniger nöthig wäre, als ich es Ihnen ſeyn könnte.

Ich hoffe, mein Herr, daß, wenn Sie meine gegenwärtige Lage bedenken; wenn Sie bedenken, wie verſchieden ſie von der iſt, worin Sie mich geſehen haben, Sie geneigt ſeyn werden,

ſie zu verbeſſern, zumal da ich mir dieſe Veränderung weder durch Ausſchweifung noch durch ein ſchlechtes Betragen zugezogen habe.

Als Herr von Cideville mir die Ehre verſchafte, Sie kennen zu lernen, ſo glaubte er nur wie ich, mein Glück zu vermehren. Hätte er die Ungerechtigkeit wohl vorherſehen können, zu der man mich verleitet hat, und die meinem gänzlichen Verfall veranlaſſen mußte?

Ich ſchmeichle mir, daß Sie, gerührt über mein trauriges Schickſal, mich mit einer Antwort beehren werden, die jene ſchreckliche Zukunft aufheitert, der ich entgegen ſehe, und der ich ohne Ihre Güte nicht entgehen kann. Mit dieſem Vertrauen habe ich die Ehre, mich mit tiefer Hochſchätzung zu nennen,

Ihr

unterthänigſter

Jore.

bey dem Hrn. Grafen Alari.

Fünfter Brief.

Mayland, den 23. April 1769.

Mein Herr!

Bey meiner Rückkunft von den borromäiſchen Inſeln, wo der Herr Graf Friederich mich drey Wochen behalten hat, um freye Luft zu ſchöpfen,

und von der Krankheit wieder zu geneſen, die mich befallen hatte, haben mir die Herren Origoni und Parrakvikcini, 25 Zechinen auf Ihre Ordre zugeſtellt, die ich Ihnen auf Rechnung der Herren Franz und Ludwig Bontems zu Genf quittirt habe.

Ich kann Ihnen nicht genug meine Dankbarkeit dafür bezeigen, und Sie hätten mir nicht gelegner dieſe Unterſtützung ſchicken können, da ich weder Wäſche noch Kleider hatte. Obgleich Ihre Großmuth die Anweiſung ertheilte, mir ſo viel Geld auszahlen zu laſſen, als ich nöthig hätte, ohne die Summe einzuſchränken, ſo habe ich doch geglaubt, Ihre Güte nicht misbrauchen zu müſſen. Ich habe im Augenblicke dieſe 25 Zechinen zu einem Kleide und zu vier Hemden angewandt, die ich mir habe machen laſſen. Dieſes ſetzt mich wenigſtens in Stand, in den vornehmen Häuſern erſcheinen zu können, wo man ſo gütig iſt, mich zuzulaſſen. Ich habe denſelben von Ihrer Güte geſagt, und man hat mich gelobt, daß ich bloß dieſe Summe genommen hätte, obgleich ihre Großmuth nicht beſtimmt war.

Wie würde ich in Ruhe meine Laufbahn endigen, wenn Sie, falls ich das Unglück hätte, Sie zu überleben, mir einige Erleichterung des ſchrecklichen Zuſtandes meiner Lage geben woll-

ten; eine Lage, die ich ſo wenig verdient habe! Ich hoffe es von Ihrer Güte. Ich hätte dann nichts mehr zu wünſchen, als daß ich Gelegenheit haben mögte, Ihnen dafür meine lebhafteſte Dankbarkeit perſönlich bezeigen zu können. Ich erwarte dieſen unglücklichen Augenblick mit Ungeduld, und bitte Sie, von der ehrerbietigen Ergebenheit überzeugt zu ſeyn, womit ich die Ehre habe zu ſeyn

Ihr

unterthänigſter

Jore.

Sechster Brief.

Mayland, den 25ſten Sept. 1773.

Mein Herr!

Von Dankbarkeit lebhaft durchdrungen, und von Freude gerührt, danke ich Ihnen für Ihr gegebnes tröſtendes Verſprechen, daß Sie mich aus meinem Elende erretten wollen, und für die 8 Louisd'or, die Sie mir überſchickt haben. Sie konnten nicht gelegener kommen, um mich aus der größten Verlegenheit zu befreyen. Aus Beſorgniß, Sie zu ermüden, ſage ich Ihnen nicht alles was mein Herz empfindet, ſchmeichle mir, daß die Neigung Ih-

res Herzens ſich zu meinem Vortheil verändert hat, und verſichre Sie, daß ich es durch die Geſinnungen der Dankbarkeit verdiene, mit denen ich die Ehre habe, hochachtungsvoll zu ſeyn

Ihr

unterthänigſter

Jore.

Schreiben des Herrn St. Hyacinthe an den Herrn von Burigny.

Belleville, den 2ten May 1739.

— Sie laſſen mir Gerechtigkeit wiederfahren, indem Sie verſichert haben, daß ich in keiner Verbindung mit dem Verfaſſer der Voltairomanie ſtehe. — Ich erfahre, daß Hr. von **Voltaire** dieſe Schrift ſo ſehr verachtet, daß er nicht darauf antwortet. Das macht er recht. Es iſt das Schickſal ſolcher Schrift, ſchon bey ihrer Geburt wieder zu erſterben. Man erhält ſie nur dadurch, daß man von Ihnen redet. Herr von Voltaire hat was beſſeres zu thun. Indem er jetzt mit den ſtrengern Muſen umgeht, lernt er von ihnen, ſich in die ruhigen Geſilde erheben, zu welchen die Dünſte der Erde nicht dringen. Sapientum templa ſerena.

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Schreiben des Herrn d'Argenſon des ältern, an Herrn von Voltaire.

Paris, den 7. Febr. 1739.

Der Abt Desfontaines iſt ein ſchlechter Menſch. Seine Undankbarkeit iſt gewiß noch ärger, als ſeine Verbrechen, die Ihnen Gelegenheit gegeben hatten, ihn zu verpflichten. Beſorgen Sie nicht, daß Sie keine Unterſtützung für ſich haben. Der Kanzler ſchätzt Ihre Werke. Unter allen iſt mein Bruder am mehrſten mit gegen Ihren Feind aufgebracht. Ich beſuchte ihn nach dem Empfange Ihres Briefes. Er ſagte mir, daß der Kanzler befohlen hätte, der Abt Desfontaines ſolle vorgefodert werden, um zu erklären, ob die erwähnten Schmähſchriften von ihm wären, und entweder Ja oder Nein zu unterſchreiben, oder gezwungen zu werden. Ich verſichre Sie, daß dieß gut gehen wird. Ich werde den Herrn Kanzler noch beſonders dieſer Tage desfalls erſuchen.

Ich nehme an Ihren Angelegenheiten mit Wärme und Vergnügen Antheil. Die Sache iſt ſehr gerecht. Ich habe Sie ſtets als einen Feind der Satyre gekannt. Sie werden unwillig über Betrüger; Sie lachen über Thoren. Ich denke es meiner Seits, ſo gut wie ich kann, eben ſo zu machen; und glaube, daß ich ein rechtſchaffner Mann bin. Das heißt bloß urtheilen. Seinen Freunden ſeine Urtheile mittheilen, das heißt verläumden. Die Religion verbietet dieß eben ſo ſehr, als der geſunde Verſtand, und die

natürliche Empfindung. Sie haben mir ſtets von einer ſo ſchlechten Neigung entfernt geſchienen. Ihre öffentlichen, Ihrer würdigen Schriften und Ihre Reden haben mich ſtets in dieſer Meynung beſtärkt. Arbeiten Sie noch andre 25 Jahre in Ruhe. Allein, machen Sie Verſe, ohnerachtet des Eidſchwures, den Sie dawider in der Vorrede zum Newton gethan haben. So klar, ſo würdig und ſchön Sie auch immer das philoſophiſche Syſtem dieſes Engländers verſtanden und entwickelt haben, ſo verachten Sie desfalls die Gedichte, die Trauerſpiele und die poetiſchen Epiſteln nicht. In der Phyſik werden wir immer unterwieſen und unterhalten werden; allein wir werden bald nicht mehr zu unſerm Vergnügen leſen, und aus Mangel an guten proſaiſchen und poetiſchen Schriftſtellern nicht mehr in die Komödie gehen.

Leben Sie wohl, mein Herr. Warum reden Sie von Protektion und Reſpekt gegen einen alten Freund, der nie aufhören wird, es zu ſeyn?

Brief des Herrn von Bonneval *) an den Herrn von Voltaire.

Paris, den 27ſten Febr. 1737.

Ich bin geſtern Morgen bey Ihnen geweſen, um die Ehre zu haben, Sie zu ſprechen. Man

*) Dieſer Bonneval iſt ein Schurke, der mir vormals 10 Louisd'or geſtohlen, den Montmortel aus ſeinem Hauſe gejagt, und der eine Schmähſchrift auf mich verfertigt hat. (Nachſchrift Voltairs bey dem Original dieſes Briefes.)

ſagte mir, daß Sie bey Hofe wären. Sie würden ſich ohne Zweifel über meinem Beſuch, aber noch mehr über den Bewegungsgrund gewundert haben, der denſelben veranlaßte. Indeſſen faßte ich mich durch die Gedanken, die ein Genie der erſten Größe natürlich einflößt. Ich ſagte zu mir: Es iſt wahr, ich habe ſeit dem Jahre 1725 faſt nie die Ehre gehabt, den Herrn von Voltaire zu ſprechen Allein, er weiß wohl, daß er in einer Lage iſt, die ihm nicht erlaubt, einen Jeden ſprechen zu können. Er kann meine Bewunderung gegen Sich nicht verkennen; er kann ſie nicht bezweifeln, ohne meiner Einſicht zu nahe zu thun. Keiner iſt jetzt mehr im Stande, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, als ich. Seit einem Jahre habe ich Ihn in den Geſellſchaften geſehen, wo der Verſtand und das Herz ſich ohne Gefahr zeigen können, was ſie ſind. Ich habe daher eine zu günſtige Meynung bekommen, als daß ich nicht überzeugt ſeyn ſollte, daß er gerne Gefälligkeiten erzeigt.

Dieſe Art zu denken hat mich, mein Herr, zu Ihnen geführt, um Sie zu bitten, mir in einer dringenden Verlegenheit 10 Louisd. zu leihen. Ich wollte Ihnen dagegen eine Anweiſung auf die Rückſtände einer Rente geben, die mir eine Dame von Ihrer Bekanntſchaft vermacht hat,

ſeit mehrern Jahren nicht mehr lebt. Hätten die Todten Kredit, ſo würde ich Sie um Ihre Verwendung bey Ihnen erſuchen. Sie hätten es ihr, wie ſie noch lebte, nicht abgeſchlagen. Vielleicht lebt ſie noch in Ihrem Andenken. Wenigſtens verdiente ſie es durch ihre Geſinnungen gegen Sie. Ich habe ſie bis zu ihrem Tode gekannt, deſſen trauriger Zeuge ich war.

Dieß iſt die Bitte, die ich perſönlich an Sie thun wollte. Ich thue ſie jetzt ſchriftlich. Ich würde glauben, die Delikateſſe Ihrer Geſinnungen zu beleidigen, wenn ich hier die Vorſtellungen einer gewöhnlichen Beredſamkeit anbringen wollte, um Sie zur Erweiſung der Gefälligkeit zu bewegen, um die ich Sie erſuche. Einem Manne, der edel denkt, ſein Bedürfniß zu erkennen geben, das heißt alles ſagen. Ich will bloß noch hinzufügen, daß meine Dankbarkeit eben ſo lebhaft als beſtändig ſeyn wird.

Ich habe die Ehre zu ſeyn

Ihr

unterthänigſter

von Bonneval.

Schreiben des Herrn Prault, Buchhändlers zu Paris, an die Frau von Champbonin zu Vaßy.

Paris, den 24ſten Jan. 1739.

Madame!

Sie wiſſen, daß ich es einem Staatsbedienten, der durch ſeine Tugend und Verdienſte bekannt iſt, es verdanke, daß ich mit Herrn von Voltaire, deſſen Freund er iſt, in Bekanntſchaft gekommen bin. Seit langem wünſchte ich meinen Buchhandel durch die Schriften eines Mannes auszuzeichnen, deſſen Geiſtestalente ich damals nur kannte, und der nachdem mich ſo ſehr durch die Eigenſchaften ſeines Herzens an ſich gezogen hat. Meine Jugend, mein guter Wille, meine Ehrlichkeit — Eigenſchaften, die immer bey ihm gelten, — vollendeten das, was die Empfehlung angefangen hatte. Seitdem hat mich ſein Zutrauen zum Werkzeuge ſo vieler edlen Handlungen gebraucht, daß ich ſowohl aus Gerechtigkeit gegen ihn, als aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, die ich beſonders von ihm empfangen habe, mich für verpflichtet halte, dieſe edlen Handlungen allenthalben aufrichtig zu bezeugen, und die ungerechte Beſchuldigung der Schandſchrift

unter dem Titel la Voltairomanie zu widerlegen, die alle rechtſchaffnen Leute nur mit Unwillen anſehen.

Folgendes iſt die Geſchichte **der Werke des Hrn. von Voltaire**, ſeitdem ich Ihn kenne, und ich bin im Stande, ſie durch Rechtfertigungsbelege zu beweiſen.

Zuerſt druckte ich die **Henriade** mit beträchtlichen Verbeſſerungen; und Hr. von Voltaire überließ den **Ertrag derſelben** einem jungen **Menſchen**, den er wegen ſeiner Talente lieb gewonnen hatte und ſchenkte ihm zudem noch den Vortheil von dem Trauerſpiele, der **Tod Cäſars**. Er erlaubte zu gleicher Zeit einem andern Buchhändler, die Zaire wieder auflegen zu laſſen, deren Privilegiumstermin verfloſſen war. Mir ſchenkte er ſeine Trauerſpiele, **Oedip, Mariamne** und **Brutus**. Ich druckte das Stück l'Enfant prodigue. Der Mann, der den Auftrag hatte, mit mir darüber zu unterhandeln, foderte einen ſo billigen Preis dafür, daß ich, ohne dawider zu ſeyn, ihm noch hundert **Livres** mehr gab, als er gefodert hatte. Einige Tage darauf ſchrieb mir Hr. von Voltaire, daß er für ſich weder für ſeine theatraliſchen noch für ſeine andere **Werke** jemals **Geld**, ſondern bloß **Bücher** haben wolle. Endlich ſchenkte er ſeine Ele-

mente der Newtonſchen Philoſophie ſeinen Verlegern in Holland. Kurz darauf veranſtaltete man von dieſem Buche eine Ausgabe, unter dem Verlagstitel London. Ich weiß, daß der Buchhändler, der ſie ohne Wiſſen Voltairs veranſtaltete, indeß doch vor der Erſcheinung derſelben, ihm die Höflichkeit ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſie ihm mitzutheilen und ſeinen Verbeſſerungen zu unterwerfen. Als die Ausgabe fertig war, kaufte **Voltaire** 150 **Exemplare davon**, um ſie an ſeine Freunde in Paris zu verſchenken — und dieſe bezahlte er. Sie kamen ihm mit dem Einbande faſt auf 100 Piſtolen zu ſtehen.

Dieß haben dem Hrn. von Voltaire ſeine Werke eingebracht; dieß kann den Verläumder widerlegen. Sie ſehen daraus, welchen Glauben man den trügeriſchen Angaben beymeſſen kann, von denen die Schrift deſſelben voll iſt.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Prault.

Brief des Hrn. von Champbonin an ſeinen Sohn zu Paris.

Champbonin, den 15. May, 1739.

Du mußt, mein Sohn, nicht nach Cirey an den Hrn. von **Voltaire** ſchreiben. Er iſt ſeit

kurzem mit dem Hrn. und der Frau von Chatelet nach Brüſſel abgereiſet. Du kannſt leicht denken, wie betrübt wir über ſeine Abreiſe ſind. Nie gab es einen zärtlichern, verehrungswürdigern Freund. Uns geht der Verlauf der vier Jahre nahe, die er in Champagne zubrachte. Dieſe glückliche Zeit, die wir mit ihm durchlebten, muß Dir, mein Sohn, ſo wie uns, die Freundſchaftsbeweiſe wieder in Erinnerung bringen, womit er uns überhäufte. Sie ſind beſonders für Dich von der Art, daß ich zu deinem Glücke nicht anders als dieſelben Sachen gethan hätte, wenn ſie in meinem Vermögen geſtanden hätten. Ach! wie viele Dankbarkeit biſt Du ihm nicht ſchuldig! Nichts verband ihn, Dir ſo beſondre Beweiſe ſeiner Zuneigung zu geben. Ich hoffe, du wirſt ſeine außerordentliche Güte nie vergeſſen. Du muſt nicht nur uns gleich denken; Du mußt uns an Dankbarkeit übertreffen. Liebe ihn als deinen Vater! Du biſt ihm alle mögliche Zuneigung ſchuldig, und ich werde über dieſelbe mehr gerührt ſeyn, als über die, die Du mir bezeigſt.

Die Frau Gräfin von Neufville bedauert auch unendlich die Aufhörung der Geſellſchaft des Hrn. von Voltairs. Er reiſet ab von dem ganzen Kanton verehrt. Uns alle betrübt ſeine Entfernung; ꝛc. ꝛc.

Champbonin.

Schreiben des Abts Prevoſt an Voltaire.

Paris, den 15. Jan. 1740.

Ich wünſche außerordentlich, mein Herr, Ihnen in irgend einem Stücke nützlich zu werden. Dieß iſt eine alte Empfindung, die ich mehrmals in meinen Schriften zu erkennen gegeben, die ich mehrmals dem Hrn. **Thiriot** bezeugt habe, und die ſeit dem Vorgange mit **Prault** von neuem aufs lebhafteſte bey mir erregt worden. Ich kann es nicht leiden, daß ein Haufen Elender auf einen Mann, wie Sie, theils aus bloßer Bosheit, theils unter dem falſchen Vorwande von Frömmigkeit und Gerechtigkeit, losfährt, und ſich bemüht, das Gift ſeines Herzens den bravſten Leuten mitzutheilen.

Es iſt mir eingefallen, daß der Geſchmack des Publikums, der für meine Art zu ſchreiben bisher ziemlich günſtig geweſen iſt, mich mehr als jemand anders fähig macht, Ihnen einigermaßen dienen zu können. Meine Bewunderung gegen Ihre Talente und meine beſondre Ergebenheit gegen Sie, würden ſchon allein hinreichen, dieß mit vielem Eifer zu thun. Allein auch mein eignes Intereſſe kommt dazu; und wenn ich Ihrem Ruhme einigermaßen dienen kann, ſo können Sie auch wenigſtens meinem Glücke förderlich ſeyn.

Dieß ſind zwey Punkte, mein Herr, die einiger Erklärung bedürfen. Sie wird nöthig ſeyn; denn ich brauche nur die Sache ſelbſt anzuführen.

Erſtlich. Ich habe gedacht, daß eine **Vertheidigung des Hrn. von Voltaire und ſeiner Werke**, die mit Sorgfalt, Nachdruck Simplicität ꝛc. verfertigt wäre, ein gutes Buch ſeyn könnte, und vielleicht ein für allemal die Bosheit zum Schweigen bringen würde. Ich würde zwey Abtheilungen machen; die eine ſollte ſeine Perſon, die zweyte ſeine Schriften ſchildern. Ich würde allen Reiz anwenden, den meine Geübtheit im Schreiben meinen kleinen Talenten verleihen könnte; und ich würde bloß darum bitten, daß Sie mich wegen der Fakta mit einigen Nachrichten unterſtützten. Das Werk würde gegen Ende des Winters erſcheinen.

Zweytens. Die Zerrüttung meiner Angelegenheiten iſt ſo groß, daß wenn nicht der Himmel, oder jemand, der von ihm eingegeben iſt, ſie wieder in Ordnung bringt, ich mich auf der Neige ſehe, wieder nach England zurückgehen zu müſſen. Ich würde mich nicht darüber beklagen, wenn es meine Schuld wäre; allein ſeit fünf Jahren, die ich in Frankreich bin, bey ſo vielen Freunden die ich beſitze,

als brave Leute in Paris ſind, bey der Protektion eines Prinzen vom Geblüt — des Prinzen von Conti, — der mich in ſeinem Hotel logirt, habe ich noch keine Verſorgung von einem Heller. Ich bin ungefähr 50 Louisd'or ſchuldig, weswegen mich meine vereinigten Gläubiger belangt haben. Meine Verlegenheit iſt äußerſt dringend. Ich habe mit ihnen einen Termin feſtgeſetzt, der mit dem erſten des kommenden Monaths zu Ende läuft; und befriedige ich ſie nicht innerhalb dieſer Zeit, ſo drohet mir gefängliche Haft. Von tauſend wohlhabenden Perſonen, mit denen ich mein Leben zubringe, will ich des Todes ſeyn, wenn ich einen wüßte, den ich die Kühnheit hätte, um dieſe Summe zu bitten, und von dem ich gewiß hoffen könnte, ſie zu erlangen.

Es kommt darauf an, zu erfahren, ob Hr. von Voltaire, theils durch ſeine Großmuth, durch ſeine Zuneigung gegen die Gelehrten, theils durch mein Vorhaben bewogen, ihm zu dienen, mich wohl aus der ſchrecklichſten Verlegenheit befreyen wollte, in der ich in meinem Leben geweſen bin. Die That iſt ſeiner würdig. Das neue und außerordentliche allein, einen Mann wieder aufzurichten, dem die Protektion eines Prinzen vom Geblüt, und ich kann ſagen, die Freundſchaft von ganz Paris nicht

helfen kann, ſcheint mir eine ſchon beſondre Anreizung dazu zu ſeyn.

Uebrigens habe ich Mittel, um wieder bezahlen zu können. **Erſtlich**, durch **Empfindungen der Dankbarkeit**. Ich würde mich auf dieſe beſchränken müſſen, wenn mich der Tod übereilte. Denn ich habe nicht einen Heller Einkünfte. Indeß bin ich noch in einem guten Alter und beſitze eine Geſundheit, die mir ein langes Leben verſpricht. Der zweyte Weg der Wiederbezahlung iſt die **Anweiſung auf meine Verleger**. Sie könnte mich ſchon allein bey meinen Gläubigern aushelfen, wenn dieſe Raiſon annähmen. Allein Tapezierer, Schneider, ꝛc. deren Bezahlung ein wenig verzögert iſt, glauben nicht ſicher genug dabey zu ſeyn. Ein Gelehrter ſieht die Solidität dieſes Hülfsmittels beſſer ein.

Ich beſchließe hier meinen Brief, der in der That außerordentlich iſt. Ich ſchmeichle mir, daß, ſo ſehr ich mir ein Vergnügen daraus machen werde, Ihre Wohlthat zu rühmen, wenn Sie ſie mir bewilligen werden, Sie eben ſo ſehr auch die Güte haben werden, meine Bitte verſchwiegen zu halten, wenn irgend ein Grund, den ich mir nicht denken will, Sie verhindern ſollte, meine Bitte ſo günſtig aufzunehmen, als ich hoffe. Allein auf jeden

Fall bitte ich, mein Herr, als einen ihrer ergebenſten Diener und wärmſten Bewundrer anzuſehen den

Abt Prevoſt.

N. S. Sollten Sie ſich wohl vorſtellen, daß die Erzählung Ihrer Großmuth, die ich von Prault gehört habe, die beyden Gedanken in mir veranlaßt hat, die ich Ihnen eben vorgeſtellt habe?

Schreiben des Advokaten Mannory *) an Voltaire.

Paris, den 10. May, 1744.

Mein Herr!

Sie haben ſeit langem nicht von mir reden hören, und es iſt unangenehm, mich Ihnen durch die Erzählung meiner Unfälle wieder in Erinnerung zu bringen. Indeß kenne ich die Geſinnungen Ihres Herzens zu gut, um nicht Zutrauen zu Ihnen zu haben. Mein Vater lebt noch fortdauernd; er iſt 80 Jahr alt, äuſſerſt entkräftet und geſchwächt. Ich werde über 100,000 Livres im Vermögen beſitzen, und

*) Er hat von mir Allmoſen bekommen — und eine Schmähſchrift auf mich verfertigt. (Nachſchrift von Voltaire.)

habe noch keinen Thaler davon erhalten. Mein Stand iſt mit Schwierigkeiten verknüpft. Ich muß dazu Unterſtützung haben; ich habe darauf gerechnet; ſie ſind mir aber abgegangen. Ich habe lange und heftige Krankheiten ausgeſtanden. Meine Geſundheit iſt endlich wieder hergeſtellt. Aber indeß haben meine Kunden aufgehört. Ich hatte damals mit einer reichen, devoten Hausbeſitzerin zu thun. Ich wandte viel in ihrem Hauſe an, um mich einzurichten. Sie warf mich aber unmenſchlich heraus, und all mein angewandtes Geld und meine Einrichtungen waren dahin. Endlich wandte ſich der arme Hr. von Fimarçon an mich. Ich glaubte, daß ſeine Sachen gut ſtünden. Ich unterſtützte ihn. Meine Krankheiten hatten mir die Hälfte meiner Kunden entzogen; und ich verlohr auch noch die andre Hälfte, weil ich mich nur mit dem Hrn. von Fimarçon beſchäftigte.

Ich ſchmeichelte mir, daß, wenn ich ihn aus der Verlegenheit zöge, ich mir Ehre erwerben, und ſeine Dankbarkeit mich hinlänglich entſchädigen würde. Allein nichts von beyden erfolgte. Indeß habe ich mich drey Monathe lang nach einer Wohnung umgeſehen. Ich habe endlich am 23. Dec. eine gemiethet. Aber ſeit dem Tage wird noch daran

gearbeitet. Ich bin alſo ſeit einem halben Jahre ohne Haus, ohne Zimmer, und folglich ohne Arbeit.

Urtheilen Sie, mein Herr, über meine Lage. Von meinem Vater kann ich nicht einen Thaler bekommen. Iſt man ſein ganzes Leben hindurch hartherzig geweſen, ſo wird man auch im achtzigſten Jahre nicht milde und großmüthig. Der vormalige Generaleinnehmer, Hr. Dodun, von dem ich gemiethet habe, hat mich warten laſſen, allein 4000 Livres angewandt, um mich gut einzurichten, und ich werde deſto beſſer wohnen. Ich habe Meublen, die für mich hinreichend ſind. Es fehlt mir alſo bloß an einigem Gelde, ſie hinbringen zu laſſen, einige Schulden zu bezahlen, die ich ſeit einem halben Jahre habe machen müſſen, und an einigem Vorſchuſſe, um mein Kabinett zu eröfnen und ſo lange zu leben, bis ich wieder Praxis habe, die gewiß nicht ausbleiben wird.

Ich habe immer ſagen hören, mein Herr, daß es den Unglücklichen erlaubt ſey, ſich ein wenig zu rühmen. Indem ich mich dieſes Vorrechts bediene, das ich nur zu ſehr durch meine Lage, die ſchrecklich iſt, erlangt habe, kann ich mich rühmen, daß ich keinen von den Advokaten zu fürchten habe, die jetzt praktiſiren. Habe ich Unterſtützung, ſo fange ich gleich mei-

ne Geſchäfte wieder an. Ich ſtehe als Advokat in gutem Ruf. In einem Jahre kann meine Praxis anſehnlich werden. Mein Vater wird mir endlich auch das hinterlaſſen, was er nicht mit ſich nehmen kann. Bekomme ich keine Unterſtützung, ſo iſt meine neue Wohnung mir unnütz. Ich kann nicht wieder beym Parlamente erſcheinen, und bin unwiederbringlich verlohren. Denn ich tauge zu nichts anders. Ich will alle mögliche Sicherheit leiſten. Ich will mich mit meiner Frau verbürgen. Ich will ſelbſt Wechſel ausſtellen, wenn man mir dazu die nöthige Zeitfriſt erlaubt.

Werden Sie, mein Herr, mich verlaſſen? Werden Sie die Freundſchaft vergeſſen, die Sie vormals für mich gehabt haben? Ich bin einer Ihrer älteſten Diener. Der Vertheidiger des **Oedips** muß nicht im Elende, mitten unter den ſchönſten Hofnungen umkommen. Er braucht nur ein wenig geholfen zu werden. Sie werden Sich einen Advokaten machen; und wenn er gut wird, ſo iſt die Handlung Ihrer nicht unwerth. Bisher haben Sie ſo mannichfaltige Sachen in allerley Fächern gethan, daß vielleicht Ihnen dieſe noch allein fehlt. Ich erwarte alles von Ihnen. Die Zeiten ſind ſchrecklich, weil keiner ſich aus Talenten etwas macht. Sie allein kennen ſie

alle, Sie begünſtigen ſie. Glauben Sie, daß ich zu etwas fähig bin, ſo werden Sie mich ſicherlich nicht verlaſſen. Mein Glück hängt alſo von dem Urtheile ab, daß Sie über mich fällen werden. Ich erwarte Ihre Entſcheidung mit Vertrauen. Ich wohne bey Hrn. Dubois, beym Palais Royal. In Erwartung, daß Sie mich in Stand ſetzen werden, den Hafen zu erreichen, rechne ich darauf, daß Sie mich mit einer Antwort beehren werden. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ihr
unterthänigſter ꝛc.
Mannory.

Ein andrer Brief von eben demſelben.

Sie haben mir erlaubt, mein Herr, Ihnen nach Ihrer Zurückkunft vom Lande, noch einmal beſchwerlich zu fallen. Ich bin recht gut im Schlafrock, habe aber kein Kleid, um zu jemanden gehen zu können. Alles iſt darüber zerrüttet. Haben Sie an Hrn. Thiriot gedacht? Ich bitte, mir es wiſſen zu laſſen. Seit 6 Tagen habe ich 4 Sous in der Taſche. Sie haben mir einige Unterſtützung verſprochen. Gewähren Sie ſie mir heute! Sobald ich ein Kleid habe, kann ich meinen Geſchäften wie-

der nachgehen, und meine Lage wird anders werden. Man verſpricht mir viele Beſchäftigungen beym Parlament; allein ſie ſind noch nicht angegangen. Die Ferien kommen herbey. Die Zeit iſt nicht günſtig. Werden Sie zugeben, mein Herr, daß ich vor Hunger umkomme? Ich habe geſtern und ehegeſtern nichts wie trocken Brodt gegeſſen. Es war Feſttag. Ich konnte im Schlafrock nicht ausgehen, und meinen Rock kann ich nicht anziehen. Ich mogte zu keinem gehen, und hatte kein Geld, um mir warmes Eſſen bringen zu laſſen. Meine Lage iſt ſchrecklich. Geben Sie, mein Herr, ich bitte Sie, dem Ueberbringer dieſes, was Sie zu meiner dermaligen Erleichterung beſtimmt haben. Es wird mir ſicher überbracht. Werden Sie einen alten Diener, einen Mann, der — ich darf es ſagen — einiges Talent hat, und jetzt den Hafen vor ſich ſieht, im Elende umkommen laſſen? Sein Schiff iſt ein wenig beſchädigt. Allein, eine hülfreiche Handleiſtung wird es ſicher in den Hafen bringen.

Ich bin mit der lebhafteſten Dankbarkeit ꝛc.

Mannory.

Schreiben J. J. Rouſſeau's an Voltaire.

Paris, den 11. Decbr. 1745.

Mein Herr!

Seit 14 Jahren bemühe ich mich, mich Ihrer Achtung und Ihrer Güte werth zu machen, womit Sie die jungen Muſen begünſtigen, bey denen Sie einiges Talent wahrnehmen. Da ich die Muſik zu einer Oper gemacht habe, ſo finde ich mich jetzt, ich weiß nicht wie, in einen Muſikus verwandelt. In dieſer Eigenſchaft hat mir der Herzog von Richelieu die Geſänge in Ihrer Prinzeſſin von Navarra übertragen. Er hat ſelbſt verlangt, daß ich in der Muſik die nöthigen Veränderungen machen ſollte, die zu Ihrem neuen Sujet paſſen. Ich habe meine unterthänigſte Vorſtellung gemacht. Allein der Herzog hat darauf beſtanden, und ich habe gehorcht. Dieß iſt das einzige, was ich in meiner Lage thun muß. Herr Ballot wird Ihnen dieſe Veränderungen mittheilen. Ich habe mich bemüht, ſie in ſo wenigen Worten als möglich zu geben. Dieß iſt das einzige Verdienſt, was ich ihnen ertheilen kann. Ich bitte, mein Herr, daß Sie ſie unterſuchen, oder vielmehr würdigere an ihre Stelle ſetzen mögen.

Was das Recitativ anbetrift, ſo hoffe ich

ebenfalls, daß Sie es vor der Aufführung beurtheilen, und mir die Stellen anzeigen werden, wo ich mich von dem Schönen und Wahren, das heißt von Ihrer Meynung, vielleicht entfernt habe. Wie auch dieſe ſchwachen Verſuche mögen aufgenommen werden, ſo werden ſie immer glorreich für mich ſeyn, wenn ſie mir die Ehre verſchaffen, Ihnen bekannt zu werden, und Ihnen die Bewunderung und den tiefen Reſpekt zu zeigen, womit ich die Ehre habe zu ſeyn

Ihr

unterthänigſter ꝛc.

J. J. Rouſſeau,

Bürger zu Genf.

Zweytes Schreiben J. J. Rouſſeau an Voltaire

Paris, den 30. Jan. 1750.

Mein Herr!

Ein Rouſſeau *) erklärte ſich ehemals, aus Beſorgniß, ſich von Ihnen übertroffen zu ſehen, für Ihren Feind. Ein andrer Rouſſeau,

*) Man kennt den andern Rouſſeau nicht. Es iſt nicht der Toulouſer Rouſſeau, der Verfaſſer des Journal encyclopedique, noch der Gothaer.

der es dieſem erſten an Genie nicht gleich thun kann, will ihn wenigſtens in ſeinem ſchlechten Betragen nachahmen. Ich führe eben den Namen, wie ſie, habe aber weder die Talente des einen, noch die genügſame Vermeſſenheit des andern, und bin noch weniger im Stande, ihre Ungerechtigkeiten gegen Sie zu begehen. Ich will gerne unbekannt, aber nicht entehrt leben; und ich würde mich dafür halten, wenn ich je die Hochachtung aus den Augen geſezt hätte, die Ihnen alle Gelehrten ſchuldig ſind, und die alle diejenigen gegen Sie hegen, die ſelbſt Achtung verdienen.

Ich will mich hierüber nicht weiter ausbreiten, noch ſelbſt gegen Sie das Geſetz brechen, das ich mir gemacht habe, keinen Menſchen je ins Geſicht zu loben. Allein, mein Herr, ich muß mir die Freyheit nehmen, Ihnen zu ſagen, daß Sie über einen rechtſchaffnen Mann unrecht geurtheilt haben, indem Sie ihn für fähig halten, vermeſſen und undankbar gegen die Güte und Artigkeit zu ſeyn, die Sie ihm bey Gelegenheit des Stücks der Prinzeſſin von Navarra bezeigt haben. Ich habe den Brief nicht vergeſſen, womit Sie mich damals beehrten. Er überzeugte mich vollends, daß bey allen leeren Verläumdungen, Sie die aufkei-

mende Talente wirklich begünſtigen, die es nöthig haben. Für die Talente, die ich verſuchte, würdigten Sie mir Ihre Freundſchaft zu verſprechen. Das Schickſal derſelben war unglücklich, und ich hätte es erwarten ſollen. **Ein Einſiedler, der nicht zu reden wagt, ein blöder, muthlos gemachter Mann, mogte ſich Ihnen nicht darſtellen.** Was wäre mein Vorgeben, mein Anſpruch geweſen? Es fehlte mir nicht an Eifer, allein an ſtolzer Kühnheit; und da ich es nicht wagte, vor Ihren Augen zu kommen, erwartete ich von der Zeit einige günſtige Gelegenheit, Ihnen meine Verehrung und Dankbarkeit bezeigen zu können.

Seit dem Tage habe ich **den Wiſſenſchaften und dem Einfalle entſagt, mir Ruhm zu erwerben.** Ich verzweifelte, ihn wie Sie, **durch die Kraft des Genies** zu erlangen; und ihn, wie die gemeinen Menſchen, durch Kunſtgriffe zu erlangen zu ſuchen, hielt ich für unwürdig. Allein, nie werde ich **meine Bewunderung gegen Ihre Werke aufgeben.** Sie haben die Freundſchaft und alle Tugenden als ein Mann gemahlt, der ſie kennt und liebt. Ich habe den Neid murren hören; ich habe ſeine Schreyer verachtet, und habe, ohne Beſorgniß mich zu irren, geſagt: **Jene Schriften, welche mein Herz erheben, meinen Muth**

entflammen, ſind nicht die Produkte eines Mannes, der gleichgültig gegen die Tugend iſt.

Sie haben auch ebenfalls nicht gut von einem Republikaner geurtheilt, weil Sie wußten, daß ich einer war. Ich bete die Freyheit an; ich verabſcheue eben ſo Tyranney und Sklaverey, und will ſie keinem Menſchen wünſchen. Solche Geſinnungen ſtimmen nicht wohl mit feigen Kunſtgriffen überein. Sie paſſen ſich mehr für Sklaven, oder für noch elendere Menſchen wie ſie, für kleine Schriftſteller, die über große eiferſüchtig ſind.

Ich betheure Ihnen daher, mein Herr, daß der Genfer Rouſſeau ſolche Reden, wie Sie ihm beygemeſſen, nicht allein gehalten hat, ſondern auch unfähig iſt, dergleichen zu halten. Ich ſchmeichle mir nicht, die Ehre zu verdienen, von Ihnen gekannt zu werden. Allein, wenn ich je dies Glück habe, ſo ſoll es, hoffe ich, von einer Seite geſchehen, die Ihrer Achtung werth iſt.

Ich habe die Ehre mit der tiefſten Hochachtung zu ſeyn

Ihr

unterthänigſter Diener

J. J. Rouſſeau.

Bürger zu Genf.

Drittes Schreiben J. J. Rouſſeau's an Voltaire.

Den 10. Sept. 1755.

In allem Betracht iſt es meine Pflicht, mein Herr, Ihnen zu danken. Indem ich Ihnen die Darſtellung meiner traurigen Träumereyen überſchickte, glaubte ich nicht, Ihnen ein würdiges Geſchenk zu machen, ſondern eine Pflicht zu erfüllen, und Ihnen meine Hochachtung zu bezeigen, die wir Ihnen alle, als unſerm Chef, ſchuldig ſind. Gerührt übrigens über die Ehre, die Sie meinem Vaterlande erweiſen, nehme ich an der Dankbarkeit meiner Mitbürger Antheil. Dieſe wird, wie ich hoffe, noch größer ſeyn, wenn ſie die Anweiſungen benutzt haben, die Sie ihnen ertheilen können. Verſchönern Sie die Freyſtatt, die Sie gewählt haben. Erleuchten Sie ein Volk, daß Ihrer Belehrung werth iſt. Sie, die Sie ſo ſchön die Freyheit und Tugenden zu mahlen wiſſen, lehren Sie uns, ſie in unſern Sitten, wie in Ihren Schriften zu lieben! Alles, was Ihnen nahe iſt, muß von Ihnen die Bahn zum Ruhme und zur Unſterblichkeit kennen lernen.

Sie ſehen, daß ich nicht dahin ſtrebe, uns wieder in den rohen Naturſtand zu verſetzen,

obgleich ich meiner Seits das wenige ſehr bedaure, das ich davon verlohren habe. Ihrer Seits würde dieß Zurücktreten ein ſo großes Wunder ſeyn, daß nur Gott allein vermögend wäre, es zu thun, und ſo ſchädlich, daß nur der Teufel allein es wünſchen mögte. Verſuchen Sie alſo nicht, wieder auf den Vieren zu kriechen. Keinem Menſchen in der Welt würde es weniger gelingen, als Ihnen. Sie ſtellen uns zu gut wieder auf unſre zwey Beine, als daß Sie nicht mehr auf Ihren ſollten ſtehen können.

Ich gebe alle die Widrigkeiten zu, die berühmte Gelehrte auszuſtehen haben; ich gebe ſelbſt alle Leiden zu, die mit der Menſchheit verbunden ſind, die von unſern nichtigen Kenntniſſen unabhängig ſcheinen. Die Menſchen haben über ſich ſelbſt ſo viele Quellen der Leiden eröfnet, daß wenn auch das Ohngefähr einige von ihnen ableitet, ſie darum wenig glücklicher ſind. Uebrigens giebt es in den Fortſchritten der Dinge geheime Verbindungen, die der gemeine Haufen nicht erblickt, die aber dem Auge des Philoſophen nicht entgehen, wenn er darüber nachdenken will.

Weder Terenz, noch Cicero, noch Virgil, noch Seneka, noch Tacitus haben die Laſter der Römer, und das Unglück Roms verurſacht.

Allein, ohne das langſame und ſchleichende Gift, welches allmählig die kraftvollſte Regierung verdarb, die je die Geſchichte beſchrieben hat, hätten weder Cicero, noch Lucrez, noch Saluſt, noch alle andern exiſtirt oder geſchrieben. Das liebenswürdige Jahrhundert des Laelius und Terenz führte von weitem das glänzende Jahrhundert des Auguſt und Horaz, nnd endlich die ſchrecklichen Jahrhunderte des Seneka und Nero, des Tacitus und Domitians herbey. Der Geſchmack an Wiſſenſchaften und Künſten entſteht bey einem Volke aus einem innern Verderben, das es ſeiner Seits bald vermehrt. Und wenn es wahr iſt, daß alle menſchliche Fortſchritte dem Ganzen nachtheilig ſind, ſo beſchleunigen die Fortſchritte des Geiſtes und der Kenntniſſe, wodurch unſer Stolz, und unſre Verirrungen vermehrt werden, bald unſer Unglück. Allein es kommt eine Zeit, wo die Wiſſenſchaften nothwendig ſind, um den Wachsthum des Unglücks zu verhindern. Sie ſind das Eiſen, das man in der Wunde laſſen muß, damit der Verwundete nicht ſtirbt, indem man es herausreißt.

Wäre ich, was mich anbelangt, meiner erſten Beſtimmung gefolgt, hätte ich weder geleſen noch geſchrieben, ſo würde ich dabey ohne Zweifel glücklicher geweſen ſeyn. Wären indeß die Wiſſenſchaften jetzt vernichtet, ſo wäre

mir das einzige Vergnügen geraubt, was ich noch habe. Im Schooße der Wiſſenſchaften tröſte ich mich für alle meine Leiden. Unter ihren berühmten Zöglingen ſchmecke ich das Süße der Freundſchaft, lerne ich das Leben genießen, und mich vor dem Tode nicht fürchten. Ich verdanke ihnen das Wenige, was ich bin; ich verdanke ihnen ſelbſt die Ehre, Ihnen bekannt zu ſeyn. Allein, laſſen Sie uns das Glück unſrer Lage, und die Wahrheit in unſern Schriften bedenken! Obgleich Philoſophen, Geſchichtſchreiber und wirkliche Gelehrte nöthig ſind, um die Welt aufzuklären und ihre blinden Bewohner zu leiten, ſo kenne ich — wenn der weiſe Memnon mir anders wahr geſagt — nichts thörichteres, als ein Volk von Weiſen. Geſtehen Sie mir zu, mein Herr: Wenn es gut iſt, daß große Genies die Menſchen belehren, ſo muß der gemeine Haufen ihren Unterricht annehmen. Wenn aber jeder denſelben ertheilen will, wer ſollen denn die ſeyn, die denſelben annehmen? Die Hinkenden, ſagte Montagne, ſind zu Leibesübungen nicht geſchickt; und eben ſo wenig zu Geiſtesübungen die hinkenden Seelen. Und in unſerm weiſen Jahrhunderte ſieht man nur Hinkende, die andre gehen lehren wollen.

Das Volk empfängt dermalen die Schriften der Gelehrten, um ſie zu beurtheilen, nicht um ſich zu unterrichten. Nie ſah man ſo viele Pöbelkritiker. Das Theater wimmelt davon, die Kaffeehäuſer ertönen von ihren Ausſprüchen, und ich höre, daß ein junger Laffe den Chineſiſchen Wayſen kritiſirt, weil er Glück macht; ein junger Laffe, der ſo wenig im Stande iſt, die Mängel deſſelben einzuſehen, da er kaum die Schönheiten deſſelben empfindet.

Laſſen Sie uns zu der Urquelle aller Unordnungen in der Geſellſchaft zurückgehen; wir werden finden, daß alle Uebel der Menſchen mehr aus den Irthümern, als aus der gänzlichen Unwiſſenheit entſpringen; und daß das, **was wir nicht wiſſen, uns weniger ſchädlich iſt, als das, was wir zu wiſſen glauben.** Was iſt demnach für ein ſicheres Mittel, von Irthümern in Irthümer zu verfallen, als die **Wuth alles wiſſen zu wollen?** Hätte man nicht geglaubt zu wiſſen, daß ſich die Erde nicht umdrehe, ſo hätte man Galiläi nicht beſtraft, weil er ſagte, daß ſie ſich umdrehe. Hätten die Philoſophen allein auf den Titel Philoſoph Anſpruch gemacht, ſo würde die Encylkopädie keine Verfolger gehabt haben. Strebten hundert Zwerge nicht nach Ruhm, ſo würden Sie in Ruhe den Ihrigen genießen, oder wenigſtens

bloß Gegner haben, die Ihrer werth wären. Laſſen Sie es ſich daher nicht wundern, einige Dornen fühlen zu müſſen, die von den Blumen unzertrennlich ſind, die große Talente krönen. Die Beleidigungen Ihrer Feinde ſind die Begleiter Ihres Ruhms, wie es die ſatyriſchen Zurufungen einſtens waren, womit man die Helden der Triumphe überhäufte. Der Beyfall, womit das Publikum alle Ihre Schriften aufnimmt, iſt die Urſache der gelehrten Diebſtähle, worüber Sie ſich beklagen. Allein dieſe Betrügereyen glücklich durchzuſetzen, iſt nicht leicht. Denn Eiſen und Bley vermiſchen ſich nicht mit Gold.

Bey dem Antheile, den ich an Ihrer Ruhe, und an unſrer Belehrung nehme, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ſage: Verachten Sie unwürdige Schreyer, durch welche man weniger Ihnen böſes zu thun, als Sie vom wohlthätigen Handeln abzuhalten ſucht. Je mehr man Sie tadelt, deſto mehrere Bewunderung müſſen Sie ſich erwerben. **Eine gute Schrift iſt eine ſchreckliche Antwort auf elende Beleidigungen.** Wer wird ſich unterſtehen, Ihnen Schriften zuzuſchreiben, die Sie nicht gemacht haben, ſo lange Sie fortfahren, unnachahmliche zu machen. Ich bin gerührt über Ihre Einladung, und wenn mich der je-

tzige Winter im Stande erhält, im Frühlinge nach meinem Vaterlande abzureiſen, ſo werde ich von Ihrer Güte Gebrauch machen. Allein ich mag lieber Waſſer aus Ihrer Quelle, als Milch von Ihren Kühen trinken; und was die Kräuter Ihres Fruchtgartens anbetrift, ſo beſorge ich allein Lotus darin zu finden, der nur Futter fürs Vieh iſt, oder Moly, der die Menſchen verhindert, es zu werden.

Ich bin von ganzem Herzen ꝛc.

J. J. Rouſſeau,
Bürger von Genf.

Schreiben des Hrn. Guyot von Merville an Hrn. von Voltaire.

Lyon, den 15. Apr. 1755.

Es kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn, mein Herr, daß ich mich ſeit zwey Jahren zu Genf aufhalte. Bey der Art von Nothwendigkeit, in die mich das ſchlechte Betragen der franzöſiſchen Akteurs zu Paris verſetzte, ihre Geſellſchaft zu verlaſſen, war kein Ort, der zu meiner natürlichen Liebe zur Ruhe und Freyheit beſſer paßte. Ich bin mit meiner Wahl um ſo mehr zufrieden, da andre Gründe Sie auch bewogen haben, eben dieſelbe Freyſtatt zu wählen. Allein, nicht genug, daß unſer Geſchmack derſelbe iſt; auch unſre Geſinnungen müſſen wieder miteinander vereinigt werden. Welche Unannehmlichkeit für beyde,

wenn wir dieſelben Oerter bewohnten, dieſelben Häuſer beſuchten, und uns nur mit Zwang, nur mit Bitterkeit ſehen und ſprechen konnten. Ich weiß, daß ich Sie beleidigt habe. Allein ich habe es mit keiner von den Leidenſchaften gethan, die eben ſo ſehr der Menſchheit als der Litteratur Schande machen.

Meine Ergebenheit gegen **Rouſſeau**, meine Gefälligkeit gegen den Abt Desfontaines ſind die einzigen Urſachen des Uebels, das ich Ihnen habe thun wollen, aber nicht gethan habe. Ihr Tod hat Sie für Ihre Eingebungen gerächt und der wenige Vortheil der Aufopferungen, die ich ihnen machte, hat mich wegen ihres Abſterbens getröſtet.

Tauſend Menſchen könnten Ihnen, mein Herr, ſagen, daß ich Sie mehr als Ihre eifrigſten Anhänger ſchätze, weil ich Sie nicht ſo leichtfertig und blindlings als jene ſchätze. Der Beweis davon iſt unwiderleglich. Der Akteur zu Lyon, d'Auberval, deſſen Talente Sie gebilligt haben, und deſſen Karakter Sie verehren würden, wenn Sie ihn ſo kennten, als ich, kann Ihnen bezeugen, daß ich ihm drey Tage vor Ihrer plötzlichen und unerwarteten Abreiſe die Verſe zuſtellte, die ich Ihnen jetzt überſchicke. Ich benutzte Ihren kurzen Aufenthalt in jener Stadt, durch welche ich ebenfalls nur durchreiſete. Dieſe Verſe kommen noch jetzt zur gelegnen Zeit, weil ich in der Mitte dieſes Monaths zu Genf ankommen, und wir beyde dann daſelbſt angeſeſſen ſeyn werden. Ich habe denſelben nichts als folgende Anerbietungen beyzufügen.

Ich habe, in vier Bänden Manuſcript, eine Kritik Ihrer Werke verfertigt. Ich will ſie Ihnen zuſenden. An der Spitze meines erſten Luſtſpiels befindet ſich ein Brief, der, wie mir Rouſſet ehemals ſchrieb, Sie aufgebracht hat. Ich will ihn in der Ausgabe meiner Werke, die ich veranſtalte, unterdrücken. Der Abt Desfontaines hat zwey poetiſche Aufſätze drucken laſſen und ſie mir wider Sie mitgetheilt. Auch dieſe will ich unterdrücken, — und ſo mich um Ihre Freundſchaft verdient machen.

Ich will noch mehr thun. Meine vermiſchten Schriften in zwey Bänden ſind einem Edelmann im Pays de Vaud gewidmet, der vor Begierde brennt, Sie zu ſehen, und deſſen Bekanntſchaft Ihnen angenehm ſeyn wird. Um das Publikum von der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen und meines Betragens gegen Sie zu überzeugen, bin ich, wenn Sie es erlauben, bereit, Ihnen mein Theater in vier Bänden zu widmen. Ich glaube nicht, daß Sie etwas mehr verlangen können.

Allein a propos, da ich von Ausgaben ſpreche! Es iſt ſehr Zeit, daß Sie, ſo wie ich, darauf denken, eine Ausgabe Ihrer Werke unter Ihren Augen und Namen zu veranſtalten. Das Publikum erwartet ſelbige mit Ungeduld, weil es nie glauben wird, daß es Sie beſitze, wenn Sie ſich nicht ſelbſt herausgeben. Sie ſind dazu zu Genf am rechten Ort. Wenn Sie wollen, will ich einen Theil des Materiellen bey dieſem Drucke übernehmen, ſo wie ich ehemals vor 30 Jahren die Korrektur der Henriade im Haag beſorgte.

Ich ſchicke eine Abſchrift dieſes Briefes und der Verſe, die demſelben beygefügt ſind, an den Hrn. von Montperoux, der mich mit ſeiner Achtung und Zuneigung beehrt. Ich ſchmeichle mir, daß er alles wohl unterſtützen werde. Allein iſt es nöthig, daß der Herr Reſident noch ſeine Empfehlung mit meinem Schritte verbinde? Wiſſen Sie nicht, mein Herr, daß es größer iſt, ſeine Fehler einzuſehen, als nie Fehler zu begehen, und rühmlicher, zu verzeihen, als ſich zu rächen? Ich rede zu Voltaire, und es iſt Merville, der zu ihm redet. Sie ſehen, daß ich als Poet beſchließe. Allein nicht als Poet, ſondern als Freund, als Bewundrer, als ein Mann, der denkt, verſichre ich Sie von der beſondern Hochſchätzung, und vollkommnen Ergebenheit, womit ich bin ꝛc.

Guyot von Merville.

Schreiben des Grafen von Treſſan an Voltaire.

Commerci, den 29. Jul. 1759.

Se. Polniſche Majeſtät haben mir den Auftrag gegeben, daß ich ſtatt Ihrer, auf den ſchönen Brief antworte, den Sie von Ihnen erhalten haben. Dieſer Prinz befiehlt mir, Sie von Seiner Freundſchaft und Seiner Hochſchätzung gegen Ihre Werke zu verſichern.

Se. Majeſt. beſtätigen von neuem das Zeugniß, das Sie mir aufgetragen hatten,

Ihnen in Betreff der genauen Wahrheit der hiſtoriſchen Erzählungen zu überſchicken, die Ihre Geſchichte Carls XII. enthält. Se. Majeſt. haben von Ihnen mit vielem Vergnügen vernommen, daß Dero Schwiegerſohn, der König, die Privilegien Ihrer Güter erneuert, und Ihnen dadurch einen ausgezeichneten Beweis ſeiner Gnade und Achtung gegeben hat. Allein, ich fühle, mein Herr, was Ihnen alles abgehen würde, wenn Sie nicht wenigſtens die Züge einer Hand ſähen, die Sie gerne küßten. Ein einziges Wort von dieſem angebeteten Prinzen, der unaufhörlich das ausführt, was Sie an großen Königen zu loben pflegen, wird Ihnen tauſendmal ſchätzbarer ſeyn, als alles, was Ihnen der getreueſte Ihrer Diener und Freunde ſagen könnte.

Treſſan.

Nachſchrift des Königs, die kaum leſerlich war.

„Ich antworte Ihnen vom Herzen, da mir das Geſicht fehlt, um Ihnen zu verſichern, daß ich ſtets die Geſinnungen der vollkommenſten Hochachtung und Freundſchaft für Sie hege.“

Stanislaus.

Briefe des Hrn. Clement an Hrn. von Voltaire.

Erſter Brief.

Dijon, den 6. Dec. 1759.

Mein Herr!

Wüßte ich nicht, daß Sie bey Ihrer Weisheit die Kleinigkeiten der Großen verachten, und ihrer nicht fähig ſind, ſo würde ich mich nicht darüber wundern, daß Sie auf den Brief nicht geantwortet haben, den ich mir die Freyheit genommen hatte, an Sie zu ſchreiben, und worin ich Ihnen alles ſchilderte, was mein Herz empfand. Ich war überzeugt, daß wenn meine Hand Ihnen getreue Abdrücke meiner Empfindungen entwürfe, der Edelmuth Ihrer Empfindungen Sie gewiß nicht bey dem Kummer eines Unglücklichen ungerührt ſeyn laſſen, und daß Sie die Thränen abtrocknen würden, die ein unglückliches Schickſal erregt hat. Ich war überzeugt, daß man Ihre Güte nicht vergebens anflehe, daß ſich Ihre Arme leicht ausſtreckten, um der Unſchuld eine Freyſtatt zu geben, und daß endlich ihr Herz noch größer wie Ihr Geiſt ſey. Hiervon war ich überzeugt, bin es auch noch, und eben dieß machte mich kühn, Ihnen meine traurige Lage in meinem erſten Briefe zu ſchildern. Ur-

theilen Sie jetzt, mein Herr, ob Ihr Still-ſchweigen mich nicht betrüben muß. Ach! vielleicht haben Sie ſich eingebildet, daß ich Ihre Freundſchaft, Ihre Wohlthaten, mit dem ſchwärzeſten Undank belohnen, daß ich niederträchtig, daß ich ſtrafbar genug ſeyn würde, nicht dankbar dafür zu ſeyn. Nehmen Sie, mein Herr, wenn Sie wollen, auf meine andre Bitten keine Rückſicht; aber thun Sie mir nicht die Beleidigung an, ſo meine Rechtſchaffenheit in Verdacht zu haben. Sie iſt noch das einzige Gut, was ich beſitze; das koſtbare Gut, das ich vor der allgemeinen Verderbniß erhalten mögte. Ihr Argwohn würde es entſtellen. Ihre Großmuth, Ihre Seelengröße können den Glanz deſſelben erhalten, können ihn erheben. Meine innigſte Ergebenheit, mein Eifer, meine Verehrung ſind meine einzigen Güter. Sie gehören Ihnen, werden Ihnen immer gehören. Wenn Sie mir ſelbſt das abſchlagen ſollten, warum ich Sie ſo dringend erſuche, das Sie aber nicht genöthigt ſind, mir zu bewilligen, wenn, ſage ich, Sie es mir abſchlagen ſollten, ſo werde ich ſtets überzeugt ſeyn, daß Ihre Tugend es zugiebt, daß aber Gründe, die ich nicht kenne, Sie davon abhalten, und werde dann nur allein nach dem Glücke ſeufzen, dieſen zu erfahren. Welches

auch endlich Ihre Wohlthaten ſeyn mögen, ſo geben Sie doch einem jungen Menſchen davon Nachricht, den die Ungewißheit in die traurigſte Lage verſetzt, und der Sie deshalb nicht weniger lieben wird, wenn Sie ſeine Wünſche nicht erhören.

Vielleicht, mein Herr, haben Sie meinen erſteren Brief nicht erhalten. Wenn dieß wäre, und Sie ihn ſehen wollten, ſo haben Sie nur die Güte, es mir zu melden.

Clement.

Zweytes Schreiben deſſelben an Voltaire.

Erlauben Sie, mein Herr, daß ein junger Menſch, der die ſchönen Wiſſenſchaften, ohne ſich ihn widmen zu können, und die Genies liebt, die ſie mit Glück bearbeiten, Ihnen jetzt von neuem die aufrichtigſte Hochachtung bezeige, die ihm angenehmer, als Ihnen iſt. Die Empfindungen, die meine Offenherzigkeit Ihnen entdeckt hat, haben Sie zu rühren geſchienen. Ich bin für meine zärtliche Ergebenheit hinlänglich belohnt, wenn Sie ſie ſo gefühlt haben, wie ich ſie fühle.

Die Güte, die Sie mir bezeigt haben, veranlaßt mich, Sie um eine Gnade zu bitten. In einigen Augenblicken, die traurige Beſchäftigungen meiner Liebe zur Dichtkunſt übrig laſſen,

habe ich den verwegnen Vorſatz gefaßt, ein Trauerſpiel über das beſonderſte und intereſſanteſte Sujet zu verfertigen, das vielleicht die neuere Geſchichte darbietet. Dieß iſt die Hinrichtung Karls I. und die Reichsuſurpation Cromwells. Die Schwierigkeiten, dieſen Stoff zu behandeln, waren groß, und die Arbeit eines Jahres hat ſie noch nicht überſtiegen. Ich habe bisher nur den Plan meines Stücks entworfen, habe ihn mehrmals verändert, und einen ganzen Akt, uud noch mehr unnachſichtig verbrännt, was nicht zu der Vorſtellung paßte, die ich mir von der Schönheit meines Stoffs gemacht hatte. Ich bin indeß nicht muthlos geworden, und habe von neuem angefangen. Allein ich habe — was meinen Eifer erkaltet hat — erfahren, daß Sie ſeit einiger Zeit eben den Stoff bearbeiten, und früher oder ſpäter das Stück herausgeben werden.

Sie können leicht denken, mein Herr, daß meine Verwegenheit nicht ſo weit gehen wird, mit Ihnen in Konkurrenz zu treten. Nur wenige Genies können dieſelbe Laufbahn, wie Ihre Lehrer, betreten, und ſie beſiegen. Ich würde meinen Plan bald aufgeben, wenn ich gewiß wüßte, daß er auch der Ihrige wäre, zumal, da es viellcicht das einzige Werk iſt, das ich in meinem unbekannten Leben, in einer

Stadt verfertigen könnte, wo es Männer von Verſtand giebt, die ihn nicht brauchen, und die haſſen oder verachten, die ihn brauchen. Meine Zeit wird durch die Arbeit verkürzt werden; das einzige Gut, das einzige Vergnügen, das das Schickſal mir nicht hat rauben können; und Cromwell, dem ich meine übrige Lebenszeit widmete, würde das Andenken eines jungen Menſchen erhalten, der zu früh alt wurde, weil er zu früh anfing zu denken.

Ja! ich habe mir ſeit dem ſiebenten Jahre Mühe gegeben, die Wiſſenſchaften zu erlernen; und Sie können leicht denken, wie ſehr ein beſtändiges Studiren die Geſundheit eines Kindes aufreibt. Allein, verzeihen Sie, daß ich Sie ſo lange mit ſo unwichtigen Dingen unterhalte. Benachrichtigen Sie mich daher, ich bitte Sie, ob ich meinen Entwurf fortſetzen ſoll, und ob Sie ihn nicht ſchon ſelbſt ausgeführt haben. Würdigen Sie mich Ihres Unterrichts. Ich habe ihn zu ſehr nöthig, und mein Eifer iſt zu groß, als daß Sie ihn mir nicht ertheilen ſollten. Ihre Einſichten können mir Hinderniſſe aufdecken, die ich nicht vorher geſehen habe, oder Schönheiten, die ich mir nicht vorſtellen konnte. Sie werden mich bey einer ſchweren Arbeit ermuntern, und mir die Klippen zeigen. Ohne Sie würde ich auf die-

ſelben gerathen. Ihr Genie wird mich ſie vermeiden helfen. Schlagen Sie dieſe Bitte einem jungen Menſchen nicht ab, der ſich zu belehren ſucht, der ſeine Lehrer verehrt, der Sie liebt, weil er Ihre Werke liebt, und der Ihnen alles verdankt, weil Ihre Werke ihn denken gelehrt haben.

Mit der innigſten Hochſchätzung ꝛc.

Clement.

Drittes Schreiben deſſelben an Voltaire.

Paris, den 5. Dec. 1768.

Mein Herr!

Ich habe meine Feſſeln zerbrochen; ich habe den Schulſtaub abgeſchüttelt. Jetzt bin ich frey und faſt glücklich zu Paris, in dem Mittelpunkte der Wiſſenſchaften, wo ich ſchon ſo lange gewünſcht habe zu ſtudiren. Aber wie ſehr haben die Künſte, die Wiſſenſchaften und der gute Geſchmack in dieſer Gegend abgenommen! Wie wenig ſtimmt alles mit den Vorſtellungen überein, die ich mir nach dem Leſen unſer klaſſiſchen Schriftſteller gemacht hatte! Ich bin hier wie aus den Wolken gefallen. Ich verſtehe hier keinen Menſchen, und man verſteht mich nicht. Man ſagt mir von Luſtſpielen, die Thränen erregen, und ich ſehe Trauer-

ſpiele, die Lachen erregen. Man ſagt mir, daß ich nach dieſem Geſchmacke arbeiten müſſe, und ich weiß nicht, was das für ein Geſchmack iſt. Indeß muß man ſich darnach wohl bequemen, und ich fange ſchon an, einzuſehen, daß dieß eben ſo ſchwer nicht iſt.

In der That, mein Herr, ich weiß nicht, was man einſt von unſerm Jahrhunderte denken wird. Allein ich ſehe wohl, daß es dem Jahrhunderte des Seneka und Silius Italikus ſchrecklich gleicht. Sie haben das Ende der ſchönen Tage unſerer Litteratur geſehen. Sie haben uns ſo lange dafür getröſtet, und Sie haben den Kummer, keine Hofnung zurück zu laſſen, die uns bey Ihrer Abweſenheit tröſtete.

Verzeihen Sie, mein Herr, dieſe Klagen einem jungen Anhänger des alten Geſchmacks, einem Bewundrer Ihrer Werke. Es iſt mir nicht möglich, mich zu gewöhnen, das ſchön zu finden, was es nie ſeyn wird, ſo lange man nicht Moliere, Boileau, Racine und Sie für abſcheulich hält.

Doch ich komme endlich auf die Hauptſache meines Briefes. Sie betrift meinen Dank für die Bekanntſchaft des Herrn de la Harpe, die Sie mir verſchaft haben. Ich muß ſeine Höflichkeit und ſeine Rathſchläge, und vornemlich

ſeine Verehrung gegen Sie ſehr rühmen. Er ſchwört auf Ihren Namen, wie Philoktetes auf den Namen des Herkules ſchwur, und ich zweifle nicht, daß er die Rolle Philoktets vortreflich ausfüllt. Er wäre unſtreitig wohl im Stande, ſich dem Strohme entgegen zu ſtellen, und die Ungeheure unſrer Litteratur zu bekämpfen. Allein das Uebel iſt zu ſehr eingewurzelt. Sein Beyſpiel kommt zu ſpät, und er wird ſich bloß von dem allgemeinen Schiffbruche retten.

Ich habe meine Médeé non-Magicienne dem Herrn **Le Kain** zugeſtellt, und erwarte ſeine Meynung, ob ſie den verſammelten Akteurs vorgeleſen werden ſoll. Ich verſpreche mir nicht viel Glück davon; werde mich aber leicht darüber tröſten, indem ich es beſſer zu machen ſuche.

Da mein Vermögen nicht hinreichend iſt, als bloßer Versmacher allhier zu leben, ſo ſuche ich als Sekretair oder als Hofmeiſter in einem angeſehenen Hauſe unterzukommen. Wenn Sie, mein Herr, durch Ihre Bekanntſchaften mich in dieſer Hinſicht unterſtützen könnten, ſo würde dieß Ihre Gütigkeiten noch beſonders vermehren, und mein Dank, ſo lange wie ich, dauren.

Ich habe die Ehre mit Bewunderung und der aufrichtigſten Ergebenheit zu ſeyn ꝛc.

Clement.

Beſondre Merkwürdigkeiten und Nachrichten über Voltaire, von dem berühmten Schauſpieler Le Kain.

„Die Freundſchaft eines großen Mannes iſt eine Wohlthat der Götter.“

Oedip, 1ſter Akt, 1ſte Scene.

„Muß ich mich nicht eines Mannes rühmen, der mir meinen Stand, mein Vermögen, und zugleich das Glück meines Lebens verſchaft hat? Eine kurze weſentliche Beſchreibung der Umſtände wird das gewählte Motto rechtfertigen, das ſonſt vielleicht ein wenig zu ſtolz ſcheinen könnte.

Der Friede von 1748, der die Vergnügungen aller Art wieder nach Paris zurückbrachte, wurde die merkwürdige Epoche einer neuen Einrichtung unter einigen Bürgergeſellſchaften, die ſich mit einander verbanden, Komödien aufzuführen.

Das erſte Theater wurde im Hotel Soye-

court, in der Vorſtadt St. Honore', das zweyte im Hotel von Clermont-Tonnere, und das dritte im Hotel Jabac errichtet. Von dieſem letztern war ich der Stifter.

Von allen jungen Leuten, die ſich damals auf dieſen verſchiednen Theatern einige Bekanntheit erwarben, und von denen einige ſich in den Provinzen niedergelaſſen haben, bin ich der einzige, der zu Paris geblieben iſt. Dieß iſt mein Glück, das ich mehr meinem guten Stern, als meinen beſondern Talenten verdanke. Die Sache gieng folgendermaßen zu.

Der Eigenthümer des Hotels Jabac ſah ſich genöthigt, einige nothwendige Reparationen in dem Saale machen zu laſſen, den wir beſetzt hatten. Wir ſahen uns daher gedrungen, die Schauſpieler von Clermont-Tonnere um die Erlaubniß zu erſuchen, daß wir abwechſelnd mit ihnen auf ihrem Theater ſpielen könnten; eine Konvention, die zwiſchen ihnen und uns im Monat Julius 1749 geſchloſſen wurde, indem wir die Hälfte der Miethkoſten bezahlten. Wir gaben zuerſt daſelbſt Sidney und George-Dandin.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Konkurrenz dieſer beyden Geſellſchaften im Publikum einigen Disput veranlaßte, deſſen Entſcheidung für die eine Geſellſchaft nicht günſtig

ſeyn konnte, ohne das Anſehen zu vermindern, das die andre bis dahin genoſſen hatte. Die Meynungen über die Talente der und der Herren, und der und der Mamſells waren getheilt. Die einen waren ſchöner und artiger als die andern; aber dieſe hatten mehr Erfahrung auf dem Theater, mehr Reitz, mehr Feinheit ꝛc. ꝛc. So unterhielt ſich das Publikum, und nahm theils für die Akteurs von Tonnere, theils für die von Jabac Parthey. Allein, wer hätte je denken ſollen, daß eine Geſellſchaft junger Leute, die aus bloßem Vergnügen zuſammen getreten waren, die Eiferſucht und Beſchwerden der großen fixirten Sänger Melpomenens erregt hätten?

Der Einfluß dieſer letztern brachte es dahin, daß wir unſre Bühne ſchließen mußten. Ein janſeniſtiſcher Prieſter eröfnete ſie uns wieder. Dieß war der geiſtliche Rath beym Pariſer Parlamente, der Abt von Chauvelin. Er hatte die Gefälligkeit, ſich für Zöglinge gegen ihre Lehrer zu verwenden. Wir wollten den **böſen Reichen**, ein Stück in 5 Aufzügen, vom Herrn **d'Arnaud** ſpielen. Das Stück verdiente, nach dem Urtheile der glänzendſten Geſellſchaft, die damals zu Paris war, wenigen Beyfall. Dieß war im Februar 1750.

Herr **von Voltaire** wurde dazu von dem

Verfaſſer eingeladen. Und dieſer große Mann ſchien, — war es Nachſicht gegen Hrn. d'Arnaud, oder bloße Güte gegen die Schauſpieler, die ſich alle erdenkliche Mühe gegeben hatten, ein mittelmäßiges und unintereſſantes Stück gut aufzuführen — ziemlich zufrieden, und erkundigte ſich ſehr genau, wer der wäre, der die Rolle des **Verliebten** geſpielt hätte. Man antwortete ihm, daß dieß der Sohn eines Goldſchmids in Paris ſey, der bloß zum Vergnügen ſpiele, aber Akteur zu werden, ſich wirklich vorgeſetzt hätte. Er ſagte dem Hrn. d'Arnaud, daß er wünſche, mich kennen zu lernen, und erſuchte ihn, mir doch ſagen zu laſſen, daß ich ihn übermorgen beſuchen mögte.

Das Vergnügen, das mir dieſe Einladung verurſachte, war noch größer als mein Erſtaunen darüber. Allein ich kann nicht beſchreiben, was ich beym Anblicke eines Mannes empfand, deſſen Augen von Feuer, von Einbildungskraft und Genie funkelten. Wie ich ihn anredete, fühlte ich mich von Hochachtung, Enthuſiasmus, von Bewunderung und Furcht durchdrungen. Ich fühlte auf einmal alle dieſe Empfindungen, als Herr von Voltaire die Güte hatte, meiner Verlegenheit ein Ende zu machen, die beyden Arme ausſtreckte, und Gott dankte, daß er ein Weſen hervorgebracht hätte, welches über

ſeine ziemlich ſchlechtrn Verſe bewegt und gerührt worden.

Er fragte mich darauf verſchiednes über meinen Stand und den Stand meines Vaters, über die Art, wie ich erzogen worden, und über meine Ausſichten. Nachdem ich ihm auf alle dieſe Punkte geantwortet, und ein Dutzend Taſſen mit Kaffee vermiſchter Chokolade — **die einzige Nahrung des Hrn. v. Voltairs, von 5 Uhr Morgens, bis 3 Uhr Nachmittags**, — ausgeleert hatte, geſtand ich ihm mit unerſchrockner Entſchloſſenheit, daß ich kein größres Glück auf der Welt kennte, als Komödie zu ſpielen, daß ich über mich zu diſponiren, ein kleines väterliches Erbtheil von ungefähr 750 Livres Renten, und Urſache hätte zu hoffen, daß wenn ich das Gewerbe und Handwerk meines Vaters aufgäbe, ich beym Tauſche nichts verliehren würde, wenn ich einmal in die Geſellſchaft der Königl. Schauſpieler aufgenommen würde.

„Ach! mein Freund, ſagte Herr v. **Voltaire, wählen Sie ja nicht dieſe Beſtimmung. Spielen Sie Komödie zu Ihrem Vergnügen; allein machen Sie es nicht zu dem Geſchäfte Ihres Standes. Es iſt das ſchönſte, das ſeltenſte, das ſchwerſte Talent; allein Dummköpfe haben es herab-**

gewürdigt, und ſcheinheilige Fromme als gottlos verſchrieen. Frankreich wird einſtens Ihre Kunſt ſchätzen; allein dann wird kein Baron, kein le Couvreur, kein Dongeville mehr ſeyn. Wollen Sie Ihr Vorhaben aufgeben, ſo will ich Ihnen zehn tauſend Livres vorſchießen, damit Sie Ihr Gewerbe anfangen können. Sie ſollen ſie mir wiederbezahlen, wenn Sie dazu im Stande ſeyn werden. Nun! mein Freund, beſuchen Sie mich am Ende der Woche wieder! Ueberlegen Sie die Sache wohl, und geben mir eine beſtimmte Antwort!“

Betäubt, beſtürzt, und bis zu Thränen über die Güte und edlen Anerbietungen des großen Mannes gerührt, den man für geizig, hart und unmitleidig ausgab, wollte ich mich in Dank einlaſſen. Ich fieng vier Redensarten an, ohne eine einzige endigen zu können. Endlich machte ich ihm ſtotternd meine Verbeugung. Ich war im Begrif, aus der Thüre zu gehen, als er mich zurückrief, und mich bat, einige Stellen aus den Rollen zu recitiren, die ich ſchon geſpielt hätte. Ohne die Sache zu überlegen, ſchlug ich ihm ſehr ungeſchickt eine Stelle aus dem zweyten Akt des Guſtavs zum deklamiren vor. „Weg, weg mit Piron! verſetzte er mir mit einer donnernden, ſchrecklichen

Stimme, ich liebe die ſchlechten Verſe nicht; Sagen Sie mir alles her, was Sie von Racine wiſſen.“

Zum Glück erinnerte ich mich, daß ich, wie ich noch auf der Mazariniſchen Schule gieng, das ganze Trauerſpiel Athalia auswendig gelernt, und es unzähligemal von den Schülern hatte repetiren hören, die es aufführen ſollten. Ich fieng alſo die erſte Scene an, indem ich abwechſelnd Abner und Joab ſpielte. Allein ich war noch nicht zu Ende, als Herr von Voltaire mit Enthuſiasmus ausrief:“ Ach! mein Himmel! welch ſchöne Verſe! Und was das auffallendſte iſt, das ganze Stück iſt mit eben der Wärme, mit eben der Vortreflichkeit von der erſtern bis zur letzten Scene geſchrieben Allenthalben iſt die Poeſie deſſelben unnachahmlich.“ Adieu, mein lieber Sohn, ſagte er endlich, indem er mich umarmte, ich ſage Ihnen vorher, daß Sie eine hinreißende Stimme haben, daß Sie einſt das Vergnügen von Paris ſeyn werden. Aber begeben Sie ſich nicht auf ein öffentliches Theater.“

Dieß iſt die genaueſte Erzählung von meiner erſten Unterredung mit Herrn von Voltaire. Die zweyte Unterredung war entſcheidender. Nach den dringendſten Bitten von

meiner Seite willigte er ein, mich als Penſio=nair zu ſich zu nehmen, und über ſeine Wohn=zimmer ein kleines **Theater** bauen zu laſſen, wo er mich mit ſeinen Nichten und meiner gan=zen Geſellſchaft ſpielen ließ. Er ſah es mit großem Misvergnügen, daß die beluſtigende Unterhaltung des Publikums und unſrer Freun=de uns bisher ſo viel Geld gekoſtet hätte.

Der Aufwand, den Herr **von Voltaire** für dieſes temporaire Etabliſſement machte, und das uneigennützige Anerbieten, das er mir einige Tage vorher gethan hatte, bewies mir auf eine rührende Weiſe, daß er eben ſo großmüthig und edel in ſeinem Betragen ſey, als ſeine Feinde ungerecht waren, indem ſie ihn einer geizigen Sparſamkeit beſchuldigten. Dieß ſind Thatſachen, von denen ich Zeuge ge=weſen bin. Noch bin ich der Wahrheit ein an=dres Geſtändniß ſchuldig: nämlich, daß Herr von Voltaire mich nicht allein über ein halbes Jahr mit ſeinem Rathe unterſtützt, ſondern mich auch während der Zeit frey gehalten, und mir, ſeitdem ich beym Theater bin, mehr, wie ich beweiſen kann, als zwey tauſend Tha=ler geſchenkt hat. Jetzt nennt er mich ſeinen **großen Schauſpieler**, ſeinen **Garrick**, ſein **liebes Kind**. Dieß ſind Benennungen, die ich nur ſeiner Güte gegen mich verdanke; allein

den Titel, den ich im Grunde meines Herzens anerkenne, iſt der eines ehrerbietigen, und von Dankbarkeit durchdrungnen Zöglings.

Muß ich nicht von dieſen Geſinnungen durchdrungen ſeyn, da ich dem Herrn von Voltaire allein die erſten Begriffe meiner Kunſt verdanke, da der Herzog von Aumont allein in Rückſicht auf ihn, mir die Freyheit erlaubte, im Monat Sept. 1750 frey ſpielen zu können.

Die Folge dieſer erſten Schritte iſt geweſen, daß ich, durch eine unabläßige Ausdaurung, endlich nach 17 Monaten alle Hinderniſſe der Stadt und des Hofes überſtiegen habe, und in die Liſte der Königl. Schauſpieler im Monat Februar 1752 bin eingeſchrieben worden.

Wer dieſe umſtändlichen Anführungen lieſt, den Zuſammenhang der Umſtände bemerkt, wird einſehen, daß ich nicht jenen Undankbaren gleiche, die über eine Wohlthat erröthen, und die, um das Maaß ihrer Schändlichkeit voll zu machen, ihre Wohlthäter unwürdig verläumden. Ich habe mehrere gekannt, die ſich ſo gegen den Herrn von Voltaire betragen haben. Ich bin Zeuge von Diebſtählen geweſen, die Leute von allerley Ständen gegen ihn begangen haben. Er hat einige bedauert, andre in der Stille verachtet, aber nie ſich an irgend einem gerächt. Die Buchhändler, die er durch

die vielen Ausgaben ſeiner Werke ſchrecklich bereicherte, haben ihn immer öffentlich angegriffen. Allein keiner von ihnen hat ſich unterſtanden, Ihn gerichtlich zu belangen, weil ſie alle Unrecht hatten.

Herr von Voltaire iſt ſeinen Freunden immer treu geblieben. Sein Karakter iſt heftig, ſein Herz gut, ſeine Seele mitleidig und gefühlvoll. Im äuſſerſten Grade bey den Lobſprüchen beſcheiden, womit ihn Könige, Gelehrte und das Volk überhäuft haben, das zuſammenkam, ihn zu hören und zu bewundern; — gründlich und gerecht in ſeinen Urtheilen über die Werke Anderer; — voller Annehmlichkeit, Höflichkeit und Rei; im geſellſchaftlichen Umgange; — unbiegſam über die Perſonen, die ihn beleidigt haben; — das iſt ſein Karakter nach der Natur gezeichnet.

Man kann ihm nie den Vorwurf machen, daß er ſeine Feinde zuerſt angegriffen hat. Allein, waren die erſten Feindſeligkeiten begangen, ſo zeigte er ſich wie ein Löwe, der aus ſeiner Höhle hervortrit, und des Anbellens der Spitzhunde müde, ſie durch den bloßen Anblick ſeiner ſtachlichten Mähne zum Schweigen bringt. Einige warf er zu Boden, indem er ſie unter ſeiner majeſtätiſchen Tatze krümmte; die andern ergriffen die Flucht.

Ich habe ihn tauſendmal ſagen hören, er bedauere es verzweifelt, daß er nicht der Freund Crebillons habe ſeyn können, daß er ſtets die Talente deſſelben höher wie ſeine Perſon geſchätzt habe; allein, daß er es ihm nie vergeben können, daß er ſich der Aufführung ſeines Mahomets widerſetzt habe.

Ich will von der Erhabenheit der Talente des Hrn. v. Voltaire in allen Fächern nichts ſagen. Es iſt kein Fach, worin er nicht viele Gelehrſamkeit, viele Feinheit, vielen Geſchmack und Philoſophie gezeigt hat. Uebrigens kommt es ganz Europa zu, ſeine Lobrede zu machen. Seine Werke, die ſich von einem Pole bis zum andern verbreitet haben, bieten hinlänglichen Stoff dazu dar. Glücklich der, der dieſe Werke recht zu ſchätzen wiſſen, und von einem ſo berühmten und ſeltnen Manne würdig reden wird! Jedermann kennt ſeine leichte Fertigkeit im Schreiben; allein keiner hat das geſehen, wovon meine Augen bey dem Trauerſpiele Zulime Zeuge geweſen ſind.

Sein Sekretair hatte den fünften Akt dieſes Trauerſpiels verſchmiſſen, oder ihn als eine unnütze Kladde verbrannt. Herr von Voltaire verfertigte ihn in ſehr kurzer Zeit wieder, und zwar nach neuen Ideen, die ihm die Umſtände eingaben.

Ich habe geſehen, daß er die Rolle des **Cicero** in dem vierten Akt des **befreyten Roms** von neuem machte, als wir dieſes Stück im Auguſt 1750 auf dem Theater der Herzogin **von Maine** auf dem Schloſſe Sceaux aufführten. Ich glaube, man kann nichts wahreres, rührenderes und hinreißenderes als den Hrn. **von Voltaire** in dieſer Rolle hören. Es war in der That **Cicero** ſelbſt, der von der Tribune über den Zerſtöhrer des Vaterlandes, der Geſetze, der Sitten der Religion donnerte. Und folgendes werde ich nie vergeſſen. Als die Herzogin von **Maine** ihm ihr Erſtaunen und Bewundern über die neue Rolle bezeigt hatte, die kurz vorher von ihm gemacht war, fragte ſie ihn, wer die Rolle des **Lentulus Sura** geſpielt hätte. Herr von **Voltaire** antwortete ihr: „**Madame, der hat ſie geſpielt, der der beſte von allen iſt.** „Der arme Held, den er mit ſo vieler Güte behandelte, war ich ſelbſt; und dieß ſchmeichelte eben den Marquis, Grafen und Rittern nicht ſehr, deren Spielkollege ich damals war.

Ich will dieſen Aufſatz nicht beſchließen, ohne noch einige mir bekannte **Anekdoten** anzuführen, die vielleicht dazu dienen werden, den **Karakter** des Herrn **von Voltaire** noch etwas näher kennen zu lernen.

Es iſt bekannt, daß nach dem Tode des berühmten Baron und nach dem Abgange Beaubourgs, die Stelle dieſer beyden großen Akteurs dem Hrn. Sarraſin gegeben wurde, der damals nur noch ſehr von weitem den Fußſtapfen ſeiner Vorgänger folgte. Dieß zog ihm einen witzigen Einfall von Voltaire zu. Dieſer hatte ihm die Rolle des Brutus in dem Trauerſpiele gleiches Namens übertragen. Man probirte das Stück auf dem Theater, und das weibiſche Weſen des Sarraſin bey ſeiner Anrufung des Gottes Mars, die wenige Entſchloſſenheit, Größe und Majeſtät, die er in dem erſten Akt zeigte, machten Voltaire ſo unwillig, daß er mit einer bittern Ironie zu ihm ſagte: „Denken Sie doch, mein Herr, daß Sie Brutus, der entſchloſſenſte aller römiſchen Konſuls ſind, und man den Gott nicht ſo anreden muß, als wenn Sie ſagten: Ach! liebe Mutter Marie! mache, daß ich ein Loos von hundert Livres in der Lotterie gewinne!

Der Erfolg von dieſer neuen Art, Unterricht zu ertheilen, war, daß Sarraſin dadurch weder nachdrücklich entſchloßner, noch mannhafter wurde. Denn beydes lag nicht in ſeinem Karakter, und er war nur in pathetiſchen Rollen ein guter Schauſpieler. Er ver-

ſtand die Kunſt nicht, die Leidenſchaften mit Nachdruck vorzuſtellen. Man ſah bey ihm nie den Geiſt des Mithridates noch die edle Hoheit des Auguſts.

Man kennt den Ruhm, den ſich die Mamſell **Dumesnil** in der Rolle der **Merope** erworben, und den ſie ſeit 20 Jahren beſtäudig erhalten hat. Indeß ſchützte ſie eben dieſer Ruhm nicht vor der Satyre Voltairs. Als er die Merope zum erſtenmale probiren ließ, fand er, daß dieſe berühmte Aktrice weder Stärke noch Heftigkeit genug in dem 4ten Akt zeigte, wenn ſie auf dem Polyphontes ſchimpft. „**Man** muß, ſagte die Mamſell Dumesnil zu ihm, **den Teufel im Leibe haben, wenn man den Ton erreichen will, den ich nach Ihrer Meynung haben muß.**“ „**Ja freylich!** verſetzte ihr Hr. von Voltaire, **muß man den Teufel im Leibe haben, wenn man ſich in allen Künſten auszeichnen will.** Und Hr. von Voltaire ſagte damals, wie ich glaube, eine große Wahrheit.

Ein ſehr junges und artiges Mädchen, die Tochter eines Parlementsprokurators ſpielte mit mir auf dem Theater des Hrn. von Voltaire, die Rolle der Palmire im Mahomet. Dieſes liebenswürdige Kind, das erſt 14 Jahr alt war, konnte bey weitem die Verwünſchungen

nicht mit Stärke und Nachdruck herausbringen, die ſie gegen ihren Tyrannen ausſtößt. Sie war bloß jung, artig und intereſſant. Auch benahm ſich Hr. von Voltaire mit mehrerer Gelindigkeit gegen ſie. Um ihr zu zeigen, wie wenig ſie das Eigenthümliche ihrer Rolle treffe, ſagte er zu ihr. „Stellen Sie ſich vor, Mamſell, daß Mahomet ein Betrüger, ein Schurke, ein Böſewicht iſt, der ihren Vater hat ermorden laſſen, der ihren Bruder vergiftet, und der, um ſeine guten Werke zu krönen, durchaus bey Ihnen ſchlafen will. Wenn alle dieſe kleinen Streiche Ihnen ein gewiſſes Vergnügen machen, ja! dann haben Sie recht, gegen Mahomet ſo ſanft zu verfahren, wie Sie thun. Allein, iſt Ihnen dieſes etwas zuwider, ſo ſehen Sie, wie Sie ſich gegen ihn benehmen müſſen.“

Hr. von Voltaire wiederholte darauf eben dieſe Verwünſchungen, und gab der armen Unſchuldigen, die vor Schaam erröthete und vor Angſt zitterte, eine um ſo ſchätzbarere Lehre, da die Vorſchrift mit dem Beyſpiele verbunden war. Sie wurde in der Folge eine ſehr angenehme Schauſpielerin.

Als ich im Jahre 1755 zu Delices, nahe bey Genf, in dem Hauſe war, das Hr. von Voltaire kurz vorher von dem Generalproku-

reur **Tronchin** gekauft hatte, vertraute er mir ſeinen chineſiſchen Wayſen an, den er in drey Aufzügen verfertigt hatte, und ſeinen verborgnen Schatz nannte. Indem ich mit ihm über dieſes Stück, das eben ſo würdig abgefaßt als von einer ganz neuen Art war, ſprach, ſagte er zu mir: Sie haben, mein Freund, eine von Natur ſehr ſanfte Beugung der Stimme. Nehmen Sie ſich wohl in Acht, ſie nicht in der Rolle des **Gengis** anzubringen. Sie müſſen's ſich wohl vorſtellen, daß ich einen Tiger habe mahlen wollen, der, indem er ſein Weibchen liebkoſet, ſeine Klauen in ihre Eingeweide ſtoßt. Wenn Ihre Kollegen das Werk zu lang finden, ſo erlaube ich ihnen, Verkürzungen zu machen. Es ſind Bürger, die man bisweilen dem Wohl der Republik aufopfern muß; allein ſehen Sie dahin, daß man Maaße gebraucht. Denn falſche Kenner ſind bey dieſer Art Veränderungen oft mehr zu fürchten, als gute einfältige Dummköpfe."

Nach meiner Abreiſe von Ferney fiel es Hrn. von Voltaire im Monath April 1762 ein, das Trauerſpiel, den chineſiſchen Wayſen, auf ſeinem kleinen Theater aufführen zu laſſen. Der Buchhändler **Cramer** aus Genf hatte ſich unter dem Herzoge von **Villars** zu der Rolle des Gengis geübt. Man weiß, wie ſehr ſich

dieſer Herr den Vorzug zuſchrieb, gut ſpielen lehren zu können. Sein Zögling Cramer wurde auch ein froſtiger und matter Deklamateur. Voltaire bemerkte dieß bald. Gleich bey der erſten Probe ſah er ein, daß man zugleich Herzog, ſchöner Geiſt und der Sohn eines großen Mannes ſeyn könne; allein, daß keiner von dieſen Titeln die Gabe ertheile, die ſchönen Künſte zu lehren, Kenntniſſe, um ſie gründlich zu verſtehen, und Geſchmack, ſie gut zu beurtheilen.

Hr. von Voltaire fieng an, ſeinen **Cramer** auszuziſchen, und verſprach, ihn ſo lange zu quälen, bis er ſeinen Vortrag geändert habe. Der getreue Genfer wandte unglaubliche Mühe an, das wieder zu vergeſſen, was ihm ſein herzoglicher Lehrer beygebracht hatte, und kam nach 14 Tagen nach Ferney zurück, um von neuem ſeine Rolle mit dem Hrn. von Voltaire zu probiren. Dieſer bemerkte eine große Veränderung an ihm, und rief voller Freude der Frau Denis zu. „**Gott ſey Dank, meine Nichte! Cramer hat den Herzog verſchluckt!**“

Seit mehr als 30 Jahren hatte man, wenn man etwa den ränkiſchen Unwillen ausnimmt, der gegen die **Adelheit von Quesclin** erregt wurde, noch nie eine ſo ſtarke Kabale wie die

geſehen, die bey der erſten Aufführung des Trauerſpiels Oreſts gegen Voltaire entſtand. Das Stück wurde von drey bis acht Uhr ausgeziſcht. Indeß erhielt der beſſere Theil des Publikums, deſſen Urtheil allein fortdauert, weil es unpartheyiſch iſt, bisweilen das Uebergewicht über die fanatiſchen Anhänger Crebillons, und bezeigte dann ſeine Zufriedenheit durch das unverdächtigſte Beyfallsgeklatſche. In dieſen Augenblicken des Taumels und der Entzückung, lehnte ſich Hr. von Voltaire mit halbem Leibe aus der Loge heraus, und rief mit aller Macht: „Klatſcht! Klaſcht! brave Athenienſer. Denn dieß iſt ganz der Sophokles!“

Dieſe Freymüthigkeit und bewundernswürdige Geiſtesgegenwart bezeichneten zu jeder Stunde des Tags den einzigen Mann, von dem ich jetzt einige Anekdoten mitgetheilt habe. Hier iſt noch eine, die ihn ſo darſtellt, wie ihn die Natur geſchaffen hatte, nämlich lebhaft, beredt und ſtets Philoſoph.

Im Jahre 1743 fiel Hrn. von Voltaire bey der dritten oder vierten Vorſtellung der Merope ein Fehler des Dialogs in den Rollen des Polyphontes und Erox auf. Als er von der Marquiſe von Chatelet zurück kam, bey der er zu Abend geſpeiſet hatte, verbeſſerte er das,

was ihm in dieſem Auftritte des erſten Akts fehlerhaft geſchienen hatte, machte ein Paquet aus ſeinen Verbeſſerungen, und befahl ſeinem Bedienten, es nach dem Hrn. Paulin zu bringen, einem ſehr ſchätzbaren Manne, aber mittelmäßigen Schauſpieler, den er, wie er ſagte, nach der Bratenuhr aufzog, um die Rolle der Tyrannen zu ſpielen. Der Bediente bemerkte ſeinem Herrn, daß es ſchon mehr als Mitternacht ſey, und daß er um dieſe Zeit den Hrn. Paulin nicht mehr auf finden würde. „Geh! Geh! ſagte Voltaire, die Tyrannen ruhen nie!“

Satyriſche Elegie beym Grabe Ludwigs des XIVten, die fälſchlich Voltaire zugeſchrieben wurde, und ihn im Jahre 1716 in die Baſtille brachte; oder das Gedicht Les j'ai vu; — Ich habe es geſehen.

Traurige, klägliche Gegenſtände! Ich habe die Baſtille und Vincennes, das Chatelet und Bicetre und tauſend Gefängniſſe mit braven Bürgern, mit treuen Unterthanen angefüllt geſehen. Ich habe die Freyheit geraubt, die Vorſchriften der geſunden Vernunft unter-

drückt geſehen. Ich habe das Volk in harter Sklaverey ſeufzen geſehen; die Soldaten habe ich wild murren, und vor Durſt und Hunger, vor Aerger und Wuth beynahe berſten ſehen. Ich habe die Weiſen widerſprochen, ihre Vorſtellungen fruchtlos geſehen. Obrigkeiten habe ich durch ſchreyende Auflagen und ungerechte Verordnungen ganze Städte bedrücken geſehen. Ich habe geſehen, daß in der Geſtalt eines Weibes — (der Frau von Maintenon) ein böſer Geiſt uns Geſetze auflegte, ſeinen Gott, ſeine Religion und ſeine Seele dahin gab, um einen leichtgläubigen König zu verführen. Ich habe einen fürchterlichen Mann (den Marquis d'Argenſon geſehen, der als ein barbariſcher Feind des ganzen Menſchengeſchlechts, mit den Waffen in der Hand, die Polizey in Paris ſcheußlich verwaltete. Die Tyrannen habe ich ungeſtraft, die Leute von Ehre verfolgt, verbannet geſehen. Ich habe ſelbſt den Irrthum allenthalben triumphiren, die Wahrheit verrathen, und den Glauben wankend geſehen. Ich habe die heilige Stätte geſchändet, das Kloſter Port-Royal aufgehoben, ich habe die ſchwärzeſte Handlung geſehen, die je geſchehen, deren Sündlichkeit das Waſſer des ganzen Oceans kaum abwaſchen kann, und die unſre Enkel einſt kaum werden glauben

können. An heiliger Stätte habe ich Ruchloſigkeiten geſehen, geſehen, daß entweichende Böſewichter die Manen von Verſtorbnen im Grabe beunruhigten, die mit dem Stempel der Unſterblichkeit bezeichnet ſind. Und das iſt noch nicht alles. Ich habe Prälatenſtellen verkaufen, oder ſie intriguanten Betrügern zum Lohn werden ſehen. Ich habe geſehen, daß Würden Dummköpfen gegeben wurden, daß Perſonen von keinem Werthe die erſten Aemter bekamen. Heilige Prälaten habe ich die Opfer des göttlichen Feuers werden ſehen, das ſie beſeelet. O Zeiten! O Sitten! Ich habe in dieſem verruchten Jahrhunderte geſehen, daß der Kardinal, der die Zierde von Frankreich, der noch größer, noch heiliger war, als man ihn ſchilderte, die Wirkungen einer ſchrecklichen Rache empfand. Den ſcheinheiligen Gottloſen habe ich geehrt, und, was alles geſagt heißt, den Jeſuiten angebetet geſehen. Ich habe dieſe Uebel unter der traurigen Regierung eines Königs geſehen, den einſtens der Zorn des Himmels aus Rache unſern brennenden Wünſchen verlieh. Alle dieſe Uebel habe ich geſehen — **und bin kaum zwanzig Jahr alt.**

Erklärung Voltairs an den König von Preuſſen, die er dem Reſidenten deſſelben zu Frankfurt, Hrn. Freytag, im Jahre 1753 zuſtellte.

„Ich bin meinem Tode nahe. Ich bezeuge vor Gott und allen Menſchen, daß, obgleich ich nicht mehr in Dienſten Sr. Majeſt. des Königs bin, ich Ihm nicht weniger ergeben und Seinem Willen für die wenige Zeit unterworfen bin, die ich noch zu leben habe.

Er läßt mich zu Frankfurt wegen Seiner Poeſien arretiren, die Er mir geſchenkt hatte. Ich bleibe ſo lange in Verhaft, bis dieß Buch von Hamburg kommt. Ich habe an den Miniſter Sr. Preuſſiſchen Majeſtät zu Frankfurt alle die Briefe abgegeben, die ich als theure Beweiſe der Gnade aufbewahrte, womit Sie mich beehrt hatten. Ich will zu Paris alle die andern Briefe wieder ausliefern, die Er von mir zurückfodern läßt.

Se. Majeſtät wollen einen Kontrakt wieder haben, den Sie die Gnade hatten mit mir zu machen. Ich bin gern bereit, ihn, wie alles übrige wieder herauszugeben, und werde ihn, ſobald ich ihn wiedergefunden habe, abliefern, oder abliefern laſſen. Dieſe Schrift, die gar kein Kontrakt, ſondern eine bloße Be-

willigung von der Gnade des Königs war, und gar keine verbindliche Folgen hatte, was auf einem Papiere enthalten, das halb ſo klein als dasjenige war, was d'Arget aus meinem Zimmer zum Könige nach Potsdam brachte. Es enthielt nichts weiter als meinen Dank für die Penſion, die Se. Majeſt. mir — mit Erlaubniß des Königs, meines Herrn — und meiner Nichte nach meinem Tode bewilligte, und für das Ordenskreuz und den Kammerherrnſchlüſſel.

Der König von Preuſſen hatte die Gnade, unter dieß kleine Billet, ſo viel ich mich erinnere, folgendes zu ſchreiben. „**Ich unterzeichne mit Vergnügen den Kontrakt, den ich ſchon vor mehr als 14 Jahren gern unterzeichnen wollte.**" Dieſes Papier, das Sr. Majeſtät, mir und dem Publikum durchaus unnütz iſt, ſoll ſicherlich zurückgegeben werden, ſobald ich es unter meinen andern Papieren wiederfinde. Ich kann und will nicht den geringſten Gebrauch davon machen. Um allen Argwohn aus dem Wege zu räumen, erkläre ich mich des Majeſtätsverbrechens gegen den König von Frankreich, meinen Herrn, und gegen den König von Preuſſen ſchuldig, wenn ich das Papier nicht wieder ausliefere, ſobald es in meinen Händen iſt.

Meine Nichte, die in meiner Krankheit bey mir iſt, verpflichtet ſich eben ſo eidlich, es zurück zu geben, wenn ſie es wiederfindet. In Erwartung, meine Papiere zu Paris mittheilen zu können, erkläre ich erwähnte Schrift gänzlich für ungültig; erkläre, nichts von Sr. Majeſt. dem Könige von Preuſſen zu fodern zu haben. Ich erwarte auch, in dem ſchrecklichen Zuſtande, worin ich mich befinde, nichts von Ihm, als das Mitleiden, das Seine Seelengröße einem ſterbenden Manne ſchuldig iſt, der alles aufgeopfert, alles eingebüßt hat, um ſich Ihm zu ergeben, der ihm mit Eifer, mit Nutzen gedient, ſich nie gegen ihn vergangen hat, und auf die Güte ſeines Herzens rechnete. Ich bin genöthigt, dieß zu diktiren, da ich nicht ſchreiben kann. Ich unterſchreibe mit dem tiefſten Reſpekt, der reinſten Unſchuld und dem lebhafteſten Schmerzen."

Voltaire.

Ende.

90 h 13

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Condorcet, Jean Antoine Nicolas de Caritat <<de>>, / Stöver, Dietrich Heinrich, / Voltaire,

Leben Voltairs

Berlin 1791

Biogr. 1214
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067687-4
VD18 15297039